Lina Heydrich

Leben mit einem Kriegsverbrecher



Ludwig

Lina Heydrich

Leben mit einem Kriegsverbrecher

mit Kommentaren von

Werner Maser

VERLAG W. LUDWIG
8068 Pfaffenhofen

Satz und Druck: Ilmgaudruckerei, Pfaffenhofen/Ilm
Umschlagentwurf: Verlag W. Ludwig
Printed in Germany

ISBN 3-7787-1025-7
Titelfoto: Hochzeitsfoto von Lina und Reinhard Heydrich

Wir umarmen uns noch einmal. Ich begleite meinen Mann, Reinhard Heydrich, vor das Portal des Schlosses Jungfern-Breschan, in dem wir wohnen. Reinhard steigt in den offenen Mercedes, der sofort anfährt. Ich winke. Mein Mann winkt zurück.
Der Chef der Gestapo, General der Polizei und Stellvertretende Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, begibt sich turnusgemäß nach Berlin, wo er zwei Tage bleiben will.
Ich kehre zurück ins Haus. Marta, das Zimmermädchen, empfängt mich mit weinerlicher Stimme. „Oh, welch ein Abschied", sagt sie stockend.
Der Tag, es ist der 27. Mai 1942, nimmt seinen Lauf. Gegen 15 Uhr wird mir gemeldet, daß Dr. Horst Böhme mich zu sprechen wünsche. Ich bin erstaunt. Was will er hier? Ist etwas mit seiner Frau ...? Was ist geschehen? Und dann höre ich es auch schon: „Auf Ihren Mann", beginnt er stockend, „ist ein Attentat verübt worden. Er lebt — und liegt im Lubowka-Krankenhaus in Lieben. Sie können zu ihm".
Ein Attentat, durchfährt es mich; aber ich bin trotz allem ruhig. Unser Leben hat uns gelehrt, mit solchen „Überraschungen" zu rechnen. Chef der Geheimen Staatspolizei zu sein, das habe ich längst erfahren, ist keine beneidenswerte Aufgabe im Reiche Adolf Hitlers. Ich denke blitzartig an unsere Kinder, an Klaus, Heider und Silke — und an das noch Ungeborene ... Jetzt kommt es, so ahne ich schlagartig, auf mich an, was aus uns wird.
Sofort fahre ich nach Prag. Prof. Gerhardt, der deutsche Botschafter, kommt mir auf dem Flur des Krankenhauses entgegen. Auch Prof. Knaus, mein Arzt, ist da. Ich werde in das Krankenzimmer geführt. Reinhard, inzwischen zweimal von den Professoren Dieck und Hohlbaum operiert, ist zwar bei Besinnung; aber er kann kaum sprechen. „Denk an unsere Kinder", sagt er. Dann werde ich auf wankenden Beinen hinausgeführt. Knaus gibt mir eine Spritze.
Der Wagen bringt mich wieder nach Jungfern-Breschan zurück.
Ich wiederhole meine Besuche täglich. Es geht Reinhard jeden Tag besser. Ich darf Boullion mitbringen, die ich ihm selber kochen soll.

Doch in der Nacht vom 3. zum 4. Juni werde ich jäh aus dem Schlaf gerissen. Ich soll sofort ins Krankenhaus kommen. Eine schlimme Wendung ist eingetreten. Die Nacht ist kalt; ich friere. Meine Zähne klappern. Mir zittern die Hände. Meine Tasche fällt auf den Boden des Fonds, wo ich sie einfach liegen lasse. Alles kommt mir nun so unwichtig vor. Dann stehe ich vor dem Bett meines Mannes, der bereits im Koma liegt. Man führt mich fort und gibt mir eine Betäubungsspritze. Als ich wieder erwache, ist Reinhard tot.

Es ist der 4. Juni 1942, 10 Uhr früh, als der Rundfunk meldet:

> Der Obergruppenführer und General der Polizei, Chef der Geheimen Staatspolizei und des Reichssicherheitsdienstes, der Stellvertretende Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, Reinhard Heydrich, ist heute seinen Verletzungen erlegen.

Staatstrauer wird angeordnet, für die Trauerfeierlichkeiten in Prag und Berlin ein bislang nicht gekannter Aufwand in die Wege geleitet. Der Staat trägt einen treuen Diener zu Grabe. Auf dem „Invalidenfriedhof" in Berlin erhält er ein einfaches Soldatengrab mit einem Holzkreuz, auf das sein Stahlhelm gestülpt wird. Als Soldat hat er sich immer gefühlt, und so ist er auch gestorben. Da ich mich krank und elend fühle und meiner Niederkunft entgegensehe, nehmen an meiner Stelle unsere beiden Söhne Klaus und Heider an der Trauerfeier in der Reichskanzlei teil.

Es ist ein offizieller Staatsakt. Auf Burg Jungfern-Breschan hatte Reinhard auf dem Katafalk zunächst in der „Reinhard Heydrich Halle" gelegen, bevor er auf dem für die Bevölkerung geschlossenen Burghof aufgebahrt worden war. SS-Gruppenführer, Generalleutnante der Polizei, Generale der Wehrmacht, Generalmajore der Waffen-SS, zwei SS-Brigadeführer und zwei führende Vertreter der NSDAP, hatten die Ehrenwache gehalten, der Staatspräsident Dr. Emil Hácha sich vor dem Katafalk verneigt. Für Berlin hatte Dr. Goebbels einen Einsatzstab gebildet, der das Staatsbegräbnis

arrangierte. Nach dem Eintreffen des Sarges auf dem Anhalter Bahnhof war er zunächst in das Prinz-Albrecht-Palais und von dort in die neue Reichskanzlei überführt worden, wo im Mosaiksaal ein Staatsakt stattgefunden hatte. Auf dem Invalidenfriedhof war Hitler in Begleitung Heinrich Himmlers eingetroffen, der nach der Trauermusik aus Richard Wagners „Götterdämmerung" sprach. Hitler hatte einen Kranz niedergelegt und meinen Söhnen und unseren Verwandten das Beileid ausgesprochen. Dann war er wieder gegangen.

Zehn Tage nach dem Tode meines Mannes habe ich Geburtstag. 32 Jahre sind es her, seit ich in Avendorf auf der Insel Fehmarn als Tochter des Lehrers Jürgen von Osten zur Welt gekommen bin. Eine junge Witwe — und „kinderreich" dazu, wie es damals hieß. Mein Vater kommentierte meine Geburt, bei der weder ein Arzt noch eine Hebamme zugegen waren, wie meine Mutter mir später erzählte, mit dem Satz: „Sie ist ohne Hilfe zur Welt gekommen; sie wird auch ohne Hilfe durch die Welt kommen." Den Menschen aus unserer Gegend sagt man nach, daß sie manchmal das „zweite Gesicht" hätten und in die Zukunft sehen könnten. Daran, und an die Bemerkung meines Vaters, habe ich gedacht, als ich im Herbst 1945 nach einer halbjährigen Flucht mit drei Kindern, halb nackt und aller Mittel bloß, als Frau eines „Kriegsverbrechers" wieder an die Tür meines Elternhauses klopfte.

Fünfzehn Jahre vor diesem Ende bin ich Reinhard Heydrich zum erstenmal begegnet. 1927 hatte ich die Schule in Oldenburg mit der mittleren Reife verlassen, nachdem meine Mutter, noch ganz im Überlieferten gefangen, von mir verlangte, daß ich „zwischendurch" erst einmal die „Löffel im Kochtopf" umrühren — und vor allen Dingen, wie sie sagte, „Fehmarnsche Klöße" kochen lernen sollte. Während dieses „Lehrjahres" in Mutters Küche, übrigens die einzige wertbeständige „Anlage" in meinem Leben, bemühte ich mich um einen Platz in der Mädchenberufsschule in Kiel. Technische Lehrerin wollte ich werden, was in Vaters Augen gar kein richtiger Beruf war. Im Henriettenhaus in der Kieler Körnerstraße, einem Haus des „Vereins der Freundinnen junger Mäd-

chen", kam ich unter. Drei Jahre habe ich in diesem Heim gewohnt, das mich vor allem an die erste Zeit mit Reinhard Heydrich erinnert. Im November 1930, ich hatte inzwischen die Aufnahmeprüfung für die höhere Fachschule bestanden und war dabei, Gewerbelehrerin zu werden, begegnete ich dem Mann, der schließlich mein Schicksal wurde.

Angefangen hat es so: Wir, d. h. vier junge Mädchen, saßen im Zimmer Nr. 18 des Henriettenhauses und fanden den Tag trostlos. Das schmale Taschengeld war längst verbraucht, der Malzkaffee ausgetrunken und der Kuchen aufgegessen, den die vier Mütter allwöchentlich wechselweise schickten.

„Lina, erzähl' von deinen Tanten", fordern die Mädchen. Das ist an solchen Tagen immer der letzte Ausweg. Ich habe sechs Tanten, Schwestern meiner Mutter. Da sie zum Teil ohne eigene Kinder sind, zeigen sie ein besonderes, nicht selten aufdringliches Interesse für ihre Nichten. Ich räche mich insgeheim damit, daß ich ihre Angewohnheiten und Redensarten karikiere, ihre Besonderheiten nachmache, und wenn es damit nicht genug ist, auch ein wenig hinzudichte. Das erheitert andere, und ich selber habe Spaß daran, das Geschehen aus der Ernsthaftigkeit ins Spaßige zu übersetzen. Aber heute bin ich nicht zu solchen Späßen aufgelegt. Ich habe mein Problem. Seit ungefähr einem Jahr existiert in der Schule ein Ruderverein, der Mitglied der Schleswig-Holsteinischen Segel- und Rudervereinigung ist. Am 6. Dezember soll in der Tonhalle ein großer Ball stattfinden. Wulf, der Sohn eines Landwirts aus meinem Nachbardorf, hat mir gesagt, daß er gern zu diesem Fest gehen möchte und daß er sich freuen würde, auch mich dort zu treffen. In der Schule ist ein Rundschreiben herumgereicht worden, in dem die Schülerinnen aufgefordert werden, aus jeder Klasse eine Abgeordnete zum Fest zu entsenden. Obwohl ich es für reizlos halte, sich lediglich als „Abgeordnete ins Vergnügen zu stürzen", habe ich mich gemeldet, weil ich hoffte, dort Wulf zu sehen. Die Vertreterin einer anderen Klasse will sich mir anschließen und eine Freundin, die bereits die Schule absolviert hat und ihr Praktikum in der Universitätsklinik macht, möchte auch mitkommen. Drei

Tage vor dem Fest sagt Wulf ab. Er muß auf Hof und Vieh aufpassen.
Unter diesen Umständen will ich mich zurückziehen. Doch die anderen jungen Damen appellieren an mein Wort, und so bleibt mir schließlich nichts anderes übrig, als doch mitzugehen. Als wir ankommen, sehen wir, daß die überwiegenden Teilnehmer Schüler sind, in der Hauptsache Mädchen. Wir halten uns im Hintergrund. Ich weiß nicht, wie lange wir dort gesessen und uns gelangweilt haben, als ich sage, daß ich gehen wolle. Was sollte man bei diesem Massenandrang von Geschlechtsgenossinnen ohne Tänzer? Doch als ich mich gerade erheben will, erscheinen zwei Seeoffiziere. Ein kleiner Dunkler und ein großer Blonder. Sie bitten uns zum Tanz und bemühen sich, uns für sie zu interessieren. Mit einer argen Täuschung erreichen sie es, zwei von uns, eines bin ich, an ihren Tisch zu manövrieren.
Der dunkle Offizier heißt von Manstein. Während ich, die Adelige aus dem Dorf, bei der Vorstellung überlege, woher er wohl kommen mag, verneigt sich der andere soldatisch knapp vor mir und sagt: „Heydrich, Reinhard Heydrich."
Er begleitet mich und bittet an der Haustür um ein Wiedersehen. Dieser Abend war bedeutungsvoll für mich. Ich empfinde Sympathien für den zielstrebigen und doch zurückhaltenden Mann. Ich möchte ihn näher kennenlernen. Zwei Tage später treffen wir uns, am folgenden Tage auch. Im Hohenzollernpark, den wir in der Länge und der Breite durchwandern, tasten wir uns zueinander hin. Reinhard Heydrich erzählt mir von seinem Elternhaus, insbesondere von seiner Mutter, die er offenbar sehr liebt. Mir ist, als wolle er sein ganzes Leben vor mir ausbreiten. Da ist nichts von Flirt, von Gefallenwollen, von Begehr oder gar Begierde. Es ist ein ganz einfach schlichtes Sich-zu-erkennen-Geben mit viel Wärme, viel Vertrauen. Er gibt sich nicht als Verliebter, sondern als Kamerad, als Freund — und ist doch eigentlich viel mehr. Er lotet unser Zusammensein aus, durchleuchtet es. Als ich nach Hause komme, bin ich nicht mehr der gleiche Mensch. Mit ist etwas Wundersames begegnet, hat mich verändert.

Am nächsten Tag wollen wir ins Theater gehen. Dazu brauche ich einen Haustürschlüssel; denn bis 22 Uhr werde ich nicht zu Hause sein, und danach ist die Tür verschlossen. Ich muß also bitten, muß erklären ... „Sehr geehrtes Fräulein Pommerenk", stelle ich mir zunächst vor, werde ich brav beginnen und dann fortfahren: „Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, mir für heute abend einen Haustürschlüssel auszuhändigen. Ich muß nämlich unbedingt ins Theater, weil da jemand ist, der ..." Nein, so kann man es nicht sagen. Ich weiß schon nicht mehr, was ich sagen und was ich tun soll. Plötzlich stehe ich vor der Tür, klopfe an — und darf eintreten. Fräulein Pommerenk, unser Vorsteherin, sitzt hinter ihrem Schreibtisch, das grau gescheitelte Haar über dem alten, etwas breiten Gesicht mit dem gutmütigen Doppelkinn glänzt unter der altmodischen Lampe. Ich sehe sie an und bringe kein Wort heraus. „Nun, mein Kind", fragt die ältliche Dame, „was wünschst Du?" „Bitte", beginne ich erregt, „geben Sie mir heute einen Haustürschlüssel. Es ist furchtbar wichtig ..." Sie lächelt und fragt gütig: „Ist es so wichtig?" Ich bejahe — und bekomme den Schlüssel. Erst als ich mich bedankt habe und gehe, ruft sie mir nach: „Morgen früh gibst Du ihn zurück." Morgen früh? Solange brauche ich ihn nicht. Wir gehen doch nur ins Theater.

Der Oberleutnant zur See hat seine beste Uniform angelegt. Es fehlt nicht einmal der „Spanier", ein Umhang für besonders festliche Gelegenheiten.

Viele, viele Jahre sind seitdem vergangen, und immer noch sehe ich mich an der Seite Reinhard Heydrichs das Theater verlassen, ohne überhaupt bemerkt zu haben, was gespielt worden ist. Er führt mich — behutsam — in ein kleines Weinlokal in der Brunswick. Als Schülerin bin ich nicht gewohnt, ein Weinlokal zu besuchen, und ich empfinde das Einmalige, das Besondere. Wir sprechen nicht viel, sondern schweigen eigentlich nur miteinander. „Wer bin ich schon?", frage ich mich in Gedanken, „eine zwanzigjährige Schülerin — und sonst nichts. Und er, der Seeoffizier, der doch sicher schon ein Stück von der Welt gesehen hat, sitzt hier und langweilt sich mit mir ... fürchte ich. Ich schweige, weil ich in

seiner Anwesenheit stumm bin; aber er ... Und dann, ich fühle, daß er etwas sagen will, und er tut es. Ganz ruhig fragt er mich: „Wollen Sie meine Frau werden?"

Ich bin Schülerin. In wenigen Monaten soll ich mein Abitur machen. Mein Vater ist Dorfschullehrer. Wir sind arm. Ich soll einen Beruf erlernen und „etwas werden aus eigener Kraft". Die Mühe der Eltern verlangt ihre Achtung. Was weiß Reinhard Heydrich schon von uns? Alles das schießt mir durch den Kopf; aber ich bringe eine ganze Weile kein Wort heraus. Und dann sage ich: „Mein Gott, Herr Heydrich, Sie kennen ja überhaupt nicht meine Eltern, wissen nichts vom Beruf meines Vaters. Sie sind Seeoffizier und haben Ihr Reglement, Ihre Heiratsvorschriften." „Das wird sich einrichten lassen", unterbricht er mich und fährt lächelnd fort: „Ich will nicht Ihren Vater heiraten, sondern möchte Sie zur Frau."

Nun berichte ich ihm von meiner Familie, von meinen Eltern, meinem Bruder, von den Tanten und den anderen Verwandten — und sage schließlich „ja!"

Noch vor Mitternacht bin ich wieder im Zimmer Nr. 8 des „Henriettenhauses". Am nächsten Morgen gebe ich den Haustürschlüssel wieder ab und bitte Fräulein Pommerenk, dem Oberleutnant zur See, Reinhard Heydrich, zu erlauben, ihr seinen Besuch abstatten zu dürfen. Sie umarmt mich und erzählt mir, daß auch meine Tante Nikoline, Mutters jüngste Schwester, sich hier im „Henriettenhaus" verlobt habe, als sie das Konservatorium besuchte.

Reinhard kommt — und wird ins „Allerheiligste" gebeten, in den „roten Salon". Fräulein Pommerenk erscheint im Schwarzseidenen. Alles ist sehr feierlich. Die anderen Mädchen erfahren nichts. Meinen Eltern habe ich alles sofort geschrieben, und Vater hat geantwortet. Reinhard Heydrich, weiß ich nun, sei ihm als Weihnachtsgast herzlich willkommen, und er werde ihm auch als Schwiegersohn willkommen sein, sofern er keine „Läuse" im Pelz habe. Leider hat Reinhard „Läuse im Pelz"; denn seine Eltern verloren durch die Inflation ihr Vermögen und konnten ihrem Sohn lediglich ihren guten Ruf, ihre gesellschaftliche Stellung, als Mitgift für seine Offizierslaufbahn mitgeben. Geld, das weiß ich längst, haben

sie keines mehr. Die Marine aber verlangte traditionsgemäß Reputation im alten Stil. Der Ausweg: die Reichskleiderkasse mit der Aussicht, einmal Admiral zu werden.

Zu Beginn meiner Weihnachtsferien fahren wir gemeinsam zu meinen Eltern nach Lütjenbrode. Ich muß eine neue Erfahrung machen. Die Absicht, alles geheim zu halten, ist schwerer als ich dachte. Nicht nur, daß Geheimnisse auf der Zunge brennen. Meine Kameraden aus allen möglichen Instituten und Schulen, mit denen ich bislang in der 4. Klasse der Reichsbahn gefahren bin, unter „Reisenden mit Traglasten“, haben Augen und Ohren. Daß ich dereinst mit Geheimnissen, staatspolitischen und anderen, werde leben müssen, ahne ich natürlich nicht. Ich hoffe auf ein Leben an der Seite dieses Offiziers zur See.

Im Schulhaus aus rotem Backstein in Lütjenbrode angekommen, beginnt bald ein Frage- und Antwortspiel, wie Eltern es in solchen Situationen ganz allgemein für unvermeidlich halten. Meine Eltern erfahren: Reinhard wurde am 7. März 1904 in Halle an der Saale geboren. Sein Vater, Bruno Heydrich, war im Laufe seines Lebens Sänger, Komponist und Schauspieler gewesen, bevor er Direktor des Halleschen Konservatoriums geworden war, das er selbst gegründet hatte. Frau Heydrich, die „Frau Direktor“, wie die Theaterleute sie respektvoll nannten, war eine geborene Krantz.

Reinhards „Report“ ist sachlich und knapp. „Er paßt in unsere Landschaft“, meint mein Vater, als ich ihn frage, ob er mit ihm „zufrieden“ sei.

Der Mann aus Halle, der wie die meisten Leute bei uns auch, wortkarg ist und nicht viel fragt, hört nun von meinem Vater, dem sehr selbstbewußten Dorfschulmeister, in welche Familie er „hineingeraten“ sei. Vater erzählt ihm, daß er, der zweite Sohn eines norddeutschen Großbauern mit insgesamt acht Kindern, sechs Söhnen und zwei Töchtern, im Jahre 1896 als Sechsundzwanzigjähriger von Eckernförde, wo er ausgebildet worden war, nach Fehmarn versetzt wurde. Seinen Wunsch, Bauer und Nachfolger des Vaters auf dem Hof zu werden, hat er, nachdem sein ältester Bruder mit dem Studium in Hannover begonnen hatte, den Brüdern zuliebe

aufgegeben, die ebenfalls Bauern werden wollten. So ist er denn schließlich Lehrer geworden und auf der Ostsee-Insel Fehmarn gelandet, wo er seiner späteren Frau begegnet ist, „Thilde" Hiss. Eine ihrer Schwestern, zehn Geschwister sind es insgesamt, ist noch seine Schülerin, während ich bereits ans Heiraten zu denken beginne. Die Familie des Kapitäns und Kaufmanns Hiss lebt seit Jahrhunderten auf der Insel Fehmarn. Soweit die Chronik reicht, sind die Männer Seefahrer gewesen, erst auf fremden, dann auf eigenen Schiffen. Als die Dampfschiffahrt die Segelschiffe ablöste, gingen sie an Land — und wurden Kaufherren.

Während meine Eltern, vor allem mein Vater, diese „Geschichten" erzählen, die ich natürlich bis ins Detail hinein kenne, beschleicht mich das Gefühl, daß er, Reinhard, sich ob dieser Familienchronik langweilen könnte; aber ich täusche mich. Mit sparsamen Gesten deutet er an, daß er noch mehr hören möchte. Er will, so scheint es, „alles" wissen, will erfahren, woher das Mädchen kommt, das ihn liebt, und so „referiert" mein Vater weiter. Und der Seemann aus dem Binnenland hört dann, daß mein Großvater mütterlicherseits noch die romantische Zeit der Segler erlebt hat und mit seiner „Karoline" nicht nur nach England, Norwegen, Estland und Danzig gesegelt ist, sondern auch nach Übersee, nach Amerika. Er hat in Kalifornien Gold gesucht und ist auf der „Sakramento" gesegelt. Gefunden hat er — außer vielen Erfahrungen — nur wenig. Das Gold, das er wusch und mitbrachte, reichte gerade für seine Eheringe.

Als meine Großeltern heirateten, war die Insel Fehmarn noch der dänischen Krone untertan. Und während des Krieges, wo es um die „Loslösung aus dänischem Joch" ging, wie man nicht nur hier sagte, hatte Großvater stets zwei Flaggen an Bord, die blau-weiß-rote Fahne Schleswig-Holsteins und den „Danebrog". Die Situation der Insel ging quer durch die Familien. So kämpften zum Beispiel die zum Wehrdienst eingezogenen Fehmaraner im Kriege 1861—1866 auf dänischer, die Freiwilligen jedoch auf preußischer Seite. Und als sich die Heimkehrer nach der Schlacht bei Helgoland vom 6. Mai 1864 trafen, in der dänische und preußische Kriegs-

schiffe aufeinander geschossen hatten, erzählten sie sich (wie alle Männer) ihre Kriegstaten, und immer wieder sollen sie einander gesagt haben: „Mensch, wat hebt je schaten. Ju harn ja benah drapen!" (Mensch, was habt ihr geschossen. Ihr hättet ja beinahe getroffen). Fehmarn, die Insel, war nach allen Seiten offen, immer ein bißchen international, nicht nur wegen der Feriengäste aus aller Herren Länder.

Nach dem Ersten Weltkrieg, den Reinhard als Kind erlebt hatte, waren meine einst wohlhabenden Eltern durch die Inflation arme Leute geworden. Zuvor hatte Vater noch — gegen den Willen der Mutter — erwogen, mit beider Erbteil Land zu kaufen und Bauer zu werden, wie sein Vater es gewesen war. Doch daraus war nichts geworden. Sie zogen aufs Festland nach Lütjenbrode, nur wenige Kilometer „über den Sund".

Für mich war das ein Einschnitt in meinem Leben. Von Lütjenbrode aus besuchten mein Bruder und ich die höhere Schule in Oldenburg in Holstein. Als Fahrschüler erlebten wir eine turbulente Zeit mit Streiks und Kohlenknappheit bei der Eisenbahn. Als die Eltern am 18. Oktober 1923 ihre silberne Hochzeit feierten, kaufte Mutter, wenn ich mich recht erinnere, für die letzte Billion Mark ein Pfund Butter.

Das Gespräch der beiden Männer zeigt mir, wie sehr Vater unter dem Verlust seines Vermögens gelitten haben muß. Er, der zu dem gemeinsam Ererbten Groschen zu Groschen gelegt hatte, wollte, daß wir, seine Kinder, etwas Ordentliches lernen sollten.

Im Gespräch nimmt Vater kein Blatt vor den Mund. Der Seeoffizier aus Sachsen-Anhalt soll wissen, mit wem er zu tun hat, und so erzählt er ihm auch, daß er die Kirche als weltliche Macht ablehnt. Seine frühen Erfahrungen mit ihr als „Oberaufsicht" über die Schule haben diese Vorstellung bewirkt. Ich erinnere mich noch an die elterlichen Debatten, als es im Herbst 1926 darum ging, meinen Bruder und mich in Großenbrode konfirmieren zu lassen, woraus ohne Mutters Unterstützung mit Sicherheit nichts geworden wäre.

Reinhards Eltern lernte ich in einer Zeit kennen, in der die Not,

hervorgerufen durch die Inflation und die Wandlung im Musikleben durch die Erfindung des Radios, im Hause Heydrich festes Quartier bezogen hatte. Jedoch die Einrichtung der Wohnung, kostbare Porzellane, gediegenes Silber und viele Erinnerungsstücke aus vergangenen guten Tagen, zeugten von einstigem Reichtum, von Ansehen und Geltung. Niemals habe ich zwei Menschen, die ein ganzes Leben lang gemeinsam verbracht haben, von so großem Unterschied erlebt, wie meine Schwiegereltern es waren. Elisabeth Heydrich war klein, in jungen Jahren sicherlich zierlich, blond, blauäugig, gepflegt und kultiviert. Bruno Heydrich hingegen war von wuchtiger Statur, groß gewachsen, schwarz gelockt, ein Mann aus dem Volke, ein Naturalist, ein geselliger Späßemacher.
Immer und überall stand er im Mittelpunkt, wo er auftauchte. Schon seine stets theatralische Gestik ließ ihn auffallen.
Elisabeth Heydrich hingegen, die im Gegensatz zu ihrem Mann vermögend war, übte immer Zurückhaltung, dämmte das Überschäumende, das Überlaute, ihres Ehepartners ein, dem sie in Verehrung und Liebe zugetan war. Im Hause führte sie ein Regiment, das so bürgerlich streng war, daß ein bohemienhafter Lebensstil, der ihrem Mann und dessen beruflicher Umgebung naturgemäß sehr lag, gar nicht erst aufkommen konnte.
Die Familie Heydrich stammte, soweit sich dies zurückverfolgen läßt, aus der Gegend um Meißen und Görlitz, die Familie Krantz aus Franken. Intrigen aus der Zeit vor allem vor Hitlers Machtübernahme und Kolportagen aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, auf die ich später noch detailliert eingehe, hatten zur Folge, daß Reinhard eine jüdische Abstammung angedichtet worden ist. Die dem Scheine nach legitime Möglichkeit zu solchen Spekulationen und Verleumdungen ließ die Tatsache zu, daß Reinhards Großmutter Ernestine Wilhelmine Lindner nach dem Tode ihres ersten Mannes, des 21 Jahre älteren Zimmermannes und Instrumentenmachers Karl Julius Reinhold Heydrich, den 16 Jahre jüngeren, in der Nähe von Zittau als Sohn evangelischer Eltern geborenen Schlossergehilfen Gustav Robert Süss, für die späteren Heydrich-Gegner „den Juden Süss", geheiratet hatte. Mit sieben unversorg-

ten Kindern war sie 1861 plötzlich allein zurückgeblieben. Sie hatte für sie sorgen müssen — und dann einen sehr viel jüngeren Mann geheiratet. Vor dieser Heirat waren die beiden ältesten Heydrich-Söhne Richard und Bruno von Kirmes zu Kirmes, von Dorf zu Dorf gezogen, um Musik zu machen und Geld zu verdienen. Mit dem Tod Richards und der neuerlichen Heirat von Ernestine Wilhelmine Heydrich, war dem lustigen Vagantendasein des Vaters meines Mannes ein Ende gesetzt worden. Er verließ das Elternhaus und ging nach Dresden, wo er „Karriere machen" wollte. Schon als zwölfjähriger Schüler hatte er in Meißen damit begonnen, Musik zu „studieren", zuerst Violine und Tenorhorn, dann Kontrabaß und Tuba. Mit 13 Jahren trat er in öffentlichen Konzerten auf und war Solist im Meißener Knaben-Orchester. Nach seiner Konfirmation wurde er in das Andersche Orchester in Meißen aufgenommen und spielte — nach zwei Jahren — fast alle Orchesterinstrumente. Er entwickelte eine rege Tätigkeit und versuchte sich schließlich auch als Dirigent. In Dresden erhielt er nach einer Prüfung am königlichen Konservatorium eine Freistelle mit dem Hauptfach Kontrabaß. Die Mittel für seinen Unterhalt verdiente er sich während seiner Ausbildung von 1879 bis 1882 durch allerlei Musikanten-Nebenarbeiten, wobei er nicht sonderlich wählerisch war. Folklore und Straßenmusik gehörten da in sein Repertoire wie Klassisches.

Mit dem Reifezeugnis und der höchsten Auszeichnung, dem sogenannten Preiszeugnis, verließ er das Konservatorium, um unmittelbar danach in das Orchester von Hans von Bülow einzutreten, wo er eifrig weiter an sich arbeitete und bildungsmäßig aufzuholen bemüht war, was er im Elternhaus versäumt hatte. 1883 folgte er einem Ruf des königlichen Orchesters in Dresden, dem er bis 1887 als Kontrabissist-Solist angehörte. Sein Ziel war, Kapellmeister zu werden, und so studierte er Komposition, Partiturspiel und Dirigieren bei Prof. Dr. Wüllner, der bald auf die Stimme Heydrichs aufmerksam wurde und ihm eine Freistelle als Gesangsschüler beschaffte. Nach einem weiteren Studium bei dem Direktor des dortigen Konservatoriums und Begründer des Dresdener Hoforche-

sters, dem Hofrat Prof. Krantz, versuchte Bruno Heydrich sich am Hoftheater in Sondershausen zum ersten Male als Sänger. Die spontane Anerkennung des Publikums, der Beifall, bewog den anwesenden Hofkapellmeister von Weimar, ihn dem Weimarer Hoftheater zu empfehlen. Nach Gastrollen als „Lohengrin" und „Faust" wurde er als Hofopernsänger engagiert und bildete seine Stimme als Heldentenor aus. Nach einem erfolgreichen Gastspiel als „Tannhäuser" und „Faust" im Jahre 1890 in Magdeburg, feierte er als „Lohengrin", „Walter von Stolzing" und „Tristan" Triumphe, was ihm die Einladung nach Bayreuth einbrachte, wo Cosima Wagner ihn mit den Wagnerschen Gestalten vertraut machte. Ein Kleinod, ein kleiner, mit Brillantsplittern besetzter Schwan aus Weißgold, den Bruno Heydrich auf seiner Kravatte trug, ist alles, was die Heydrichs schließlich hinterließen. Reinhards Vater sagte mir, diesen Schwan habe ihm Cosima Wagner als Andenken geschenkt. Eine andere Version hörte ich von Reinhard. Begeisterte Zuhörer, so wußte er, hätten diese Schwan-Brosche in einem Blumenbouquet versteckt, auf die Bühne geworfen. Was stimmt, weiß ich nicht. Ich neige dazu, der Version meines Schwiegervaters zu folgen. Nach Engagements in Stettin, Colberg, Aachen und Köln, nach Ehrungen und großen Erfolgen, folgte eine berauschende Zeit für den Mann aus dem Volk, der lange davon zehrte. Ich erinnere mich noch an den Augenblick, in dem er mir eines Tages mit großem Stolz einen mit Brillanten und Rubinen besetzten Dirigentenstab aus Elfenbein in die Hand legte. Er zierte, auf einem bestickten Kissen liegend, den Flügel seines Studierzimmers. Vergilbte Eichenkränze, Diplome, Auszeichnungen, Bilder aus vergangener Pracht, hingen an den Wänden, alles Relikte seiner großen Zeit.

Bereits in Dresden hat Bruno Heydrich Elisabeth Krantz, die Tochter eines Lehrers, seines Förderers und sicherlich auch seines Bewunderers, kennengelernt. Sie war die einzige Tochter neben zwei Brüdern, die keinerlei künstlerische Ambitionen hatten, in London lernten und Kaufherren werden sollten. Später lebten sie in Dresden das Schattendasein von Erben, die Mühe hatten, das Ererbte zu erhalten und zu verwalten.

Mir scheint, daß der soziale Aufstieg der Familie Krantz mit Moritz Krantz begonnen hat, einem Maler und Lithographen, der sich einen Namen als Porträtist bekannter Persönlichkeiten gemacht hatte.
Als ich im März 1930 mit Reinhard in Halle war, erfuhr ich von Streitereien innerhalb der Familie. Elisabeth verlangte von ihren Brüdern ihren Anteil alljährlich aus den Erträgen des Dresdener Konservatoriums und glaubte sich hintergangen. Ein häßlicher Streit um das Erbe war in vollem Gange. Reinhard hielt sich heraus. Er glaubte nicht an das Recht auf Besitz, den sich der Mensch nicht selbst erarbeitet habe.
Weder die Heydrichs noch die Familie Krantz hatten das rechte Gefühl für materiellen Besitz. Sie stützten sich auf ihre Begabung, auf ihr Können. Der Hofrat Krantz heiratete zwar eine Frau, die „zufällig" vermögend war, und Bruno Heydrich war Nutznießer dieses Geldes. Alles, was er selbst verdiente, zerrann ihm aus Gutmütigkeit und Gleichgültigkeit zwischen den Fingern. So ist nicht verwunderlich, daß Reinhard Heydrich auch kein Mann war, der Geld zu verdienen verstand. Es war, ökonomisch gesehen, sicherlich ein großer Fehler von ihm, in der Wahl seiner Frau nicht auf deren Mitgift gesehen zu haben. Die Enttäuschung meiner Schwiegermutter kann ich sehr gut verstehen, zumal auch der Bruder Reinhards den gleichen Fehler beging und eine Frau heiratete, die nichts besaß. Auch Reinhards Schwester Maria blieb arm.
Es muß 1937 oder 1938 gewesen sein, als Reinhard eines Abends nach seiner Heimkehr vom Dienst zu mir sagte: „Stell Dir mal vor, was mir heute passiert ist. Ich habe mir die jungen Assessoren vorstellen lassen, die sich um eine Anstellung beworben haben. Da fragt mich doch so ein junger Mann: ‚Sagen Sie mal, was verdiene ich denn so bei Ihnen?' ... den hab ich natürlich nicht genommen." Den ganzen Abend hindurch hat er sich nicht beruhigen können. Und so blieb er in dieser Beziehung. Während des Krieges, die sogenannte Reichskleidersammlung für die Soldaten in Rußland war gerade im Gange, und ich hatte Kisten und Kästen ausgekramt, um Wollsachen zu suchen, die ich abgeben könnte, überraschte mich

seine so geartete Weltfremdheit dennoch. Vorsichtshalber hatte ich alles das, was ich entbehren konnte, auf dem Eßzimmertisch zur abendlichen Inspektion ausgebreitet. Reinhard „schlich" um den Tisch herum, faßte sich ans Kinn ... und fragte: „Sag mal, müssen meine Skistrümpfe auch dran glauben? Kann man da nicht lieber etwas Geld geben? Es kann ja ruhig ein bißchen mehr sein!"
Ich machte ihm klar, daß die Soldaten Strümpfe anziehen könnten, wogegen mit einem Geldschein in der Kälte nichts zu beginnen sei. Er war weder ein Finanztrottel noch ein Verschwender, sondern hatte ganz einfach keinen Sinn für den Wert des Geldes entwickelt. Im Elternhaus hatte er zwar erlebt, daß sein Vater, vom Friseur kommend, wie ein Weihnachtsmann mit Päckchen und Paketen beladen, mit Wässerchen, Seifen, Parfüm und allerlei Schnickschnack, den ihm der Friseur angedreht hatte, Geld ausgab, ohne sich darüber Gedanken zu machen. Aber diese Erlebnisse haben ihn in der Hinsicht nicht anders werden lassen, als sein Vater es gewesen war.
Daß das Notwendigste im Haushalt nicht zuletzt auch daher meist fehlte und Reinhards Mutter jeden Morgen mit gespitztem Bleistift am Eßtisch saß und notierte, was für den jeweiligen Tag gekauft werden mußte — und daß sie den Preis immer gleich daneben schrieb, hielten Vater und Sohn für selbstverständlich.
Solange Reinhard bei der Marine war, brachte er es nicht übers Herz, seine Mutter zu bitten, seine schmutzige Wäsche zu waschen und zu bügeln. So blieb sie ungewaschen und ungebügelt in seiner Badewanne liegen. Da im Dienst jedoch saubere Garnituren selbstverständlich waren, mußte er immer wieder neue kaufen und regelmäßig bei der Marinekleiderkasse um Kredit bitten. Als ich später die Reste der Marinelaufbahn meines Mannes wäschemäßig aufarbeitete, zählte ich 34 weiße Diensthemden mit steif gebügeltem Brusteinsatz, doppelt soviel Eckenkragen und 107 weiße Taschentücher. Außer den Taschentüchern war nichts mehr zu verwenden, nicht einmal die vielen weißen Hosen, die ganz unmodisch waren.
Manche seiner Schwächen hat Reinhard seinem zukünftigen Schwiegervater Weihnachten, dem Tage unserer Verlobung im Lehrerhaus

in Lütjenbrode, „gebeichtet". Die beiden Männer kamen sich rasch näher; denn die Inflation, die Zeitläufe, alles das war ja auch meinem Vater aus eigener Erfahrung sattsam bekannt.
Zwischen Weihnachten und Neujahr wird erzählt — und erzählt. Pläne werden geschmiedet. Lange soll die Verlobungszeit nicht dauern. Meine Abschlußprüfung wird im März sein. Dann muß die Aussteuer genäht werden; auch das braucht Zeit.
Wir können nicht zusammen nach Kiel zurückfahren. Reinhards Urlaub ist um. Meine Ferien dauern länger. Als ich nach ihrem Ende auf dem Kieler Hauptbahnhof eintreffe, erwartet Reinhard mich, der die Trennung als Ewigkeit empfunden hat. Doch er freut sich offenbar gar nicht über meinen Besuch. Warum ist er so still? Ich finde auch, daß er ein wenig blaß ist.
„Ich muß mit dir sprechen. Es ist etwas Schreckliches geschehen", beginnt er sofort und berichtet mir dann, was passiert ist. Er soll sich unehrenhaft verhalten haben und nun vor ein Ehrengericht gestellt werden. Ihm wird vorgeworfen, einem Mädchen die Ehe versprochen und dieses Versprechen nicht eingehalten zu haben.
Ich kann das alles gar nicht so schnell fassen, und so bitte ich ihn, mir alles genau zu erzählen, was er auch tut. „Ich habe", sagt er, „das Mädchen während einer Segelregatta in Rendsburg kennengelernt". Dann erfahre ich: Reinhard segelte ein 12 Fuß Dinghi für die Marine. Am Abend fand ein Ball statt. Dabei lernte er die junge Dame kennen, die die koloniale Frauenschule besuchte, eine Anstalt für höhere Töchter, die ein wenig lernen wollen, aber meist kein Berufsziel haben. Sie hat ihn später in Kiel besucht, ist ihm, „auf die Bude gerückt", wie er sich ausdrückt. Da das Mädchen kein Nachtquartier hatte, hatte Reinhard ihm angeboten, einfach bei seiner Wirtin zu übernachten. Mich irritiert dieser Bericht, und ich glaube nicht so recht an diese Version. Ich dringe in ihn und Frage, ob das denn wirklich alles gewesen sei, was sein Verhalten als „Heiratsversprechen" bezeichnen lassen könne. Und ich höre heute noch seine Antwort: „Ach, Du kennst die Marine nicht. Die hat überall einen Zopf. Da sind ganz andere Fälle verhandelt worden. Einer der Kameraden beispielsweise bekam von seiner offiziel-

len Braut Besuch, als er krank war. Sie blieb bei ihm und pflegte ihn. Er mußte gehen. So wird es auch mir gehen".
Harte Tage stehen uns bevor. Die Verhandlungen finden statt; den Vorsitz führt sein Crewältester, was ich als nicht fair beurteile.
Wir denken an Intrigen, Futterneid, Ehrgeiz und Karriere. Alles Unmögliche erscheint uns plötzlich möglich. Das Ende: der erzwungene Abschied Reinhards von der Marine mit Übergangsgebühren für zwei Jahre. Und das alles nur wegen eines Mädchens? Ich weiß es bis heute nicht.
1945, als ich nach einer langen, sehr zermürbenden Flucht mit meinen Kindern bei den Eltern daheim landete, traf ich diesen Mann, diesen Kameraden, den Vorsitzenden des Ehrengerichts. Er war Gefangener. Es bedurfte damals keiner großen Worte. Er sagte nur: „Es tut mir leid, es tut mir leid". Was sollte ich damit beginnen? Wäre Reinhard 1931 nicht aus der Marine ausgeschieden, dann wäre ... nur Gott weiß, was geworden wäre.
Nach meinem Examen fahren wir nach Halle. Großer Empfang auf dem Bahnhof, strahlende Gesichter — und Neugier. Für uns ist es schwer; denn noch ahnt niemand etwas von dem Ende der Karriere des Seeoffiziers. Am schwersten trifft es Reinhards Mutter, als sie erfährt, was geschehen ist. Nur sie ahnt die Folgen, und für sie bricht eine Welt zusammen. Auf diesen Sohn hatte sie ihre letzten Tage gesetzt, hatte gehofft, in seinem Hause ein ruhiges Alter zu verbringen.
Es wird nach dem letzten Strohhalm gegriffen. Ein Gnadengesuch an Paul von Hindenburg, den Reichspräsidenten, soll das Schicksal wenden. Wie lange wir auf die Antwort gewartet haben, weiß ich nicht mehr.
Der Einblick in die häusliche Not der Heydrichs macht mich krank. Die Schwiegermutter plagt sich. Sie, die früher immer nur mit Dienstboten im Hause gewirtschaftet hatte, steht alleine in der Küche, und am Nachmittag gibt sie Klavierstunden. Täglich „füttert" sie sechs Personen. Sogar der Bräutigam der Schwester Reinhards gehört zum Haushalt. Die Schwester gibt — wie die Mutter — ebenfalls Musik-Unterricht. Der Vater ist nach einem Schlag-

anfall mit teilweiser körperlicher Lähmung zu einem Pflegefall geworden.
An einem Morgen erhalten wir den abschlägigen Bescheid aus der Kanzlei des Reichspräsidenten. Reinhard Heydrich, der Oberleutnant zur See, ist entlassen! Aus, alles ist aus!
Um in Ruhe über unser Schicksal, über unsere Zukunft, nachdenken zu können, flüchten wir uns zu den Tieren in den Zoologischen Garten. Eine Löwendame hat Junge bekommen; vier Löwenkinder entzücken Mutter und Zoobesucher. Merkwürdigerweise finden wir uns immer wieder vor diesem Käfig. Irgendwie spüren wir in dem natürlichen Ablauf des Tiertages eine Ruhe, die auch uns langsam wieder ausgeglichener werden läßt.
Da ist nun ein Oberleutnant zur See, den man ausgestoßen hat. Was hat er gelernt? Wo und wie kann er seine erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten anbieten? Schmal, sehr schmal ist die Palette. Da ist einmal die Hanseatische Jagdschule in Neustadt, sozusagen eine Art Auffanglager für derartige Fälle. Reinhard ist 1927 deutscher Ostseemeister im 12 Fuß Dinghi geworden, ein Jahr später auch Nordseemeister. Segeln kann er. Durch den Segelsport hat er auch Kontakte mit Hamburg geknüpft und kennt dort eine Menge Leute. Vielleicht ist es ihm möglich, mit Hilfe dieser Beziehungen bei der Handelsmarine unterzukommen. Das sind unsere ersten Überlegungen. Und dann folgen andere; sie werden unser Schicksal endgültig bestimmen.
Reinhards Patentante ist eine Baronin von Eberstein. Ihr Sohn soll in München sein, bei einer Art militärischer Organisation. Weiter finden wir nichts, was uns irgendwie Zukunft versprechen könnte. Und so setzt sich Reinhard hin und schreibt seinen Lebenslauf. Da ich ihm nur raten kann, wenn ich soviel wie möglich über ihn weiß, muß er mir noch manches ausführlich schildern. Und so erfahre ich: Da er von der Statur her schwächlich war, begann er früh schon, Sport zu treiben. Er lernte rudern und fechten. Mit 5 Jahren fing er an, Geige zu spielen.
Während eines Sommeraufenthalts seiner Familie in Swinemünde erlebte er eine entscheidende Station seines Lebens, ausgelöst durch

einen Besuch der deutschen Kriegsmarine. Die Ordnung, die Präzision und die Disziplin, die die Marine ausstrahlte, haben in ihm den Wunsch geweckt, dort einmal Dienst zu tun. Nach dem Ersten Weltkrieg sah er wie viele Männer seiner Generation in halbmilitärischen Organisation so etwas wie eine Heimt, und er engagierte sich sowohl im Rahmen des Freikorps „Märker“ als auch im „Freikorps Halle“. 1922 bestand er sein Abitur und meldete sich (mit seiner Geige im Gepäck) zum Dienstantritt bei der Marine. Mit dieser Berufswahl war er in eine ihm völlig fremde Welt eingetreten. Er war mit Kameraden zusammengetroffen, die beispielsweise mit einem Musikstück nichts beginnen konnten, die in bürgerlichen Verhältnissen groß geworden waren und zu seiner Welt, zu seinem Elternhaus, kein Verhältnis hatten. Für sie hatte es keine rauschenden Premieren gegeben, keine Ängste um das Gelingen einer Aufführung, keine Rücksichtnahme auf Presse, Publikum und Öffentlichkeit. Und bei vielen wohl auch keine damit verbundenen finanziellen Risiken. Es ist Reinhard sehr schwer geworden, sich in diesen Kreis einzufügen. Die Experimente der Marine nach der Revolution, sich demokratisch zu zeigen, hatten zudem dazu beigetragen, Reinhards euphorische Vorstellungen zu dämpfen. Die getrennte Ausbildung von Mannschaften und Offiziersanwärtern war inzwischen abgeschafft worden. Die Marine-Kameraden begegneten dem mitteldeutschen Künstlersohn mit Mißtrauen. Wo hatte es das schon gegeben, daß ein Seekadett Geige spielte.
Offen angefeindet, hat ihn indes nur einer. Er hieß Rehm und war ein ausgesprochener Prachtsoldat. Wo immer er Reinhard erwischen konnte, hat er ihn gehänselt und gekränkt. Reinhard blieb nichts anderes übrig, als zu tun, als sähe er ihn überhaupt nicht, was ihm allgemein jedoch als Hochmut ausgelegt wurde. Zugesetzt hat ihm auch ein Maat, der erfahren hatte, daß er Geige spielen konnte. Wenn dieser Maat recht spät am Abend bis über den Kragenknopf „voll“ war, verlangte er in sentimentaler Weinstimmung nach Musik. „Heydrich soll kommen — und aufspielen“. Meistens rissen Kameraden ihn aus dem Schlaf. Und dann mußte er spielen, was befohlen wurde. Immer wieder mußte er die Toselliserenade spie-

len. „Sie haben mich gerührt, Sie können gehen", war der Dank. Und das einen ganzen Winter lang. Seitdem konnte Reinhard die Toselliserenade nicht mehr hören.
So blieb sein Verhältnis in dieser Zeit — und überhaupt zu seiner Crew — nur formell kameradschaftlich, kühl. Zu fremd war ihm diese neue Welt.
Von April bis Juni 1923 war er Kadett auf dem Segelschulschiff „Niobe", das 1932 in der Nähe meiner Heimat in den Fluten der Ostsee unterging. Von Juli 1923 bis März 1924 diente er auf dem Kreuzer „Berlin". Am 1. April wurde er Fähnrich und kam mit seiner Crew auf die Marineschule Mürwick, wo er bis März 1925 blieb.
Bereits in Halle hatte er begonnen, Fechtunterricht zu nehmen. Während der Mürwicker Zeit focht er eifrig weiter und gewann Preise auf Turnieren, insbesondere im Degenfechten. Außerhalb des Dienstes war sein Leben nur mit Sport ausgefüllt: Segeln und Fechten als Hauptsport, dazu aber auch schwimmen und reiten. Später schickte die Marine ihn auf die Heeressportschule Wünsdorf. Dort brach er sich zweimal die Nase beim Reiten.
Von April bis Dezember 1925 war Reinhard Teilnehmer einiger Waffenlehrgänge, von Januar bis September 1926 tat er auf der „Braunschweig" Dienst. Der I A dieses Schiffes hieß: Wilhelm Canaris. Reinhard war Oberfähnrich, Canaris Kapitän. Daß diese beiden Männer später befreundet, Nachbarn, und wie nicht wenige meinten, Konkurrenten oder gar Feinde werden sollten, ahnten sie natürlich nicht.
Der Oberfähnrich Heydrich mußte Ende des Jahres auf die „Schleswig-Holstein", auf das Flackschiff der Reichsmarine. Am 1. Oktober 1926 wurde er Leutnant. Erst dort, auf der „Schleswig-Holstein", empfand er, daß er „teilweise anerkannt" wurde. „Ich hatte mich durchgesetzt", meinte er später einmal und fügte sogleich zweiflerisch hinzu: „Vielleicht hatte ich mich auch nur endlich eingewöhnt." Auf der „Schleswig-Holstein", wo er bis Herbst 1928, bis zu seiner Versetzung als „Nachrichtenmittelspezialist" bei der Marinestation der Ostsee blieb, erhielt er eine Spezialausbildung

als Nachrichtenmitteloffizier. Und dann waren jener Abend nach der Regatta mit unserer ersten Begegnung und Reinhards Entlassung aus der Marine gekommen. Jetzt stand Reinhard Heydrich vor dem Nichts.

Alles, was mein Reinhard Heydrich an Unverständnis erlebte, was ihm fremd war, und was er ablehnte, aber auch alles, was er liebte, wonach er sich sehnte und was er keinem Menschen sagen zu können meinte, vertraute er seiner Geige an. Sie war sein bester Kamerad, wie er es nannte; manchmal war sie sein einziger Freund. Und sie war ihm immer auch eine Erinnerung an sein Elternhaus.

Eine Rückkehr in das elterliche Konservatorium, wie Mutter Heydrich vorschlug, erschien uns unmöglich. Mühsam hatte Reinhard sich von der künstlerischen Laufbahn zur „bürokratischen" Welt der „Vaterlandsverteidigung" hinentwickelt. Ihn wieder umzukehren, war unmöglich, zumal für Künstler um 1930 nichts, gar nichts, zu erwarten war. Seiner Veranlagung und seinem Können nach war Reinhard immer Künstler. Er konnte Gefühle in Töne übersetzen, und wäre die Welt damals nicht so kaputt gewesen, wäre ich heute nicht die Frau eines Kriegsverbrechers, sondern sicherlich die Frau eines Violingenies.

So sehe ich es heute. Die Erinnerung sieht so aus: Wir hocken immer noch vor dem Löwenkäfig des Zoos in Halle. Irgendwo — und irgendwie — wird es schon weitergehen, hoffen wir ... Es muß gehen.

Die Zeit in Halle geht zuende. Briefe und Bewerbungen sind verschickt. Wir fahren nach Lütjenbrode zu meinen Eltern. Ein Kloß sitzt mir im Halse. Merkwürdig: Einzelheiten über diese Begegnung fallen mir nicht mehr ein. Einmal hat Mutter angedeutet, daß ich die Verlobung doch lösen könne. Hat man sich Geld, Stellung und Ansehen versprochen — oder einen Menschen? Wir haben nie mehr darüber gesprochen; aber wir haben beide lange gelitten.

Von Karl von Eberstein kommen positive Nachrichten. Auch die Hanseatische Jagdschule zeigt sich bereit, Reinhard als Segellehrer zu engagieren. Er soll 380 Mark monatlich bekommen. Damals eine Menge Geld. Aus München winken derartige attraktive Ange-

bote nicht. Soweit habe ich Reinhard nun begriffen: Segellehrer mit Kindern reicher Eltern, verwöhnt, eigensinnig, schließlich nichts weiter als ein „Segeldomestik" für „Geldkinder", will er nicht werden. Er schickt eine Bewerbung an Eberstein und kündigt zugleich auch seinen Besuch an. Doch dann kommt ein Telegramm aus München: Nicht kommen, es ist noch nicht soweit. Himmler ist krank.
Am 14. Juni 1931, es ist mein Geburtstag, fährt Reinhard dennoch nach München. Es ist nicht nur mein Geburtstag. Es ist auch die Sternstunde meines Lebens, unseres Lebens.
In München holt Karl von Eberstein, der völlig verzweifelt ist, Reinhard vom Bahnhof ab. Er macht ihm Vorwürfe, trotz des negativen Telegramm-Bescheides gekommen zu sein. Und er will ihn auch nicht zu Heinrich Himmler bringen. Doch Reinhard beharrt auf seiner Bitte, Himmler vorgestellt zu werden. So fahren beide schließlich nach Waldtrudering, einem Vorort von München.
Ein schmales, bescheidenes Haus mit spitzwinkeligem Dach, mit winzigen, einfach eingerichteten Zimmern, sind der erste Verhandlungsort. Es ist die später so viel bespöttelte „Hühnerfarm" des Reichsführers SS. Reinhard wird von Frau Himmler empfangen. Sein erster Eindruck von ihr ist: eine bescheidene, ein wenig nervöse, blonde, farblose Frau. Ihre Bewegungen sind fahrig, unsicher. Heinrich Himmler hat die Grippe und hütet das Bett. Er erklärt Reinhard kurz und sachlich, daß er einen Nachrichtenmann brauche, der im Rahmen der Partei einen Sicherheitsdienst aufbauen könne. Die Art, wie er mit Reinhard spricht, trifft bei diesem auf ein positives Echo. Er schildert seine Ausbildung als Nachrichtenmitteloffizier. Der SS-Chef scheint von ihm angetan zu sein. Reinhard möge, so wünscht Himmler, in den Nebenraum gehen und innerhalb einer halben Stunde ein Konzept skizzieren, das zeigt, wie er sich den Aufbau eines Nachrichten- und Sicherheitsdienstes in der NSDAP vorstelle.
Himmler ist mit dem Exposé zufrieden. Reinhard wird eingestellt. Wie begründet meine Angst, mein Drängen war, erfährt Reinhard noch am gleichen Tage. Neben ihm hatte sich ein Hauptmann gemeldet, ein Herr Horninger. Nach der Machtübernahme fand

Reinhard im Münchener Polizeipräsidium, in der Abteilung politische Polizei, eine Akte über jenen Herrn Horninger. Es waren Abrechnungen für Honorare, die Horninger als aktiver Spitzel der bayerischen Polizei ausgezahlt bekommen hatte. Er wurde inhaftiert und beging in seiner Zelle Selbstmord.
Himmler und Reinhard vereinbarten, daß Reinhard im August nach München übersiedeln solle. Himmler braucht diese Zeit, um die Finanzierung der neuen Partei-Dienststelle beim „Reichsschatzmeister" der NSDAP durchzusetzen. Reinhards Gehalt wird auf monatlich 180 Mark festgesetzt. Bei den Hamburger Seglern hätte er genau 200 Mark mehr bekommen; aber er ist damit zufrieden, zumal ihm noch die Übergangsgebühren von der Marine, 200 Mark monatlich, zustehen.
Von Juni bis August, bis zum Arbeitsbeginn bei Himmler, hält Reinhard sich in Hamburg auf. Dort tritt er in die allgemeine SS ein und erlebt am Dovernhof und in anderen Stadtteilen nach fast zehnjähriger politischer Isolierung bei der Marine, politische Kämpfe, in denen sozusagen jeder gegen jeden schimpft, sticht, schlägt oder gar schießt.
Kontakte zu öffentlichen Parteidienststellen hat er weder in Hamburg noch später in München aufgenommen. Seine „Einführung in die NSDAP" ist ausschließlich über die SS erfolgt, ein Umstand, auf den er auch später immer Rücksicht zu nehmen hatte. Der Übergang von der Marine zur SS hat sich bei ihm geradezu nahtlos vollzogen. Nichts erinnerte mehr an den „Knaben" mit der Geige, als Reinhard 1931 die Uniformen wechselte. Aus dem Künstlersöhnchen war längst ein Soldat geworden.
Aus München schreibt mir Reinhard wenig von dem, was er vorfindet. Ihm wird eine Bude vermittelt. Seine Adresse lautet: Reinhard Heydrich, München, Türkenstraße 23, bei Witwe Victoria Etrich.
Die Dienststelle ist das Braune Haus, das Gebäude, in dem Adolf Hitler und die von ihm eingesetzten Führer der NSDAP residierten. Nur sind dort weder ein Raum noch ein Stuhl für den neuen Himmler-Mitarbeiter aufzutreiben, und so beschließt Reinhard,

sein privates Domizil bei Victoria Etrich auch für dienstliche Zwecke zu mißbrauchen. Die Frau ist Kummer gewöhnt; denn an ihrem Mittagstisch essen sich einige Kameraden aus dem Braunen Haus satt.

Irgendwie ist alles dann in Fluß gekommen. Zuerst hat Reinhard eine Schreibmaschine beschafft. Der Stabsführer Sepp Dietrichs, Richard Hildebrandt, lieh sie ihm. Geld gab es bis 1933 wenig oder nie. Doch das war Reinhards kleinste Sorge. Ihn beschäftigte ganz etwas anderes. Er hatte festgestellt, daß an jeder Ecke, in jeder Organisation der NSDAP, bereits Nachrichtendienste bestanden, die jeweils für sich arbeiteten und sich manchmal sogar gegenseitig bespitzelten und bekriegten. Als er im November 1931 erstmals Gelegenheit hatte, zu mir zu kommen, erzählte er mir von diesen Merkwürdigkeiten und Schwächen der Organisation. „Ich werde diesem Wirrwarr ein Ende machen", sagte er. Und er machte ihm bald ein Ende. Vorher jedoch, und das ist für mich ebenfalls sehr wichtig, vereinbarte er mit meinen Eltern in Lütjenbrode den Termin für unsere Hochzeit.

Die Hauptsache für Reinhard war in dieser Zeit, daß er eine Aufgabe hatte, die sich im Rahmen des Völkischen, des Nationalen bewegte und soldatisch war.

Adolf Hitlers Buch „Mein Kampf" hat er nie gelesen. Dieses Buch befand sich nicht einmal in unserem Bücherregal, und das war auch gar nicht nötig.

Unsere Hochzeit soll am Geburtstag meines Vaters, am 26. Dezember 1931, stattfinden. Und so geschieht es denn auch. Reinhard, angetan mit Frack und Zylinder, sieht wie ein Geschäftsführer eines Vergnügungsetablissements aus. Diese zivile „Ver"-Kleidung paßt nicht zu ihm; aber es muß sein. In seiner SS-Uniform kann er nicht auftreten. Die SA und SS haben Uniformverbot. Dennoch versammelt sich eine Menge Volk in schwarzen Hosen, weißen Hemden und Reitstiefeln, der Ersatz-Uniform, vor der Kirche, über deren Altar ein Hakenkreuz aus Tannen angebracht worden ist.

Die Kirche ist voller Menschen. Unser Ehespruch ist, wie ich es mir

gewünscht habe: „Eine feste Burg ist unser Gott". Maria, Reinhards Schwester, singt mit ihrem hellen Sopran das „Ave Maria", Vater Heydrich beendet den Gottesdienst mit einer eigenen Komposition. Er singt das „Vater unser". Im Gang der Kirche stehen die Männer mit den weißen Hemden und schwarzen Hosen. Sie erheben die Hand zum Hitler-Gruß, und wir gehen durch diesen „Dom" hindurch. Die Orgel intoniert das „Horst-Wessel-Lied", das Hitler 1933 an das Deutschlandlied als Teil der Nationalhymne anfügen läßt. Noch heute erinnern sich die alten Leute von dort an die Hochzeit der Lina von Osten. Ehrenpforten über der Straße, ein alter einheimischer Brauch. Die Schwiegermütter fanden schnell zueinander. Vettern und Kusinen knüpften Verbindungen zu der neuen Verwandtschaft an, die vollzählig erschienen war.
Der Pastor, der uns traute, wurde kurz danach strafversetzt. Er hätte den Auftritt der illegalen SA unterbinden sollen. Daß die Kirche und der Friedhof dem Zugriff der Polizei verwehrt waren, wurde übersehen.
Nach der Hochzeit fahren wir hochgemut nach München. Unser Vorsatz ist, unser Leben nicht zum eigenen Nutzen, zum eigenen Wohlgefallen zu leben, sondern die hochgestellten Hoffnungen aller derer zu erfüllen, die um ihr Dasein und um ihren Glauben kämpfen.
In München angekommen, überrascht mich Reinhard mit einer Wohnung, die er in Lochhausen bei München gemietet hat. Sie ist ganz auf meine Vorstellung zugeschnitten, von Tannen umgeben und ländlich bayrisch. Mein Vater hat mir eine Mitgift mitgegeben, die uns erlaubt, die Wohnung vollständig einzurichten. Dann beginnt der Alltag. Täglich fährt Reinhard zum Dienst. Was er berichtet, ist alltäglicher Büroklatsch, den wir nicht wichtig nehmen. Eines Tages überrascht Reinhard mich mit der Ankündigung einer Einladung zu seinem Vorgesetzten, dessen Name ich längst kenne: Heinrich Himmler.
Wir fahren mit dem Vorortzug bis München und von dort mit einem Omnibus nach Waldtrudering. Außer uns sind Richard Hildebrandt und eine sehr elegante Dame eingeladen. Edith von Coler,

die Kusine von Frau Himmler. Ich kann nicht fassen, daß diese Dame von Welt die Kusine von Himmlers Frau sein soll. Ihre familiären Verhältnisse interessieren mich nicht; aber ich horche auf, als sie erzählt, daß die beiden Schulschiffe der hanseatischen Jagdschule in Neustadt nach ihr und ihrer Tochter benannt worden seien: „Edith" und „Jutta". Am Nachmittag machen Himmler, Reinhard, Hildebrandt und ich einen Spaziergang durch das Dorf Waldtrudering. Himmler führt die Unterhaltung; aber auch ich muß erzählen, von meinem Elternhaus und von meiner Heimat. Hildebrandt ist schweigsam. Er hat seine Frau, die gerade ein Kind geboren hat, daheim lassen müssen. Offensichtlich ist diese Zusammenkunft mehr dienstlicher als privater Natur. Beim Kaffee wird von Rasse und Herkunft gesprochen. Als Frau Himmler bemerkt, daß sie aus Nakel bei Posen komme, widerspricht ihr Mann ihr mit der Belehrung, daß Nakel keine Herkunft sei, sondern eine preußische Kolonie.

Gefallen hat mir diese Art der Unterhaltung nicht. Mir wurde während der Heimfahrt im Omnibus sichtlich bange. Ich weinte sogar. Reinhard tröstete mich jedoch und versicherte, daß es durchaus nicht meine Pflicht sei, dort zu verkehren.

Es ist mir sehr schwer gefallen, mich in Bayern einzuleben. Angefangen mit der Sprache, die ich nicht verstand, waren auch Reinhards Kameraden, soweit ich sie kennenlernte, mir innerlich fremd. Im Februar 1932, nur wenige Monate nach unserer Heirat, werden wir durch eine Nachricht geschockt. Crew-Kameraden aus der Marine haben, als sie erfuhren, daß er aus dem 100 000-Mann-Heer entlassene Reinhard Heydrich eine Stellung bei der SS der NSDAP in München erhalten hat, eine Anzeige beim Gauleiter der NSDAP in Halle erstattet und erklärt, daß Reinhard nicht eigentlich Heydrich, sondern Süss hieße und Jude sei.

Angefangen hat diese Sache im Jahre 1926. Reinhards Bruder Heinz hatte sich in Dresden immatrikulieren lassen und sich um die Aufnahme in eine schlagende Studenten-Verbindung bemüht. Sie war mit der Begründung abgelehnt worden, daß er Jude sei. Der enttäuschte und bestürzte junge Mann ging zu Fuß von Dres-

den nach Halle, um seinen Vater um Aufklärung zu bitten. Von ihm erfuhr er, daß er seine Mutter auch nach ihrer Heirat mit dem Schlossermeister Süss finanziell unterstützt und ihr Briefe mit der Anschrift „Frau Heydrich-Süss" geschrieben hatte. Und er erfuhr auch, daß sein Vater, als er sich um die Zulassung für ein von ihm zu leitendes Konservatorium in Halle bemüht hatte, von einem Geigenlehrer als „Jud Süss" denunziert worden war, was sogar in einem Künstlerlexikon als Faktum wiedergegeben worden ist. Bruno Heydrich hat sich nicht besonders darum gekümmert. Im Gegenteil. Er fand es sogar amüsant, den „Jud Süss" zu spielen. Natürlich hat er nie geahnt, welch' bösen Streich er seinen Kindern damit spielte. Das Gerücht hielt sich wie alles Böse. Als Reinhard mit seinem Dienst in der SS begann, hatten eifrige Crew-Kameraden nichts eiligeres zu tun, als die Gauleitung der NSDAP zu „informieren".

Eine peinliche Befragung Reindhards ist die Folge. Ich schreibe meinem Vater und bitte ihn, mir das Ergebnis seiner gesamten Familienforschung zu schicken. Die Sache wird geklärt, und nachdem ein Schlachtermeister aus Halle als Denunziant ausfindig gemacht worden ist, wird er in einem Zivilprozeß gezwungen, die Unhaltbarkeit seiner Behauptung einzugestehen. Damit ist zwar der juristische Teil dieser Angelegenheit aus der Welt geschafft, nicht aber das Gerücht, das nach 1945 erneut kolportiert worden ist.

Es wurden die unglaublichsten Kombinationen daran geknüpft. Die Hauptversion: weil Heydrich jüdisches Blut in seinen Adern gehabt habe, haßte er die Juden. Angeblich gute Freunde bemitleiden mich immer noch ob der Tatsache, daß ich Kinder habe, die ein Achtel oder ein Sechzehntel jüdisches Blut führen. Obskure Behauptungen werden von Zeitungen abgedruckt. So wurde kolportiert, daß Heydrich das Grab der Eltern geschändet habe und einen Grabstein mit der Aufschrift „Sarah Süss" bei Nacht und Nebel entfernt, sämtliche Standesämter durchstöbert und die Geburtsurkunden seiner Vorfahren entfernt habe. Ein „Genealoge" behauptete sogar, daß die besagte „jüdische Heydrich-Großmutter"

Sarah Süss in Kopenhagen begraben worden sei und daß der Gestapo-Chef auch diesen Grabstein habe entfernen lassen. Und um das Maß gänzlich voll zu machen oder abzurunden, erschien auch Reinhards Großmutter Elisabeth Mautsch als „Sarah Süss".
Dabei gab es nur Ernestine Heydrich, geborene Lindner, die sich „angemaßt" hatte, nach dem Tode ihres ersten Mannes eine zweite Ehe mit dem zwar sehr viel jüngeren, aber kreuzbraven Mann, dem evangelisch getauften Schlosser Süss, einzugehen.
Ein Teil dieser törichten Schwätzereien und Verleumdungen wird verbreitet, während wir in München leben. Besonders liebenswert ist dort die Großmutter, die mit der Familie in dem Haus lebt, dessen einen Teil wir gemietet haben. Sie führt mich in die bayerischen Lebensgewohnheiten ein, erklärt mir, daß rote Beete „rote Rüben" und Karotten „gelbe Rüben" sind, Bohnen „Fisolen" heißen und Kraut jeder Art „Kohl" ist. Und sie macht mich mit dem Geheimnis der verschiedenen Würstchen vertraut. „Wiener" kommen nicht aus Wien und „Regensburger" nicht aus Regensburg. Hingegen sind Weißwürste ein „bayrisches Essen", an dessen Originalität und Herkunft niemand zu zweifeln wagen darf. Das Familienleben spielt sich hier in der Küche ab, in der „Kuchl", dem größten Raum der Wohnung. Sie ist gemütlich eingerichtet und hat eine Wohnecke mit dem Herrgottswinkel. Für mich ist das alles neu. Das Zusammensein mit Freunden und Bekannten findet meist in irgendeinem „Bräu" statt. Die komplizierten Einladungen in meiner norddeutschen Heimat, die große Vorbereitungen verlangen, sind hier unbekannt. Dennoch habe ich die bayerische Art des Zusammenseins sehr bald als gemütlich und praktisch akzeptiert.
Mit der Entscheidung für München beginnt auch für Reinhard ein Wandlungsprozeß. Die ungewohnte Materie, die ein Studium anderer Nachrichtendienste notwendig macht, aber auch das Fehlen jeglicher Voraussetzungen, zwingt ihn zur Improvisation. Seine einstige möblierte Wohnung bei Frau Etrich gegenüber den Polizeikasernen ist sein Büro geworden. Er hat zwei Arbeitslose, einen davon aus Hamburg, eingestellt. Es gibt keinen Etat, und nur ab

Kiel, d. 18.12.30.

Meine liebe, liebe Lina!

Mitten im Arbeitstrubel und in aller Eile vor der Abreise sollst Du dieses Lebenszeichen von mir haben. Bei uns ist dienstlich unendlich viel zu tun. Aber wenn ich 'mal eine kleine Atempause habe, dann sind meine Gedanken bei Dir. Und ich merke, wie sehr ich Dich lieb habe. Du! Ich kann mir garnicht mehr denken daß es jemals anders war. Und weiß doch nur zu gut, daß ich sehr viel eingebüßt habe. Umso mehr freue ich mich auf das Leben, das vor uns liegt. Du! Mit Dir könnt ich jeden Kummer überstehen!

Jetzt sind es nur noch wenige Tage bis Heiligabend. Je näher er kommt, umso zuversichtlicher sehe ich ihm entgegen. Denn gerade und aufrichtig sein ist stets die Hauptforderung gewesen, die ich immer an mich gestellt habe. Da wird es mir nicht schwer fallen, meinem Vater ins Auge zu sehen. Weißt Du, Mädel, es gibt für mich bei Menschen, die ich lieb habe, nichts schlimmeres als Umwege und Unaufrichtigkeit. Gemeinen Kerls gegenüber scheue ich mich nicht, mit gleichen Mitteln zu entgegnen. — Ich kann den Sonnabend kaum erwarten! Bis dahin viel, viel Liebes

Dein Reinhard

Kiel, d. 18. 12. 30.

Meine liebe, liebe Lina!

Mitten im Arbeitstrubel und in aller Eile vor der Abreise sollst Du dieses Lebenszeichen von mir haben. Bei uns ist dienstlich unendlich viel zu tun. Aber wenn ich mal eine kleine Atempause habe, dann sind meine Gedanken bei Dir. Und ich merke, wie sehr ich Dich lieb habe. Du! Ich kann mir garnicht mehr denken, daß es jemals anders war. Und weiß doch nur zu gut, daß ich sehr viel abgestreift habe. Umso mehr freue ich mich auf das Leben, das vor uns liegt. Du! Mit Dir könnt ich jeden Kummer überstehen!

Jetzt sind es nur noch wenige Tage bis Heiligabend. Je näher er kommt, umso zuversichtlicher sehe ich ihm entgegen. Denn gerade und aufrichtig sein, ist stets die Hauptforderung gewesen, die ich immer an mich gestellt habe. Da wird es mir nicht schwer fallen, Deinem Vater ins Auge zu sehen. Merkst Du, Mädel, es gibt für mich bei Menschen, die ich lieb habe, nichts schlimmeres als Umwege und Unaufrichtigkeit. Gemeinen Kerls gegenüber scheue ich mich nicht, mit gleichen Mitteln zu entgegnen. – Ich kann den Sonnabend kaum erwarten! Bis dahin viel, viel Liebes

Dein

Reinhard

Stettin, 6.3.41.

Liebe Schwiegereltern!

Wieder im Dienst und tüchtig bei der Arbeit möchte ich Euch nochmals von Herzen danken, daß Ihr mich sofort so herzlich und wie einen Sohn in Eurem Hause aufgenommen habt. Die ersten Tage im Elternhause Linas werde ich nie vergessen. Ich bin Euch so dankbar, daß Ihr erlaubtet, daß wir uns jetzt verlobten. Ich merke von Tag zu Tag mehr, daß es das Richtige war. Lina braucht in Kiel nicht heimlich

zu Fuß und wir können, ohne den Klatsch der lieben Mitmenschen beachten zu müssen, oft zusammen sein und uns immer besser kennen lernen. — Und nun zum Hochzeitstermin: Bitte, bitte erlaubt doch daß wir im September (17.!) heiraten. Im Oktober/November sind bei uns die ganzen Umkommandierungen, Manöver, Dienstwechsel und noch später ist kein gesunder Zustand für Brautleute. Es gibt nichts Schlimmeres, als die Ungewissheit. Ich wäre Euch sehr, sehr dankbar, wenn Ihr Euch für den September entscheiden würdet, da können auch meine Eltern. Nehmt herzlichen Dank von

Eurem Reinhard

Stettin, d. 3. 1. 31

Liebe Schwiegereltern!

Wieder im Dienst und tüchtig bei der Arbeit möchte ich Euch nochmals von Herzen danken, daß Ihr mich sofort so herzlich und wie einen Sohn in Euerm Hause aufgenommen habt. Die ersten Tage im Elternhause Linas werde ich nie vergessen. Ich bin Euch so dankbar, daß Ihr erlaubtet, daß wir uns jetzt verlobten. Ich merke von Tag zu Tag mehr, daß es das Richtige war. Lina braucht in Kiel nicht heimlich

zu tun und wir können, ohne den Klatsch der lieben Mitmenschen beachten zu müssen, oft zusammen sein und uns immer besser kennen lernen. – Und nun zum Hochzeitstermin: Bitte, bitte erlaubt doch, daß wir im September (17.!) heiraten. Im Oktober/November sind bei uns die ganzen Umkommandierungen, Manöver, Dienstwechsel und noch später ist kein gesunder Zustand für Brautleute. Es gibt nichts Schlimmeres, als die Ungewißheit. Ich wäre Euch sehr, sehr dankbar, wenn Ihr Euch für den September entschließen würdet, da können auch meine Eltern. Nehmt herzlichen Dank von

Euerm Reinhard

München, d. 11.8.31.

Liebe Schwiegereltern!

Nun bin ich schon 10 Tage hier, habe mich eingearbeitet und mir ein Bild vom Arbeitsgebiet und der Lebensmöglichkeit hier gemacht. Ich bin gestern durch offizielle Verfügung des Reichsführers mit der Leitung meines Referats beauftragt worden, bin sofort zum Sturmführer ernannt worden und erhalte ab 1. Sept. Gehalt. Meine Position und meine Arbeit machen mir grosse Freude, ich kann selbstständig arbeiten, aufbauen, und vor allem ermöglicht mir diese Stellung, ganz gleich in welcher politischen Lage wir uns befinden, einen Hausstand zu gründen, ein Ziel, dem ja meine ganze Arbeit galt und gilt.

bei angemessener Einschränkung meiner Lebensführung monatlich durch möglichst hohe Beträge meine Schulden zu tilgen. –

Ich habe in sehr guter Gegend bei einer ordentlichen alten Dame ein billiges, ganz einfaches Zimmer gemietet. Der Arbeitstag hat zunächst natürlich eine erhebliche Anzahl Stunden, sodaß ich auch abends fast stets noch am Schreibtisch hocke, wenn mich nicht der Reichsführer, Prinz Waldeck oder v. Eberstein aus dem Bau holen. Ich werde wahrscheinlich im Laufe der nächsten Zeit eine grössere Dienstreise als Beauftragter des Reichsführers durch Deutschland machen u. hoffe dann auch nach Lütjenbrode zu kommen. Bis dahin auf Wiedersehen. Recht herzliche Grüsse Ihr

Ihr

Reinhard

München, d. 11. 8. 31

Liebe Schwiegereltern!

Nun bin ich schon 10 Tage hier, habe mich eingearbeitet und mir ein Bild vom Arbeitsgebiet und der Lebensmöglichkeit hier gemacht. Ich bin gestern durch offizielle Verfügung des Reichsführers mit der Leitung meines Ressorts beauftragt worden, bin sofort zum Sturmführer ernannt worden und erhalte ab 1. Sept. Gehalt. Meine Position und meine Arbeit machen mir große Freude, ich kann selbständig arbeiten und aufbauen, und vor allem ermöglicht mir diese Stellung, ganz gleich in welcher politischen Lage wir uns befinden, einen Hausstand zu gründen, ein Ziel, dem ja meine ganze Arbeit galt und gilt.

Ich werde ab 1. Sept. in der Lage sein,

bei angemessener Einschränkung meiner Lebensführung monatlich durch möglichst hohe Beträge meine Schulden zu tilgen. –

Ich habe in sehr guter Gegend bei einer ordentlichen alten Dame ein billiges, ganz einfaches Zimmer gemietet. Der Arbeitstag hat zunächst natürlich eine erhebliche Anzahl Stunden, so daß ich auch abends fast stets noch am Schreibtisch hocke, wenn mich nicht der Reichsführer, Prinz Waldeck oder v. Ebersteins aus dem Bau holen. Ich werde voraussichtlich im Laufe der nächsten Zeit eine größere Dienstreise als Beauftragter des Reichsführers durch Deutschland machen u. hoffe dann auch nach Lütjenbrode zu kommen. Bis dahin auf Wiedersehen. Nehmt herzliche Grüße von

Euerm

Reinhard

München, d. 22. 8. 31.

Liebe Mutter!

Lina schrieb mir, daß Du sowohl das Schwedenpaket, als auch meine Bücherkiste eingelöst hast. Meinen herzlichen Dank dafür. Da Ihr ja durch die Notverordnungen Euch sehr einengen müßt, erlaube mir bitte, daß ich bei meinem nächsten Besuch Dir den Betrag zurückgeben darf. Du hast schon so oft für mich gesorgt und aus Deiner unerschöpflichen „Geheim"-Kasse mir geholfen, daß sich diese Beträge allmählich summieren würden wenn das so weiter ginge. Ich habe hier sehr viel zu tun, gehöre jetzt schon zum engeren Stab des Reichsführers der Schutzstaffeln und sitze fast Abend für Abend und Sonntag mit Arbeit daheim. Ich baue

nach meinen Entwürfen eine grosse Organisation auf, die meine volle Arbeitskraft beansprucht. Da ich mir natürlich möglichst garnichts leiste nur notdürftigste Ausgaben für Essen und Wohnen mache, weil ich Euch ja Anfang Sept. eine möglichst hohe Sparsumme nachweisen will, so kannst Du Dir den Gang meines Tagewerkes gut vorstellen. Daß meine Gedanken wohl jede freie Minute nach Lütjenbrode wandern, brauche ich wohl nicht zu betonen. Eine grosse Freude wurde mir heute. Herr Himmler, der Reichsführer S.S., hat mir zugesichert, daß ich nach der Verheiratung monatlich 290.- RM erhalte. — Ich sehne mich an stillen Abenden so manches Mal nach der See und dem Norden. Nun grüsse bitte Vater, Lina u. Hans und nimm selbst die herzlichsten

Grüsse von

Deinem dankbaren

Schwiegersohn

Reinhard

München, d. 22. 8. 31.

Liebe Mutter!

Lina schrieb mir, daß Du sowohl das Schwedenpaket, als auch meine Bücherkiste eingelöst hast. Nimm herzlichen Dank dafür. Da Ihr ja durch die Notverordnungen Euch sehr einengen müßt, erlaube mir bitte, daß ich bei meinem nächsten Besuch Dir den Betrag zurückgeben darf. Du hast schon so oft für mich gesorgt und aus Deiner unerschöpflichen „Geheim"-Kasse mir geholfen, daß sich diese Beträge allmählich summieren würden, wenn das so weiter ginge. Ich habe hier sehr viel zu tun, gehöre jetzt schon zum engsten Stab des Reichsführers der Schutzstaffeln und sitze fast Abend für Abend und Sonntag mit Arbeit daheim. Ich baue

nach meinen Entwürfen eine große Organisation auf, die meine volle Arbeitskraft beansprucht. Da ich mir natürlich möglichst garnichts leiste, nur notdürftigste Ausgaben für Essen und Wohnen mache, weil ich Euch ja Anfang Sept. eine möglichst hohe Sparsumme nachweisen will, so kannst Du Dir den Gang meines Tagewerks gut vorstellen. Daß meine Gedanken wohl jede freie Minute nach Lütjenbrode wandern, brauche ich wohl nicht zu betonen. Eine große Freude wurde mir heute: Herr Himmler, der Reichsführer S.S., hat mir zugesichert, daß ich mit der Verheiratung monatlich 290,– RM erhalte. – Ich sehne mich an stillen Abenden so manches Mal nach der See und dem Norden. Nun grüße bitte Vater, Lina u. Hans und nimm selbst die herzlichsten

Grüße von

Deinem dankbaren

Schwiegersohn

Reinhard

Sondershausen, d. 6.1.32.

Liebe Eltern!

Nun ist der Hauptrubel der Examens-arbeit vorbei, die Niederschrift der Haus-arbeiten und durchgeführten [illegible] und der auszuführenden [illegible] ist [illegible]. Unser [illegible], [illegible], [illegible] ist wohnlich geworden. Von dem Trubel der Großstadt wollen wir auch der englischen Arbeit und immer [illegible] [illegible] Ruhe finden. [illegible] bis [illegible], [illegible] Tag für Tag erscheint [illegible] Besuch. Morgen beginnt für mich der Dienst wieder u. [illegible]. Meine Gedanken [illegible] [illegible]

[illegible]

schöne Hochzeitsfeier in Grossenbrode und an das schöne Hochzeitsfest in Linas Elternhaus. Wir danken Euch von Herzen für all Eure Liebe, Mühe und Sorge. Wir waren froh, daß meine Eltern noch etwas in L. bleiben [illegible] nach allem Trubel nicht gleich zu einsam um Euch würde. — Wir erwarten an sich ständig die Bücherkisten, auch Telegramme (an Postkarten) sind liegengeblieben. Auch Linas Bescheinigung. Bitte Vater besorge uns doch noch eine Hochzeitsurkunde, die kosten [illegible] ist, wir brauchen eine zum Einreichen beim [illegible]. Nun nehmt eine herzliche Umarmung von

Eurem dankbaren

Reinhard

Lochhausen, d. 6. 1. 32.

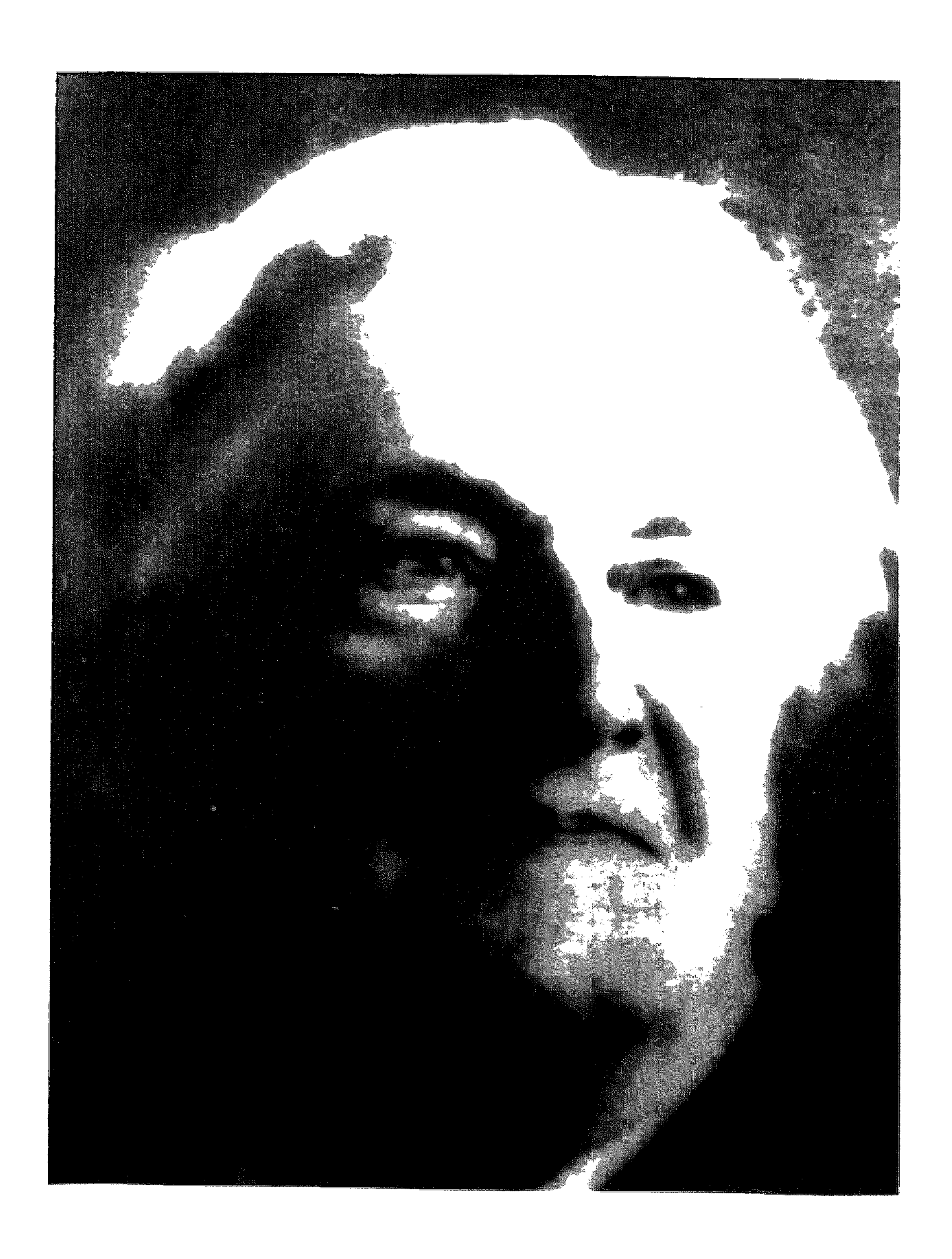
Liebe Eltern!

Nun ist der Haupttrubel der (unleserliches Wort) arbeit vorbei, die Müdigkeit der durchwachten und durchfeierten Hochzeitsnacht mit der anschließenden Bahnfahrt ist gewichen. Unser schönes, blitzsauberes Heim ist wohnlich geworden. Fern vom Trubel der Großstadt wollen wir nach der täglichen Arbeit hier unsere Erholung und Ruhe finden. Lina schaltet und waltet in ihrem Reich. Fast Tag für Tag erscheint irgendein Besuch. Morgen beginnt für mich der Dienst wieder in verstärktem Maße. Unsere Gedanken wandern oft nach Lütjenbrode, wir denken an unsere

schöne Hochzeitsfeier in Großenbrode und an das schöne Hochzeitsfest in Linas Elternhaus. Wir danken Euch von Herzen für all Eure Liebe, Mühe und Sorge. Wir waren froh, daß meine Eltern noch etwas in L. blieben, damit es nach allem Trubel nicht gleich zu einsam um Euch wurde. – Nun erwarten wir sehnsüchtig die Geschirrkisten, auch Telegramme (die Festblätter) sind liegengeblieben. Anl. Linas Bescheinigung. Bitte Vater besorge uns doch noch eine Heiratsurkunde, die Kosten zahle ich, wir brauchen eine zum Einsenden bei der Marineversorgung. Nun nehmt viele herzliche Grüße von

Euerm dankbaren

Reinhard



Bruno Heydrich, Reinhard Heydrichs Vater. Ein Teil der Presse veröffentlichte dieses Foto anläßlich seines Todes. Hervorgehoben wurde, daß Bruno Heydrich „um 1890 einer der besten Heldentenöre seiner Zeit" gewesen sei, „der auch häufig in Bayreuth" gastiert habe.

Abschrift.

D i e n s t l e i s t u n g s z e u g n i s .

Der Oberleutnant zur See Reinhard Eugen Tristan H e y d r i c h, geboren am 7. März 1904 zu Halle a.d.S., Staatsangehörigkeit Sachsen, trat am 30. März 1922 in die Reichsmarine ein.

Nach erfolgter Ausbildung und Bestehen der Seeoffizierhauptprüfung wurde H. am 1.10.1926 zum Leutnant zur See und am 1.7.1928 zum Oberleutnant zur See befördert.

Vom 3.1. – 23.4.1927 hat H. an einem Funkoffizierlehrgang teilgenommen und diesen mit gutem Erfolge bestanden. Im Geben und Hören hatte er [illegible] Leistungen zu verzeichnen.

Während seiner gesamten Dienstzeit wurde er abwechselnd an Land als Adjutant und [illegible] und an Bord als [illegible] und Funkoffizier ferner als Adjutant verwandt.

Von allen Vorgesetzten wird H. als ein gewissenhafter und [illegible] Offizier mit [illegible] Dienstauffassung [illegible] Dienst ver- [illegible]

[illegible] Heydrich, bei [illegible] und [illegible]

[illegible] guter [illegible]

[illegible] mit der [illegible] April 193[illegible].

[illegible], den [illegible] 193[illegible]

Kommando der [illegible]

[illegible]

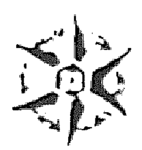
Für die Richtigkeit [illegible]

[illegible], den [illegible]

Kommando der [illegible]

[illegible]

POLICE D'ISRAEL
QUARTIER GENERAL 6 ème BUREAU



משטרת ישראל
המטה הארצי, לשכה 06

464

Abschrift Pol XI 186.

Der Chef der Sicherheitspolizei
und des SD
-IV D 4 - 1574/40-

Berlin SW.11, den 24. Juni 1940

An den

Herrn Reichsaußenminister

SS-Gruppenführer Joachim von Ribbentrop,

Berlin W.8

Wilhelmstr.
(Auswärtiges Amt)

Lieber Parteigenosse von Ribbentrop!

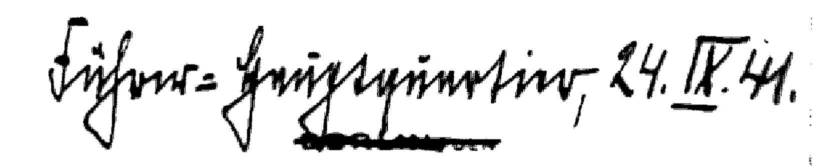
Der Herr Generalfeldmarschall hat mich im Januar 1939 in seiner Eigenschaft als Beauftragter für den Vierjahresplan mit der Durchführung der jüdischen Auswanderung aus dem gesamten Reichsgebiet beauftragt. In der Folgezeit gelang es, trotz großer Schwierigkeiten, selbst auch während des Krieges, die jüdische Auswanderung erfolgreich fortzusetzen.

Seit Übernahme der Aufgabe durch meine Dienststelle am 1. Januar 1939 sind bisher insgesamt über 200 000 Juden aus dem Reichsgebiet ausgewandert. Das Gesamtproblem – es handelt sich bereits um rund 3 1/4 Millionen Juden in den heute Deutscher Hoheitsgewalt unterstehenden Gebieten – kann aber durch Auswanderung nicht mehr gelöst werden. Eine territoriale Endlösung wird daher notwendig.

Ich darf bitten, mich bei bevorstehenden Besprechungen, die sich mit der Endlösung der Judenfrage befassen, falls solche von dort aus vorgesehen sein sollten, zu beteiligen.

Heil Hitler!
Ihr
gez. Heydrich.

372047





Ich befördere den

SS-Gruppenführer Reinhard H e y d r i c h

(SS-Nr. 10 120)

zum

SS - O b e r g r u p p e n f ü h r e r

und ernenne ihn

zum

G e n e r a l der Polizei.



und zu wird etwas Geld für Anschaffungen bewilligt. Da Himmler auch nichts vom Nachrichtenwesen versteht, hat Reinhard genügend Zeit, sich mit der ihm neuen Materie vertraut zu machen. Wie er mir erzählt, hat er in München den Eindruck gewonnen, daß unsere Landsleute nicht gerade viel von dieser Sache halten, die in Ländern wie zum Beispiel in England und Frankreich in der Politik längst eine etablierte Funktion hatte. Alles, was mit Spionage, Agententum, Erforschung der gegnerischen Meinung und seines Tuns zusammenhängt, erscheint dem Deutschen offenbar als eine Art ehrenrührige Sache.

Reinhard beschließt in München, sich England als Beispiel und Modell zu nehmen. Er studiert die verschiedenen Organisationen und beginnt, in gleicher oder ähnlicher Form den Nachrichtendienst aufzubauen. Ihm kommt zugute, daß er als Nachrichtenoffizier in der Marine mit den modernsten Nachrichtenmitteln vertraut ist. Aber er stößt sehr bald auf Schwierigkeiten. Die SA hat unter der Leitung des Grafen Du Moulin gleichfalls einen Nachrichtendienst eingerichtet. Reinhard sieht es als notwendig an, das Nebeneinander aufzuteilen und die Dienste entweder zusammenzuschließen oder sie zu liquidieren, soweit sie nicht unter der Kontrolle der SS stehen. Er ist von Anfang an bestrebt, alle Agenten, die lediglich wegen der Bezahlung arbeiten, auszuschließen. Augenblicklich wird von ihm die Organisation der „V-Männer" (Vertrauensmänner) aufgebaut, in der seine Vorstellung verfochten wird. Nachrichten zu sammeln, Dinge aufzuzeichnen und weiterzugeben, die dem Lande schaden können, soll für seine Mitarbeiter Pflicht und selbstverständlicher Dienst am Vaterland sein.

Als der Winter 1932 zu Ende geht, stellt sich heraus, daß das Büro in der Türkenstraße bereits zu klein geworden ist. Ein größeres Domizil, das auch nicht vor den Toren der Polizeikaserne zu liegen braucht, soll ausfindig gemacht werden. Doch ehe es soweit ist, hat der Sommer uns besondere Überraschungen bereitet.

Der Kampf um Hitlers Macht ist härter geworden. In Schleswig-Holstein sind Bomben der „Landvolk"-Bewegung explodiert. Bauern haben mit schwarzen Fahnen und Aufmärschen auf ihre

Sorgen „aufmerksam“ gemacht. Ihre Erzeugerpreise liegen höher als ihr Verkaufserlös. Es beginnt ein großer Schweinemord; überall gärt es. Reinhard fährt zu einer Dienstreise in den Norden. Die Lage hat sich so zugespitzt, daß wir, die Frauen, von der Parteileitung der NSDAP mit unbekanntem Ziel verschickt werden. Wir verleben einige Wochen beim „Dachsenwirt“ in Unterwössen. Für mich ist es ein wunderbares Erlebnis. Schließlich kommt Reinhard wieder zurück und bringt mir viele Grüße von meinen Eltern, die er kurz besuchen konnte. Zusammen fahren wir nach München-Lochhausen zurück, wo wir mit der Suche nach einer neuen Wohnung beginnen. Wir finden ein Haus in München-Nymphenburg. Es ist das vorletzte Haus einer Sackgasse, die nur einseitig bebaut ist und parallel zur Parkmauer des Nymphenburger Schloßgartens verläuft.

Heute, 1976, bewohnt die Schauspielerin Ruth Leuwerik dieses Haus. Ich weiß nicht, ob ihr die Geschichte ihres Domizils bekannt ist.

Wir treten 1932 als Mieter des Hauses auf. Alles wird auf privat frisiert. Das Haus, ein wenig in den Garten gerückt, gibt uns bei unerwarteten Besuchern die Möglichkeit, alles Belastende rechtzeitig verschwinden zu lassen. Unser Hund warnt uns rechtzeitig. Alles wird auf Sicherheit abgestellt, mein Bett zu einer Art „Festung“ umfunktioniert. Von unten her kann mir so leicht nichts passieren. Diese Vorsichtsmaßnahmen sind notwendig geworden, vor allem seit das Tragen der Partei-Uniformen nicht erlaubt ist und im April 1932 die SA und SS vollständig verboten worden war. Wir waren gezwungenermaßen in die Illegalität gegangen. Nach Aufhebung des Verbots nennt Reinhard seine Organisation „PI-Dienst“. Das heißt Presseinformation, und ich werde „die PI-Frau“, was zu manchen Anzüglichkeiten Anlaß gibt („PI“, das ist im deutschen Volksmund nicht unbedingt eine mathematische Formel, sondern eher „Pissen“ — oder wie ähnlich immer diese Abkürzung gedeutet werden kann).

Am 1. Oktober 1932 haben wir uns in der Münchener Zuccalistraße eingenistet. Für mich bedeutet das, daß ich künftig nicht

nur Hüterin des Alarmversteckes, sondern auch Mädchen für alles sein muß. Es ist nicht möglich, eine Hilfe zu halten; das ist zu gefährlich. Außerdem ist für einen derartigen Luxus kein Geld vorhanden.

Jetzt, da mehr Platz zur Verfügung steht, werden auch die ersten technischen Geräte und Möbel angeschafft, die ersten Mitarbeiter, Sachbearbeiter und Angestellten engagiert. Doch mit den Mitarbeitern kommt auch die Sorge ins Haus. Die bewilligten Gelder für Gehälter und Neuanschaffungen kommen immer seltener und bangend sieht Reinhard die Schwierigkeiten auf sich zukommen, die er aus eigenen Mitteln nicht abstellen kann. Er wird immer wieder bei Himmler vorstellig, der ihm verspricht, alles zu tun, was in seinen Kräften steht; aber es geschieht in dieser Hinsicht letzten Endes doch eben gar nichts.

Zu meinen täglichen Pflichten gehört die Wartung der Öfen des Hauses. Diese Bemerkung zeigt, wie simpel noch alles zu der Zeit war. Zwei im unteren Flur eingebaute Koksöfen versorgten das ganze Haus mit Wärme. Über jedem Ofen befand sich ein Brett, auf dem ich Streichhölzer aufbewahrte. Jeden Morgen, in aller Frühe, heizte ich die Öfen, um erträgliche Temperaturen während des Tages zu gewährleisten.

Es ist Himmler in der Zeit gelungen, den Stabschef der SA, Ernst Röhm, für Reinhards Aufbauarbeit neugierig zu machen. Die SS ist bisher ein Bestandteil der SA, und Röhm formal ihr aller Vorgesetzter. Reinhard wird darüber informiert, daß Röhm und Himmler kommen und sich mit ihm unterhalten wollten. Ein Ameisengewimmel beginnt. Ich werde zum Kaufmann geschickt, Zigarren zu holen. Röhm kommt. Himmler kommt. Alles steht stramm. Die Besichtigung mit vielen Erklärungen beginnt. Mir scheint alles das eine Ewigkeit zu dauern. Ich horche nach oben, wo die meisten Diensträume liegen. Plötzlich stürmt einer der Mitarbeiter mit hochrotem Kopf die Treppe herunter: „Die Zigarren, die Zigarren bitte!“

Gott sei Dank. Es scheint alles gut zu gehen. Und dann geschieht es: ein furchtbarer Knall. Die Sylvester-Streichhölzer, die „Wun-

der"- und „Knallstreichhölzer", die ich kurz zuvor scherzhaft mit den normalen Zündhölzern vertauscht hatte, die unsere Raucher ständig „mitgehen" ließen, waren „explodiert". Ich haste die Treppe hinauf, reiße die Tür auf. Alles starrt entsetzt auf mich. Ein Attentat? Was ist geschehen? . . . Langsam begreifen die hohen Vorgesetzten den Sachverhalt. Ich sehe, wie Röhm und Himmler sich lachend auf die Knie schlagen. Ich muß erzählen, welche Aufgaben ich habe. Und dann geschieht — für uns — ein Wunder. Röhm verspricht, uns Geld zu geben. Daß er es dann auch tatsächlich tut, ist das nächste Wunder. Als ein Jahr später unser Sohn Klaus getauft wird, ist Röhm sein Pate.
Wie wird die Zukunft aussehen? Wird es der NSDAP gelingen, sich durchzusetzen? Werden wir eine unblutige Machtübernahme erreichen können, oder wird Deutschland in einen Bürgerkrieg hineinschlittern? Das sind die Fragen, die uns bewegen. Alle Zeichen stehen auf Sturm. Reinhard glaubt nicht an eine „bürgerliche Machtübernahme". Der Haß aller gegen alle ist nach unserer Auffassung zu groß. Täglich gibt es Tote auf den Straßen; selbst Kinder werden gemordet. Auch die Deutschen im Ausland, insbesondere in Polen und in der Tschechoslowakei, spüren diesen Haß. Ein Riß geht nicht nur durch das Land. Selbst in den Familien wenden sich die Kinder gegen Eltern und Geschwister.
Die Vergangenheit hat ihre Spuren hinterlassen. Am wenigsten von ihr belastet war die Jugend. Und sie war, so sahen Reinhard und ich es, auch Adolf Hitlers treueste Gefolgschaft. Sie kümmerte sich nicht um Nützlichkeit und Ansehen, und sie brauchte nicht zu fragen, ob ihr Bekenntnis zu Hitler ihrer Existenz schadete; denn es waren ja alles Habenichtse, die weder eine fundierte Gegenwart noch eine aussichtsreiche Zukunft vor sich hatten. Sie hatten nichts zu verlieren, und sie waren meist in dem Alter, in dem der Mensch noch daran zu glauben pflegt, daß er nicht vom Brot allein lebe. Die älteren Menschen wollten ihre Existenz verteidigen, ihr Erworbenes erhalten und sich auch ihren Glauben bewahren. Mancher Vater rang die Hände, wenn sein Sohn sich zu diesem „Unmöglichen", zu den „Nazis", bekannte und mit

ihnen auf die Straße ging. Nicht nur die gutbürgerlichen Söhne füllten die Reihen der SA und SS, sondern auch der Adel und der Hochadel. Aus Reinhards Unterlagen war dies nicht nur später herauszulesen. Wer anders als Röhm, Himmler und er hätten neben Hitler, Göring und Hess natürlich, damals wissen können, wer „dazu" gehörte?

Zum Dienstantritt im Januar 1933 finden sich zwar nicht alle, aber doch die Mehrzahl unserer Mitarbeiter wieder ein. Um der drohenden Auflösung zu entgehen, beschließen wir, zunächst eine Gemeinschaftsverpflegung für unsere mitarbeitenden Parteigenossen zu arrangieren. Die meisten unserer „Bediensteten" sind amtlicherseits nämlich seit langer Zeit arbeitslos, was heißt, daß sie keine staatliche Unterstützung mehr erhalten. Ich selbst bin auch hier Mädchen für alles und koche vor allem Suppen aus Dörrgemüse. Das ist das Billigste. Ab und zu fabriziere ich auch einen Heringssalat, in dem sich allerdings gar kein Hering befindet. Im Laufe des Januar 1933, als die finanziellen Zuwendungen seitens der NSDAP schließlich ganz aufhören, verlassen uns weitere Mitarbeiter, darunter auch ein Verwandter, den wir aufgenommen hatten, weil er arbeitslos auf der Straße lag.

Dann hören wir plötzlich, daß in Preußen die Politik einen überraschend erfreulichen Verlauf genommen hat. Hindenburg hat Hitler, unseren obersten „Chef", auf den wir alle Hoffnung gesetzt haben, zum Reichskanzler ernannt. Er war sozusagen der letzte Notnagel, mit dem man hoffte, sich noch einigermaßen aus der Affaire ziehen zu können. Ein Fakelzug durch das Brandenburger Tor demonstrierte die legale Machtübernahme Hitlers.

Wir in Bayern hören in der Nacht zum 1. Februar 1933 wohl die Mär: allein uns fehlt der Glaube. Für uns sitzt die Bayerische Regierung immer noch fest in ihrem Sattel, und sie hat nicht die Absicht, sich „preußische Manieren" anzueignen. Zwar erhalten wir jetzt augenblicklich unsere Gehälter nachgezahlt. Auch die Miete des Hauses kann bezahlt werden, aber so, wie die Dinge sich hier in München anlassen, wird es wohl noch einen langen Machtkampf geben — denken wir ...

Reinhard will auf eine „Machtübernahme" der NSDAP in Bayern jedoch nicht länger warten, sondern die „Festung Bayern" von Preußen aus erobern. Er beschließt, mit seinem Amt nach Berlin überzusiedeln. Am Branitzer Platz, Ecke Eichenallee, wird in Berlin eine geeignete Behausung gefunden, in der auch ich mit meinem häuslichen Krimskrams unterkommen kann. Während wir uns für den Wohnortwechsel rüsten und teilweise bereits umgezogen sind, ist plötzlich auch Bayern ein nationalsozialistisch regiertes Land.
Für mich ist es heute zwar ein Wagnis, den Brief wortgetreu zu zitieren*), den ich am 13. März 1933, rund 40 Tage nach Hitlers Machtergreifung, meinen Eltern schrieb; aber ich tue es dennoch, um auch hier der Wahrheit zu genügen. Er dokumentiert den Abgrund von Haß, den damals jeder gegenüber jedem Andersdenkenden empfand. Ich schrieb:

Liebe Eltern!

Ist das ein Leben! Von unserer kleinen Revolution habt Ihr sicherlich schon aus der Zeitung erfahren. Aus Reinhards Erzählungen denk ich, muß es köstlich gewesen sein. Nun will ich Euch mal erzählen, wie ich die Sache miterlebt habe.
Also am Mittwoch kommt Reinhard früh mit der Nachricht nach Hause, er müsse sofort ins Braune Haus zurück, die bayerische Regierung wollte sich nicht fügen. Ich solle unterdessen den Vertrag mit dem Möbeltransport nach Berlin in Ordnung machen. Na, denk ich, das kann ja lecker werden.
Um 11 Uhr ruft Reinhard mich an, ich möchte sofort seine Pistole ins Braune Haus schicken. Ich denke natürlich gleich das Schlimmste und bekomme einen gehörigen Schreck.
Um 1 Uhr hätte die Regierung die Parole an die Polizei ge-

*) Lina Heydrichs Brief wird zitiert, wie er nach ihren Unterlagen, die Werner Maser prüfte, 1933 geschrieben wurde. Um der Authentizität dieses Dokuments willen wurden die Fehler nicht korrigiert.

geben, sofort auf die SA zu schießen, falls diese auf Befehl des Reichskanzlers etwas gegen sie unternehme.
Darauf fahren Röhm, Himmler und Reinhard zum Ministerpräsidenten Held und haben wohl eine ganze Stunde mit ihm verhandelt.
Röhm stellte die Forderung, die Regierung hier sollte aus sich heraus den Epp zum Kommissar wählen. Sie versprach es bis 3 Uhr zu tun. Sie wollte mit dem Versprechen Zeit gewinnen und setzten sich inzwischen mit Berlin in Verbindung. Die Uhr schlug 3. Keine Antwort. Ein Telefongespräch von Röhm an Hitler bewirkt das Telegramm. General Epp wird von der Reichsregierung als Kommissar eingesetzt. Auf noch ungeklärte Art und Weise kommt das Telegramm nicht an. Ein Zweites wird abgesandt. Reinhard fährt zum Telegraphenamt und in einer halben Stunde hat er das denkwürdige Telegramm in Den Händen. Er überbringt es dem General Epp und nun geht es Schlag auf Schlag. Zuerst die Besetzung des Polizeipräsidiums. In vier Autos fahren sie vor. Im ersten schwarzen SA Wagen sitzen Epp und Röhm, im zweiten Himmler und Reinhard. Die anderen beiden sind die Begleitmannschaft. Die Wache wird überrumpelt und verhält sich kleinlaut. Präsident Koch hatte das Haus bereits verlassen. Reinhard sagte, ihm sei es eine ganz große Genugtuung gewesen, daß die selben Leute, die noch vor einem halben Jahr die SA und die SS einsperrten, sie mit Gummiknüpeln niederschlugen, nun den Rücken nicht grade kriegen vor dienern.
Himmler wird Polizeipräsident, Seidl Ditmarsch Polizeidirektor und Reinhard, nun lacht ihr aber nicht: Kommissar der politischen Polizei. Ich habe so lachen müssen. Als Reinhard seinen Vorgänger, Oberregierungsrat Koch, von diesem Befehl Mitteilung machte, ist er ganz bleich geworden.
Reinhard will aber dort nur „ausmisten" und sich dann von diesem Posten zurück ziehen. Er kann gegen soviel Mist nicht anstinken, sagt er, er käme sonst darin um. Nächste Woche

fährt er auch nach Berlin und übernimmt wieder sein Amt. Himmler will auch wieder weg.
Also das war die Polizeiaktion. Zur gleichen Zeit wurden die anderen öffentlichen Gebäude besetzt. Alles verlief nach Wunsch, ohne das ein Schuß fiel. Amüsant war die Räumung der Münchner Post (eine Zeitung). Das ist die Zeitung der Münchner SPD. Standartenführer Höflich rückte mit SA und SS Leuten ein. Das ganze Haus war wie ausgestorben. Erst in einem größeren Saal treffen sie etwa 300 Reichsbanner.
Ein nettes Bild bietet sich ihnen. Alle 300 halten beide Hände in die Höhe. Höflich kommandiert: Hände runter, links um, marsch, marsch. Abends hatten die SA und SS ihr besonderes Vergnügen. Sie hatten die Aufgabe, alle politischen Gegner, soweit sie bekannt waren zu verhaften und ins Braune Haus zu bringen. Das war was für die Jungs. Endlich einmal Rache nehmen dürfen für all das Unrecht, was man ihnen zufügte, für all die Schläge und Verwundungen und Rache nehmen zu dürfen für ihre gefallenen Kameraden. Über 200 sitzen jetzt, KPD, SPD, Juden und Bayerische Volkspartei. Einige interessante Begebenheiten dieses Abends sind mir bekannt. Höflich bekommt den Auftrag, mit einigen SS-Leuten, den Innenminister Stützel zu verhaften. Erst nimmt der Verhaftete einen rührseligen Abschied von Frau und Kind, dann weigert er sich, sein Bett zu verlassen, um mitzugehen. Als er bei der dritten Aufforderung nicht mitgeht, nehmen sie ihn so wie er ist und setzen ihn ins Auto — und auf ins Braune Haus. Die Gaudi könnt Ihr Euch vorstellen. In Socken und Nachthemd steht der Herr Innenminister in der Halle, umgeben von einer Menge SA und SS, die vor lachen nicht wissen wohin. Dann kommen sie und treten dem weinenden Innenminister mit ihren schweren Stiefeln auf die große Zehe, daß er zwischen ihnen hopst von einem Bein aufs andere. Ihr könnt Euch das Bild wohl vorstellen. Als nächster wird der Jude Lewy eingeführt. Mit dem manchen sie kurzen Prozeß. Sie hauen ihn

///

I

Berlin, d. 1. 9. 39.
01 30.

35-40

Meine geliebte Lina!

Meine geliebten Kinder!

Hoffentlich braucht mein Panzerschrank nie diesen Brief herzugeben. Als Soldat des Führers jedoch und als guter Mann und Vater muß ich alles bedenken. In dieser Stunde hat Adolf Hitler, der Führer unseres größten Deutschlands, dessen Hand-Schrift ich heute Abend noch in meinen Händen hatte, die große Entscheidung schon getroffen. Morgen früh 4^45 beginnt der Vormarsch der deutschen Armeen, um 10h ist Reichstag. Ich glaube nicht, daß mir etwas zustößt. Sollte es das Schicksal doch wollen, so soll all'

wird es gut und gerecht
für Dich und die Kinder leiten. Sämtliche
Regelungen, Versicherungen, Pensions und
Witwenrenten usw. Dann bitte doch Romme
und Eimers dann helfen, falls der Staat
lebt [mit] Dich über. — Liebe Lina, ich
glaube, daß so wesentlich schwer für
uns beide die letzten Wochen waren (besonders
das Versinken Deines Glaubens an mich hat
mich in seiner innersten Grundlage tief
getroffen verletzt), wie doch nur die Vertiefung
und Festigung unserer Zueinandergehörigkeit
brachten. Erziehe unsere Kinder im Glauben
an den Führer und Deutschland, in der
Treue für Idee der Bewegung, zur Härte
in der Einhaltung der Grundgesetze der
Schutzstaffel, zur Härte gegen sich selbst,
zur Güte, zur Großzügigkeit gegen die

gegen alle Feinde im Inland und Ausland, zur Verpflichtung den Ahnen und Enkeln gegenüber. Liebste Lina, ich mag Fehler haben, ich habe Fehler gemacht dienstlich, menschlich, gedanklich und in der Tat, ich habe Dich unendlich lieb und ebenso unermesslich liebe ich meine Kinder. Denke bitte in Achtung und Liebe an unser gemeinsames Leben zurück, gib, wenn die Zeit gekommen, den Kindern wieder einen Vater, nur ein Kerl muß es sein, wie ich einer sein wollte.

In unendlicher Liebe

Heil Hitler Euer Reinhard

N.B. Neumann hat Notizen über meine Arbeit, kennt die schlechten Seiten und auch manche schöne Qualitäten

1

Berlin, d. 1.9.39

01.30.

Meine geliebte Lina!

Meine geliebten Kinder!

Hoffentlich braucht mein Panzerschrank nie diesen Brief hergeben. Als Soldat des Führers jedoch und als guter Mann und Vater muß ich alles bedenken. In dieser Stunde hat Adolf Hitler, der Führer unseres größten Deutschlands, dessen Händedruck von heute Abend noch in meiner Hand brennt, die große Entscheidung schon getroffen. Morgen früh 4.45 beginnt der Vormarsch der deutschen Armeen, um 10 h ist Reichstag. Ich glaube nicht, daß mir etwas zustößt. Sollte es das Schicksal doch wollen, so soll all mein Eigen Dir gehören Lina, Du

wirst es gut und gerecht für Dich und die Kinder hüten. Geldliche Regelungen, Versicherungen, Pensions- und Witwenrenten usw. laß bitte durch Pomme und Eimers ... (unleserlich) regeln, falls der ... (unleserlich) lebt, mit durch ihn. — Liebe Lina, ich glaube, daß so unendlich schwer für uns beide die letzten Wochen waren, besonders das Versinken Deines Glaubens an mich hat mich in seiner unklaren Grundlage aufs tiefste verletzt, sie doch uns die Vertiefung und Festigung unserer Zueinandergehörigkeit brachten. Erziehe unsere Kinder im Glauben an den Führer und Deutschland, in der Treue zur Idee der Bewegung, zur Härte in der Einhaltung der Grundgesetze der Schutzstaffel, zur Härte gegen sich selbst, zur Güte, zur Großzügigkeit gegen die Menschen des eigenen Volkes, zur Härte

gegen alle Feinde in Inland
und Ausland, zur Verpflichtung den
Ahnen und Enkeln gegenüber. Liebste
Lina, ich mag Fehler haben, ich
habe Fehler gemacht, dienstlich, menschlich,
gedanklich und in der Tat, ich habe
Dich unendlich lieb und ebenso
übersehr liebe ich meine Kinder.
Denke bitte in Achtung und Liebe
an unser gemeinsames Leben zurück,
gib, wenn die Zeit geheilt, den Kindern
wieder einen Vater, nur, ein Kerl muß
es sein, wie ich einer sein wollte.
In unendlicher Liebe
Heil Hitler Euer
Reinhard

N.B. Neumann hat Notizen über meine Arbeit, kennt
die schlechten Zeiten und auch manche schöne Anekdote aus
unserer Tätigkeit.



Reinhard Heydrich als angehender Seekadett.



Der hervorragende Fechter Reinhard Heydrich in einer Pause.

mit Hundepeitschen durch, ziehen ihm Schuh und Strümpf
aus und so muß er barfuß in Begleitung von SS seiner häu
lichen Behausung zuwandern. Sein Haus war unterdessen g
ausgeräuchert. Er war nämlich der Leiter der München
Juden.
Das mag auch ein Bild sein, wie man hier vorgeht. Viele J
suiten und Juden sind hier geflüchtet. Keiner ist tot, kein
lebensgefährlich verletzt, aber Angst, Angst kann ich Eu
sagen ..."

Heute würde ich diesen Brief, zumindest in der Form und Art, n
türlich nicht schreiben. Damals war ich ganze 22 Jahre alt, und
meine, ich habe seinerzeit alles wie eine Art Western angeseh
und den Ernst des Umbruchs überhaupt nicht erfaßt. Daher hat
mich die Ereignisse, die dieser Machtübernahme folgten, imm
wieder überrascht. Immer bin ich sozusagen hinter ihnen hergel
fen. Sobald ich einen Teil begriffen hatte, war bereits wieder
viel Neues auf mich eingestürmt, das ich wiederum erst nach u
nach verarbeiten mußte.
Natürlich habe ich eine Menge gar nicht begriffen. Vieles ist
erst verständlich erschienen, wenn ich Reinhards Komment
kannte, die mich von der Richtigkeit des Handelns und Ges
hens überzeugten. Nur auf das überraschende Erlebnis von
vember 1938, das als „Kristallnacht" in die Geschichte einge
gen ist, wußte auch er keine positive Antwort. Dieses Ereignis
auch ihm zunächst unverständlich. Lange hat er gebraucht, eh
mir eine Erklärung geben konnte. In zahlreichen Gesprächen
klärte er mir, daß der Antisemitismus kein Politikum, sondern
„medizinisches Problem" sei. Wir haben uns gemeinsam der
schlägigen Momente unseres Lebens erinnert und versucht, aus
Ergebnis eine Erklärung zu finden. Reinhard hat in Halle
alteingesessene und sehr renommierte Juden kennengelernt, di
von den christlichen Honoratioren der Stadt nicht untersch
und sich vollständig „eingegliedert" hatten.
Meine Erinnerungen und Vorstellungen sahen ganz anders au

hatte die Juden nicht als Honoratioren erlebt. Sie waren nach dem Ersten Weltkrieg als hausierende Fremde ins Land gekommen, hatten ein merkwürdiges Deutsch gesprochen und ihre Ware, oft in Pappkartons verstaut, aufdringlich angepriesen. Warf jemand einen jüdischen Händler aus seiner Haupttür hinaus, tauchten sie kurz danach wieder an einem anderen Eingang des Hauses auf, immer mit Ausreden zur Hand, die verblüfften. Persönliche Erlebnisse haben nicht nur meine Vorstellungen, sondern auch die Konsequenzen geprägt, die später die Spuren meines (und teilweise auch Reinhards) Leben nachzeichneten. Zu ihnen gehörte dies: als ich in Oldenburg zur Schule ging, zog eine ganz offensichtlich sehr arme jüdische Familie namens Rosenbaum in die Stadt, wo sie, Vater, Mutter und sechs Kinder, ein altes Haus bewohnte, das lange unbewohnt gewesen war. Die älteste Tochter kam in unsere Schule. Sie war sehr schön, hatte schwarze Locken und einen weißen Teint. Im geheimen haben wir Mädchen sie sehr bewundert. Daß sie in einem alten, schiefen Haus lebte, hat uns nicht gestört. Unterschiede, die der Besitz der Eltern ausmachte, gab es für uns Schüler nicht. Nur haben wir als merkwürdig empfunden, daß jene Schulkameradin am Sonnabend niemals in die Schule kam. Nachdem ihre Großmutter gestorben war, soll sie, wie unser Lehrer, der uns auf seine Weise informierte, einen goldenen Taler in den Mund gelegt bekommen haben, was uns unbegreiflich erschien. Für uns war „exotisch" allerdings schon eine Welt, wenn ihre Konturen außerhalb unseres Gesichtskreises lagen. Das jüdische Mädchen ist nur eine kurze Zeit in unserer Schule geblieben. Es war und blieb uns so fremd, daß wir nicht einmal gerne an dem Hause der Rosenbaums vorbeigegangen sind, an dem ein Schild darauf hinwies, daß hier „Eisen, Lumpen und Papier zu Höchstpreisen gekauft" würden.

Für uns waren die vielen polnischen Juden, die (anders als die freiwilligen polnischen Erntehelfer) ins Land kamen, Eindringlinge und ungebetene Gäste. Während die polnischen Schnitter sich in Baracken kasernieren ließen und nach getaner Arbeit wieder verschwanden, blieben die Juden im Lande. Sie sprachen eine Art

Deutsch, aber sie waren keine Deutschen, und sie nahmen Besitz, ohne zu fragen. Sie waren von einer ganz anderen Art als die Polen, hatten andere Gewohnheiten und Sitten, immer aber waren sie selbstbewußt und herrisch. Für sie war das neue Land kein fremdes Land. Es gehörte ihnen sozusagen „mit", sobald sie eine Wohnung gemietet (oder ein Geschäft angemeldet) hatten. Wir sahen in ihnen Gäste, die sich viel zu selbstsicher benahmen. Wir erwarteten, daß wir gefragt würden, ob sie bleiben dürften, was nicht geschah. So fühlten wir uns übergangen, übersehen. Eitelkeit, Selbstbewußtsein und der Instinkt, hier etwas ganz Fremdes im Lande zu haben, ließ Mißtrauen in uns aufkommen. Die Religion der Juden, die wir zu kennen glaubten, bewirkte ein übriges in uns. Nach unserer Auffassung lehrte der Talmud, das Gesetz der Juden, daß jeder Jude jeden Nichtjuden betrügen und bestehlen könne, ohne sich dabei zu versündigen. Ihr Nächster war, wie wir es gelernt hatten, immer nur ein Jude, der sich nicht mit einem Nichtjuden „vermischen" durfte. So verbanden sich da Glauben, Geschäft, Gesellschaftsleben, Gewohnheiten, Aberglaube und Existenzkampf zu einem „Kitt", der als Antisemitismus in unsere Geschichte eingegangen ist. Wir fühlten uns von den Juden provoziert und empfanden, daß wir sie hassen müßten. Das Zusammenleben mit ihnen verglichen wir mit einer erzwungenen Ehe, in der die Partner einander buchstäblich nicht riechen könnten.

Merkwürdigerweise begriffen die Juden dies und ihr Fremdsein in unserem Land überhaupt nicht, auch wenn ihnen der blanke Haß entgegenschlug. Hätte es damals Psychotherapeuten gegeben, hätten sie den Juden nur zum Auszug aus Deutschland raten können. Die Juden störten Reinhard weder politisch noch gesellschaftlich. Sie erschienen ihm und mir in der Seele, in der Psyche, unerträglich. Und nur aus dieser Sicht hat Reinhard sich auch die „Kristallnacht" erklären können. Aus ihr meinte er wiederum gelernt zu haben, daß die Juden gezwungen werden sollten, aus Deutschland auszuwandern und sich für immer von den Deutschen zu trennen.

In Berlin haben wir uns nicht so recht eingelebt. Das Haus mit seiner Freitreppe auch Eichenholz und einem Türmchen auf dem

Dach, ist mir unbehaglich. Ich erblicke im Moment meine „Hauptaufgabe" darin, eine Wiege zu kaufen, die mir das Monstrum von Haus schließlich ein wenig behaglicher machen soll. Reinhard sehe ich in dieser Zeit wenig. Er ist nach München zurückgefahren. Daß er Sorgen hat, kann er — vor mir — nicht verbergen. Ich will ihn mit meinem seligen Gedanken, bald ein Kind zu bekommen, nicht stören. Eines Tages sagt er, er habe eine Einladung von einem Herrn Diels, dem Leiter der Gestapo in Preußen. Er frage, ob ich mich wohl genug fühle, einen Familienausflug in die märkische Heide zu unternehmen. Ich wollte, und so trafen wir uns mit Diels und dessen Frau zu einem Picknick im Freien. Es gibt nur wenige Menschen aus der damaligen Zeit, deren Erscheinung mir nach vielen Jahren noch bis ins Kleinste in Erinnerung ist. Frau Diels ist eine davon. Sie war eine geborene Mannesman, klein und zierlich, mit herrlich rotem Haar. Während sie anschmiegsam und zärtlich ihrem Mann zugetan war, wirkte er, seine Augen hinter einer dunklen Brille versteckt, grob und herrisch und fordernd wie ein Pascha. Daß diese Ehe nicht hielt, war für mich kein Wunder.
Und dann, am 17. Juni, bei Blitz und Donner, ein lautes Gewitter tobte über Berlin, wurde mit Reinhards Hilfe unser Sohn Klaus geboren. Es war eine ausgemachte Schinderei, die ich allerdings selbst verschuldet hatte; denn ich war es gewesen, die das Kind unbedingt hatte zuhause gebären wollen. Als der Arzt zur Nadel griff, fungierte Reinhard als „Assistent".
Auf jeden Fall hatten wir es geschafft. Wir waren eine glückliche Familie geworden.
Reinhard kommt täglich zu Mittag nach Hause. Mutter hat mir eine Hilfe geschickt, die für uns kocht.
Eines Tages erscheint Reinhard verstört, als er vom Dienst kommt. Er tritt an mein Bett und sagt: „Es ist möglich, daß Frau Diels zu Dir kommt. Sie wird Dich fragen, wo ich bin. Sag' bitte, ich sei nach München gefahren."
Nach dem Essen, wir reden noch über dieses und jenes, wird uns der Besuch von Frau Diels gemeldet. Reinhard geht in sein Zimmer. Frau Diels ist sehr herzlich und überrascht mich mit Geschen-

ken für Klaus und mich; es ist irgendetwas aus Wolle und — Rosen. Wir reden über Kinder, die Frau Diels zu ihrem Bedauern nicht hat. Plötzlich, so ganz nebenbei, erkundigt sie sich nach Reinhard und dessen augenblicklichem Aufenthaltsort. „Mein Mann ist nach München gefahren. Es war dringend", lüge ich vereinbarungsgemäß, während Reinhard nebenan mithört, was wir sprechen. Am gleichen Tag fährt er jedoch nach München. Was dahinter steckte, erfuhr ich erst später. Der Kampf um die Polizei Preußens hatte begonnen und Göring einen Haftbefehl gegen Reinhard erlassen. Mehr erfahre ich erst später. Kurz bevor wir München verlassen hatten, war die amtierende bayerische Regierung von Berlin aus telegrafisch aufgefordert worden, zurückzutreten und einer nationalsozialistischen Regierung Platz zu machen. Das Münchener Telegrafenamt hatte das Telegramm zurückgehalten. Erst nachdem Reinhard dort erschienen war, seine Pistole gezogen und die Herausgabe des Telegramms erzwungen hatte, hatte München „kapituliert". Himmler war Polizeipräsident, Reinhard Chef der Abteilung 6 der Bayerischen Polizei geworden.
Für Himmler muß es deprimierend gewesen sein, sich mit einer so kleinen Rolle im Spiel um die Macht abgefunden zu sehen. Reinhard dagegen begreift seine Aufgabe nicht als Staatsfunktion. Er ist mit seiner Funktion in der SS zufrieden und sieht große Möglichkeiten, sich nun aus staatlicher Sicht detaillierte Einblicke zu verschaffen. Doch Himmlers Stellung wird wenige Tage später aufgewertet. Er wird Politischer Polizeikommandeur Bayerns. Die Bayerische Politische Polizei (BPP) wird gegründet und Reinhard ihr Leiter.
Das alles ist geschehen, während ich in Berlin sitze und immer mehr den Kontakt zum Amt und zu den Geschehnissen verliere. Reinhard besucht mich. Allerdings geschieht dies heimlich. Er will es zu keinem Eklat kommen lassen. Wir bedenken unsere Situation und glauben, daß eine Rückkehr nach München für die Familie die beste Lösung sei, zumal auch dort die Verhältnisse in unserem Sinne geklärt sind. Das Haus wird vom Sicherheitsdienst der SS (SD) geräumt. Wir mieten es ausschließlich zur familiären Ver-

wendung. In der Leopoldstraße wird für den SD eine neue Bleibe gefunden. Während die Möbel transportiert werden, fahre ich mit meinem Sohn nach München und kann einige Tage in der kleinen Wohnung Reinhards in der Leopoldstraße bleiben. In der ersten Nacht erwache ich vor Schmerzen in der Brust. Am Morgen wird der Arzt Dr. von Redwitz geholt. Ich werde mit einer Brustentzündung ins Krankenhaus eingeliefert. Meinen Sohn darf ich ins Krankenhaus mitnehmen.

Erst nach Wochen kann ich wieder nach Hause. Reinhard nimmt Urlaub, und wir fahren zu dritt zu der Familie Wülfert an den Ammersee nach Riederau. Ein wunderschönes, holzgetäfeltes Zimmer, nimmt uns auf. Reinhard freut sich auf das Segeln mit dem Hauptmann a. D. Wülfert. Doch in der Nacht muß ich ihn wekken. Hohes Fieber schüttelt mich. Im Morgengrauen fahren wir zurück nach München — und stehen erneut vor dem Eingang des Krankenhauses, dessen Ärzte mich kurz zuvor erst behandelt hatten.

Eine neue Leidenszeit beginnt. Nachdem ich sie überwunden habe, können wir endlich Ferien machen und unseren ersten Urlaub als Eheleute verleben.

Nach München zurückgekehrt, beginnt wieder der Alltag. Reinhard fährt früh morgens zum Dienst. Ich versorge den Haushalt. Unmerklich wandelt sich der Lebensstil bei uns. Die Sorge um das tägliche Brot ist verschwunden, dafür aber das Problem der einsamen Frau gewachsen, deren Mann sich der Politik verschrieben hat. Nur das Wochenende gehört uns noch uneingeschränkt. Kontakte mit den Kameraden, mit der einheimischen Bevölkerung, pflegen wir nicht. Jeder ist zu sehr mit seinen eigenen Schwierigkeiten beschäftigt.

Nach München-Waldtrudering sind wir nicht wieder gefahren. Himmler hat das Grundstück (seine „Hühnerfarm") inzwischen aufgegeben und ist an den Tegernsee gezogen. In seinem Bemühen, im ganzen Reich die Polizei zu einer Einheit zu verschmelzen, ist er inzwischen recht weit gekommen. Ihm ist gelungen, Göring davon zu überzeugen, daß es am besten sei, ihm, Himmler,

die Polizei in Preußen zu überlassen. Er hat die Übernahme dieser Funktion davon abhängig gemacht, daß er Reinhard „mitbringen“ dürfe. Göring wehrt sich, gibt aber dann doch nach. Reinhard wird Diels Nachfolger und fährt nach Berlin, wo er für uns eine neue Wohnung mietet, diesmal in Südende. Reinhard verspricht mir, mich mit unserem einjährigen Sohn, dem sich im Dezember ein Bruder oder eine Schwester hinzugesellen soll, aus München abzuholen. Ich habe alle Möbel verpackt und bin in unser dienstliches Ausweichquartier in die Münchener Leopoldstraße gezogen. Dort ruft Reinhard mich plötzlich an und sagt, daß er auf keinen Fall kommen könne, da sehr ernste und für ihn nicht vorausgesehene Ereignisse eingetroffen seien. Er werde Herrn Oberg bitten, mich mit unserem Sohne nach Berlin zu bringen. Dort werde ich in die Prinz Albrechtstraße gefahren, wo die Geheime Staatspolizei ihren Sitz hat. Reinhard hat sich da eine kleine Wohnung eingerichtet.
Drei Tage bleibe ich dort, solange, bis unsere Möbel angekommen sind. Dann beginne ich damit, unser Haus einzurichten. Unser Hausmädchen hilft mir. Reinhard kommt nicht nach Hause. Telefonisch berichtet er mir von einer „Röhm-Revolte“, allerdings ganz anders, als sie später von Leuten geschildert wird, die nicht dabei waren. Röhm hat seiner SA eine staatliche Basis geben wollen, wie Himmler es für die SS auf dem Wege über eine Eingliederung seiner „Truppe“ in die Polizei auch getan hat. Nach der Machtübernahme Hitlers waren beide Organisationen ihrer eigentlichen Aufgaben beraubt worden. Es gab — für sie — nichts mehr zu schützen, nichts mehr zu verteidigen. Partei und Staat standen unter einer Leitung. Ernst Röhm sah seine SA plötzlich zu einem „sterilen Haufen von Veteranen“ herabsinken. Nachdem Himmler, sein einstiger Untergebener, Teile seiner SS in die Polizei hatte integrieren können, wollte er nun versuchen, seine SA in die Reichswehr einzugliedern. Dies aber wollte Hitler nicht. Ihm erschien die „reine“ Reichswehr für spätere Zeiten offenbar als solidere Grundlage für die Verwirklichung seiner Pläne. Röhm (ein Mann mit Landsknechtnatur, dem bequemen Leben nicht gerade

abhold, wegen einer angeblichen homosexuellen Veranlagung nicht so ganz zuverlässig) hatte einen groben Fehler begangen. Er hatte, was Hitler nicht gutheißen konnte, sich auf eigene Faust durchzusetzen versucht. Sein Versuch, sich Hitler nicht unterwerfen zu wollen, sich dem Machtspruch des Führers nicht beugen zu wollen, zeugte nicht nur von Mangel an politischer Einsicht. So jedenfalls sah Reinhard es[1]).

Später haben Reinhard und ich oft über das Schicksal Röhms gesprochen. Sicherlich hat es zuweilen so geschienen, als sei Reinhard sein Henker gewesen. Für uns waren es schwere Tage, zu sehen, wie ein Mensch, den wir gut kannten, in sein Unglück lief. Röhm ist nicht der Mann gewesen, der allen ein Leitbild hätte geben können. Er war egozentrisch und dachte mehr an sich selbst als an andere, war jedoch auch zu Opfern bereit, wenn er überzeugt war, daß sie angebracht seien. Wäre die Machtübernahme Hitlers 1933 anders verlaufen, mit Blutvergießen, das aus falsch verstandener Humanität unterblieb, hätte die NSDAP später nicht als immerwährende Mörderin dagestanden. Hätte es damals eine „Nacht der langen Messer" gegeben, wonach die SA und alle Parteigenossen riefen, hätten wir Ruhe gehabt. So mußten wir immerfort Reparaturen vornehmen, die mit der Verhaftung und KZ endeten. Von Reinhard wurde dann verlangt, daß er die versäumte blutige Revolution in kleinen Prisen nachvollziehen sollte. Merkwürdig ist, daß er sich seiner Henkersarbeit völlig bewußt war und für sie sogar eine positive Rechtfertigung zur Hand hatte. Er erblickte in seiner Tätigkeit so etwas wie eine mit großen persönlichen Opfern verbundene Tat, die er um der Sache willen vollbringen zu müssen meinte. Und wenn ich ihn in Stunden der Verzweiflung bat, doch aufzugeben, sagte er, daß er dies weder wollte noch könnte. „Ich fühle mich frei von aller Schuld. Ich kann mich zur Verfügung stellen; andere könnten egoistische Ziele verfolgen", höre ich ihn noch heute sagen.

Reinhard, der auf eine blutige Revolution hoffte, wußte keine Lösung. Hitler hatte sie parat. Er ließ die Massen marschieren, mit Fackeln und Gesang, ließ sie „Heil" und „Heil" und immer



Reinhard und Lina Heydrich mit ihren Kindern Klaus, Heider und Silke.



Reinhard und Lina Heydrich in der Prager Oper. Die letzte Aufnahme Heydrichs mit seiner Frau, einen Tag vor dem Attentat.



Heydrich während eines Besuches in Italien mit: Benito Mussolini, Heinrich Himmler, Reinhard Heydrich, Kurt Daluege, SS-General Wolff.



Heydrich, Nebe und Don José Finat Conde de Mayalde im Reichskriminalpolizeiamt.

wieder „Heil“ rufen, bis sie heiser waren. Ihm war gelungen, einen Bürgerkrieg zu vermeiden. Viele Gegner wanderten ins Gefängnis; aber die Volksseele wurde nicht befriedigt. Zweimal versuchten sich Aggressionen Luft zu machen: im Röhm-Putsch und in den Nürnberger Gesetzen. Uns erschien es zu billig, diese Aktionen den Rachegelüsten einiger weniger Verantwortlicher zuzuschreiben. Mit brutaler Gewalt hatte das nichts zu tun, eher etwas mit Seelenkunde.
Reinhard haßte Goebbels, dessen diabolische Menschenführung er jedoch bewunderte. Daß die absolute Katastrophe abgewendet wurde, war sein Verdienst. Hätten die SA und SS 1933 zugeschlagen, wäre es sicherlich nicht an einem Tage erledigt gewesen. Auf beiden Seiten wäre viel Blut geflossen und die dritte Macht im Staate, die Reichswehr, hätte dem Ringen um die Macht ein Ende bereitet. Schleicher wäre Reichskanzler geworden, und es hätte eine Militärdiktatur geben können. Mit der Erdrosselung des Griffes der SA nach der Macht durch die Niederschlagung des Röhm-Putsches war die Gefahr eines Aufstandes der Unzufriedenen in der SA gebannt, und daß sozusagen in einem „Abwasch“ zugleich auch Kurt von Schleicher noch miterschossen wurde, war nur als Warnschuß an alle Unbefriedigten in der Reichswehr gedacht, die eventuell Röhm-Gedanken hätten haben können. Und sie haben es wohl alle verstanden.
Kurz nach der Röhm-Revolte bin ich mit unserem Sohn Klaus zu meinen Eltern nach Fehmarn gefahren. Ich hatte Sehnsucht nach dem einfachen ländlichen Leben auf der Insel. Es war eine schöne Zeit. Doch irgendwie ist mir diesmal die alte Heimat als zu eng erschienen. Das Leben an Reinhards Seite hat meinen Horizont geweitet. Ich war da nicht mehr das harmlose blonde Lehrerstöchterchen, das so „eingesperrt“ leben konnte. Alles, die Gedanken, die Räume und Gegenstände, ja selbst die Natur erschienen mir nun ganz anders, als ich sie in Erinnerung hatte.
Dennoch liege ich meinem Mann nach meiner Rückkehr in den Ohren, sobald wie möglich ein Haus auf Fehmarn zu kaufen. Er kann dort, wie ich ihm in leuchtenden Farben ausmale, jederzeit

segeln. Er freut sich, fragt aber, wie wir das wohl ohne Geld bewerkstelligen sollten. Ein guter Engel ist in dieser Stunde jedoch mit uns, der Konsul Willy Sachs, damals „Bayernwilli" genannt. Er gewährt uns einen Kredit. Eigentlich tut er es nur mir zuliebe, weil er sieht, wie wichtig es für mich ist, mit allem zurechtzukommen. Im Grundbuch der Stadt Burg auf Fehmarn stehen noch heute die Schulden, die wir als Hypotheken aufgenommen haben.
Ein Freund unserer Familie, der Baurat Rall, entwirft das Haus. Natürlich soll es schön, aber einfach sein, dem Stil der Insel angepaßt. Wir wünschen ein einfaches Leben. Und als das „kleine" Haus dann fertig ist, stehen wir vor einem großen Haus. Es ist auch sehr viel teuerer geworden, als wir es geplant hatten. Eine zweite Hypothek muß aufgenommen werden. Ein Abzahlungsplan wird entworfen. Bis 1952, so ist vorgesehen, soll alles bezahlt sein, mit Zins und Zinseszins. 42 000 Mark müssen auf den Tisch gelegt werden. Im Frühjahr 1935 beginnen die Handwerker mit dem Bau. Das Richtfest ist ein großes Ereignis. Heinrich Himmler tritt als Schirmherr auf. Einer seiner Schmiede hat ein großes handgeschmiedetes Türschloß gemacht, das unser Haus auch symbolhaft vor ungebetenen Gästen schützen soll. Heute verschließt es im Bungalow eines namhaften Historikers die handgeschmiedete Wand, die die Diele vom Wohnzimmer trennt.
Reinhard hat seinen Urlaub mit dem Einzug ins eigene Haus gekoppelt. Doch die erhoffte Ruhe findet er nicht. In Nürnberg findet der Reichsparteitag statt, auf dem die „Nürnberger Gesetze" verkündet werden sollen. Heydrich muß zugegen sein. Ihn ärgert, daß er nicht früher über Einzelheiten informiert worden ist, die er nach seiner Meinung als einer der ersten hätte erfahren müssen. Schließlich ist er ja so ganz nebenbei auch noch Abgeordneter des Deutschen Reichstages. Inzwischen längst nicht mehr der Anfänger in dem Metier, für das er nicht erst nach 1945 Symbolfigur geworden ist, sieht er sich plötzlich vor Tatsachen gestellt, von denen er keine Ahnung hat. In Paris hat der Jude Herschel Grynspan in der deutschen Botschaft auf den deutschen Gesandtschaftsrat Ernst vom Rath geschossen und ihn tödlich verletzt. Allen denen, die

eine „Lösung des jüdischen Problems" auf rasche, radikale Art wünschten, kam dieses Attentat offenbar zur rechten Stunde. Vor allem Goebbels schien einen solchen Anlaß zu „brauchen". Im Rahmen des Reichsparteitages mit seinen von Albert Speer arrangierten gigantischen Dekorationen, den Fahnen, der Musik, den Scheinwerferilluminationen, die Licht-Dome an den Himmel „malten", war es nicht schwer, die psychologisch raffiniert eingestimmte Masse mit einem neuen Gesetz zu konfrontieren[2]). Ich hatte den Verdacht, daß der Umweg über das Gesetz Reinhard ausschließen sollte, auch wenn er als des „Deutschen Reiches Müllkipper", als Oberverdachtschöpfer und Bierzähler für Prominente, letztlich die Suppe auslöffeln mußte.

Eines Abends, wir waren früh schlafen gegangen, wurde ich durch ein Klopfen an unserer Schlafzimmertür wach. „Was ist los?", fragte ich, „Wer klopft?". Die Antwort: „Hier ist Schmidt (er bewachte nachts unser Haus). Der Gruppenführer möchte sofort im Amt anrufen!" Auf meine Frage, was „denn los" sei, erklärte Schmidt: „Die Synagogen brennen!". Ich wählte die Amtsnummer und weckte Reinhard, und dann ging bei meinem Mann alles unglaublich schnell. Nur notdürftig bekleidet, die Knöpfe des Waffenrocks schloß er unterwegs, fuhr er ins Amt. Erst nach Stunden kam er wieder zurück. Ich sehe ihn immer noch vor mir: schneeweiß im Gesicht, mit einem leeren Ausdruck in den Augen. Auf mein Drängen, mir doch zu erzählen, was geschehen sei, sagt er nur, geradezu verstört und geistesabwesend: „Bitte, laß' mich. Ich erzähle es Dir später." Eine Zeitlang lagen wir still nebeneinander im Bett. Dann löschte ich das Licht. Keiner konnte schlafen, und dann „tröpfelten" die ersten Worte. „Sie haben alles zerschlagen, alle Geschäfte zerstört und geplündert, die Synagoge in Wilmersdorf brennt wohl noch. Und das schlimme ist, Goebbels hat es getan; es soll aber wie eine Spontanaktion aussehen. Das glaubt uns doch kein Mensch mehr. Von einem Abbau der Aggressionen gegen die Juden kann jetzt nicht mehr die Rede sein. Warum hat Goebbels das nur getan?" Daß eigentlich jeder, d. h. jeder vom Gauleiter bis zum Minister, nach freiem Ermessen über die SA, die SS

und den SD verfügen konnte, wenn es ihm paßte, erklärte Reinhard mir in dieser Stunde erneut. Ich glaube, in dieser Nacht, hat sich bei Reinhard ein Gefühl der Verachtung gegenüber Goebbels gebildet[3]). Und ich bin überzeugt, damals sind Reinhards erste Zweifel auch an Hitler wach geworden. Wir haben später einmal über den inszenierten Abschied von Werner von Blomberg gesprochen. Sie haben seine Heirat mit der „Lebedame" nur benutzt, um ihn loszuwerden, und Reinhard, der ebenfalls wegen einer Frau aus der Marine hatte ausscheiden müssen, mußte dazu Hilfestellung leisten.

Mit den Nürnberger Gesetzen begann eine bürokratische, systematische Erfassung aller in Deutschland lebenden Juden. Wer der Erfinder des Judensterns ist, weiß ich nicht[4]). Es stritten Goebbels und Canaris um das Urheberrecht. Goebbels aus werbetechnischen Gründen, Canaris aus der Perspektive seiner Abwehr, sozusagen als Markierung. Mit den Nürnberger Gesetzen wurden alle diejenigen befriedet, die Aktionen und Pogrome statt Worte und Programme gegen die Juden sehen wollten. Der Tod des Legationsrats war für sie ein willkommener Anlaß, endlich in Aktion treten zu können. Reinhard und der von ihm repräsentierten „Müllabfuhr" aber blieb die Arbeit . . . eine Arbeit, die sozusagen eine körperlose Hingabe war, sobald man sich ihr einmal ganz und gar verschrieben hatte und an ihre Notwendigkeit glaubte.

„Raus mit den Juden", lautete zuletzt die Devise. „Juden haben keinen Zutritt", war im Schaufenster eines Geschäftes zu lesen[5]). Jeder mußte seinen Stammbaum durchforsten und den Nachweis der arischen Abstammung erbringen. Wehe dem, der eine jüdische Großmutter hatte.

Wir, Reinhard und ich, haben uns oft über den Antisemitismus unterhalten. Er, für den die Juden zu den ältesten Kulturvölkern der Welt gehörten, was heute ganz sicherlich mit Erstaunen zur Kenntnis genommen wird, erklärte mir, daß die Juden, wo immer sie aufgetaucht seien, sich mit der geistigen Schicht ihrer Gastvölker verbanden — oder deren unerbittliche Feinde wurden. So hielt er das jüdische Problem erst in dem Augenblick für eine Sache

des allgemeinen Volkes, in dem dessen Erwerbsinteressen durch jüdische Konkurrenz berührt wurden. Mit dem Auftreten der galizischen Juden nach dem Ersten Weltkrieg, so sah Reinhard es, durchdrangen die Juden die Mittelschichten des Gastlandes und wurden automatisch deren Erwerbskonkurrenten. Mit der Verschlechterung der Lebensbedingungen, mit dem bedrohlichen Anstieg der Arbeitslosigkeit, empfand der einheimische Handwerker und Händler die Konkurrenz immer härter. Sehr viele Juden haben den blanken Haß kennengelernt, sobald sie in den Bereich derer gerieten, die ihre Existenz durch Juden bedroht sahen. Und mit der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage stieg die Zahl der Hasser immer mehr. Der Antisemitismus, bislang eine Randerscheinung, wurde zu einer entscheidenden politischen Waffe. Und sie nutzte Hitler.
Reinhard sah bereits vor Beginn des Krieges die Ausweglosigkeit dieser Haßkampagnen. Irgendwie mußte das Problem jedoch gelöst werden. Er gründete im Januar 1939 eine jüdische Auswanderungszentrale und organisierte die Abwanderung aller Juden aus dem deutschen Reichsgebiet. Jedoch: Vetos der Geldinstitute und der Reichsbank stellten sich seinen Bemühungen in den Weg; denn mit der von ihm geplanten Abwanderung der Juden wanderte auch das Kapital ab, und ohne dieses Kapitel konnte Deutschland nicht existieren. Die Folge war die Enteignung der jüdischen Auswanderungswilligen. Viele Juden reagierten rasch. Es tat sich ein schwarzer Markt auf, auf dem sie ihre materielle Habe unter der Hand zu veräußern versuchten. Die Preise, die sie erzielten, waren nicht gut. So mancher Deutsche hat sich damals bereichert, eben so „unter der Hand" — und unter dem Druck der Verhältnisse gegen die Juden.
Eine andere große Schwierigkeit kam hinzu. Die Juden wollten nach Palästina. Palästina aber unterstand der englischen Krone und war mit Arabern besiedelt. Die Aufnahmefähigkeit war gering, und es gab zu viele, die auswandern wollten. Reinhard hielt Palästina als Territorium für einen jüdischen Staat, wie die Zionisten ihn sich vorstellten, für gänzlich ungeeignet. 1937 hatten

Reinhard und ich eine Mittelmeerreise unternommen. Wir waren, als Bernd Rosemeyer sein großes Rennen fuhr, in Tripolis und in Tunis, in der Nähe des einstigen Karthago. Was einstmals blühendes fruchtbares Land gewesen sein muß, war nun öde Steppe, von Sand überweht, einer völligen Klimaverwandlung zum Opfer gefallen. Die Sehrsucht der Juden, in ihr altes Land zurückzukehren, erschien Reinhard als ein Versuch, die harte Wirklichkeit durch große Geschichte zu verklären. Er suchte nach einer anderen Lösung. Ins Gespräch kam die französische Kolonie Madagaskar[6]). Wegen ihrer Unwirtlichkeit wurde sie als Verschickungsort für hoffnungslose Strafgefangene benutzt. Dort, in dem fruchtbaren, an Bodenschätzen reichen Gebiet, hätten viele Menschen Platz und Lebenschancen*). Es wurden Fühler nach Frankreich ausgestreckt. Doch Frankreich lehnte ab. Reinhard konnte den Juden nichts bieten. Sie mußten sich alleine helfen — und viele taten es auch. Ein Teil von ihnen emigrierte nach Amerika. Als der Krieg ausbrach, erklärte der Leiter der Zionisten „dem deutschen Reich den Krieg", obwohl er nur der Leiter einer innerjüdischen Bewegung war und auch bei den Juden Kritik auslöste. Bei Ausbruch des Krieges war jeder Jude ein Feind, gleichgültig, ob er der Erklärung der Zionisten zustimmte oder nicht.
Während des Krieges versuchte Reinhard noch einmal, eine gravierende Lösung des jüdischen Problems auf seine Weise zu erreichen. Die Tatsache, daß er im September 1941 Stellvertretender Reichsprotektor in Böhmen und Mähren geworden war und damit endlich auch das direkte Vortragsrecht bei Hitler bekommen hatte, erschien ihm als wesentliche Zäsur und Hilfestellung in dieser Sache. Er brauchte nun nicht mehr den Umweg über den immer zögernden, beim Führer nach „gut Wetter" Ausschau haltenden Heinrich Himmler zu wählen. Er wollte die Zeit nützen. Daß sie in Böhmen nicht immer währen würde, erschien ihm selbstverständlich. Er glaubte an eine nur vorübergehende, kriegsbedingte Abkommandierung nach Prag. Eines Tages erzählte er mir, daß in Hitlers Führerhauptquartier beschlossen worden sei, ein großes Reservat für die Juden in Rußland zu errichten, das zu einem jü-

dischen Staat entwickelt werden solle. Im Zeichen des gewaltigen Vormarsches der deutschen Truppen in Rußland hat damals alles sehr positiv ausgesehen. Eine Umsiedlung in so großem Rahmen erschien absolut möglich. Reinhard erhielt den Auftrag, die Vorbereitungen für diese Umsiedlung zu treffen. Er organisierte eine Konferenz, an der alle diejenigen teilnahmen, die mit dem jüdischen Problem zu tun hatten. Diese Konferenz fand am 20. Januar 1942 im Gästehaus des Reichssicherheitshauptamtes der SS in Wannsee statt.
127 Tage nach der Wannsee-Konferenz wurde auf Reinhard in Prag das Attentat verübt, an dessen Folgen er starb. Er konnte das (Wannsee-) Vorhaben nicht mehr ausführen[7]).
Rund 6 Wochen nach Reinhards Tod erscheint der SS-Gruppenführer Bruno Streckenbach bei mir und erzählt mir von seinem Kummer im Amt, zu dem ich den Kontakt nach und nach mehr verloren habe. Dabei spricht er von der völligen Unfähigkeit Himmlers, Reinhard zu ersetzen. Auch sei er mit Maßnahmen, die Reinhard nie und nimmer gebilligt haben würde, nicht einverstanden. Kurzum, er wolle aus dem Amt ausscheiden und zur Truppe gehen. Der Chefadjutant Reinhards, Dr. Achim Plötz, hatte bereits seine Fahrt zur Truppe an die Ostfront angetreten. Es müssen unerträgliche Zustände geherrscht haben, und erst jetzt merkte auch Himmler, welche Lücke der Tod Reinhards gerissen hatte.
Nach dem Tode Reinhards bitte ich meine mütterliche Freundin, Frau Rall, die Frau des Architekten, der unser Haus auf Fehmarn entworfen hatte, mir in der ersten schweren Zeit beizustehen. Im August 1942 kommt ihr als Baurat in Frontnähe eingesetzter Mann auf einen kurzen Besuch zu uns. Und er erzählt mir, was er gesehen und was er erlebt hat. Er spricht von Massenerschießungen, von systematischer Austilgung von Massengräbern, an denen er vorübergekommen ist. Und immer wieder sagt er dazwischen diesen einen Satz: „Wenn das der Chef wüßte". Während ich überlege, wen er im Moment wohl mit „Chef" meine, höre ich ihn sagen: „Man nennt es Aktion Reinhard!" ... In mir steigt ein furchtbarer Verdacht auf.

Oft bin ich nach 1945 gefragt worden, wie Reinhard und ich es mit der Kirche gehalten haben und wie es in dieser Hinsicht in unseren Elternhäusern bestellt gewesen sei. Reinhards Vater war evangelisch, seine Mutter katholisch getauft. Ich kann mir nicht vorstellen, daß das Glaubensbekenntnis im Elternhaus des Vaters eine besondere Rolle gespielt hat. Die Sorge um das tägliche Brot ist dort wahrscheinlich wichtiger gewesen. Im Elternhaus der Mutter hingegen scheint die besondere Beachtung der katholischen Konfession eine Selbstverständlichkeit gewesen zu sein. Von Anfang an hat die Mutter in jeder Hinsicht in der Ehe der Eltern Reinhards dominiert. Reinhards Vater konvertierte und wurde katholisch. Sicherlich war es kein religiöses Urgefühl, das ihn zu diesem Schritt bewog, sondern eine rein praktische Überlegung. Später erzählte er mir, daß er von der Liturgie der katholischen Kirche beeindruckt und inspiriert worden sei.

Reinhard wurde katholisch getauft und gefirmt und war einige Zeit hindurch sogar Messknabe. Eine innerliche Einstellung zur Kirche oder zum Glauben hat er nicht gefunden. In der Marine, wo der sonntägliche Kirchgang obligatorisch war, weigerte er sich einmal, einem befohlenen Gottesdienst beizuwohnen. Aufsässig erklärte er, daß er am Sonntag lieber in den Wald ginge, wo er seinem Herrgott nach seiner Meinung näher sei.

Mein Vater war als junger Lehrer einer kirchlichen Oberaufsicht unterworfen gewesen. Der dicke Propst Michler hatte einen schweren Schatten auf seine erste Lehramtszeit geworfen, nicht nur wegen seiner körperlichen Fülle, sondern wegen seiner völligen Unfähigkeit, eine gerechte Erziehung der Kinder zu bewerkstelligen. Ihm erschienen die Zehn Gebote und der große und der kleine Katechismus wichtiger als das Einmaleins. Mein Vater war damals — durch den Propst — zu einem richtigen „Revoluzzer" geworden. Und wenn wir, seine Kinder, später im üblichen Rahmen die Kirche und den Konfirmandenunterricht besuchten, versuchte er immer wieder, uns von den anderen Kindern abzusondern. „Ihr bekommt nur kalte Füße", meinte er zuweilen. Für mich hatte es zur Folge, daß ich erst recht zur Kirche ging.



Himmler besucht Heydrich Ende Oktober 1941 in Prag.



Lina und Reinhard Heydrich kurz nach der Hochzeit im Jahre 1931.

Kommandantur SS-Tr.Üb.Pl.
Beneschau

Beneschau b. Prag, 26.Juni 1942

Az. 65 a 22 10/v.E./v.R.

Betr.: Porzellan für Frau H e y d r i c h ,
Bezug: Unser Schreiben vom 25.6.1942.

An den
Reichsführer-SS
Chef des pers.Stabes.
z.Hd.SS-Oberstuf.Heckenstaller

B e r l i n SW 11
Prinz Alberstr.8

Frau Heydrich hat, worauf ich inzwischen aufmerksam gemacht wurde, noch kurz vor dem Attentat auf den stellvertretenden Reichsprotektor aus dem Schloß Konopischt bei Beneschau neben anderen Einrichtungsgegenständen auch Porzellan ausgesucht und in ihre Wohnung bringen lassen. Unter dem Porzellan befindet sich eine beträchtliche Menge Alt-Wiener/Porzellan. Es ergibt sich nun die Vermutung, dass Frau Heydrich dieses Porzellan, das ihr bisher lediglich zur Benutzung überlassen worden ist, im Auge hat. Verfügungsberechtigt ist die kommissarische Generaldirektion der Forste und Güter, SS-Standartenführer Poegl.

Ich bitte um Anweisung, ob von hier aus nachgefragt werden soll, ob diese Vermutung zutrifft und dann dementsprechend dieses Porzellan auf Schloß Konopischt als Geschenk überreicht werden soll.

SS-Sturmbannführer

Kommandantur SS-Tr.Üb.Pl.
Beneschau

Beneschau b. Prag, 25. Juni 1942.

70

344

Betr.: Porzellan für Frau H e y d r i c h
Bezug: Anruf vom 23.6.1942, [illegible] Uhr
Anlg.: - 1 -

An den
Reichsführer - SS
Chef des pers. Stabes,
SS-Hstuf. Heckenthaler

Berlin SW 11,
Prinz Albrechtstr. 8

Der mir zugeteilte Auftrag, Altwiener-Porzellan, Marke "Blauer Bienenkorb" (klassizistische Zeit), als Geschenk für Frau H e y d r i c h zu besorgen, leidet an Unbestimmtheit. Ist es möglich, die von Frau H e y d r i c h gewünschten Gegenstände etwas näher zu bezeichnen? Denkt Frau H e y d r i c h an ein Kaffeegeschirr oder Essgeschirr, oder an einzelne Objekte, Fig. Gruppen oder anderes?
Man müsste eigentlich wissen, was Frau H e y d r i c h an Wiener Porzellan dieser Epoche bereits besitzt, um davor bewahrt zu bleiben Dubletten zu schenken.
Ich war gestern in Prag und habe mit Hilfe eines mir bekannten Kollegen festgestellt, was im Augenblick in Prag überhaupt zu haben ist. - Es sind lediglich die in den beigefügten Auktionskatalog angemerkten Nummern.

Nr. 172 eine einzelne Kaffeekanne mit Streublumen,
Nr. 482 eine einzelne Tasse, Griff der Tasse ein Vogelflügel von eigenartig interessanter Farbgebung. Sammelstück, wenn auch die Farbe stellenweise dünn geworden.
Nr. 929 Ein Kaffeegeschirr zu dem Nr. 54 dazu gehört, sodass im ganzen 5 Tassen herauskommen. Streublumen.

Die Auktion findet am 1.2.u.3.7.42 statt. Ich habe mir auch den beschlagnahmten jüd. Besitz angesehen, aber nichts darunter gefunden.- Es befindet sich dort eine schöne Meissner-Uhr der Marcolini-Epoche. Scheidet aber aus, da es kein Altwiener ist.
Der Prager Markt bietet im Augenblick nicht mehr. Ich nehme an, dass es mit dem Geschenk eilt. Ich empfehle die Vermittlung des Direktors des Kunsthistorischen-Museums in Wien durch einen Wiener SS-Führer in Anspruch zu nehmen. Es wäre auch zu prüfen, ob nicht unter den Porzellan von Schloss Raudnitz geeignetes zu finden ist. Ich glaube in dieser Sache nichts weiter unternehmen zu können, umsomehr, als ich mit meiner demnächst zu erwartenden Versetzung nach dem SS-Tr.Üb.Pl. Debica zu rechnen habe.

[illegible] 3. Juli 942
A 11/281/42

[signature]
SS-Sturmbannführer u. Stabsführer.

Während meiner Schulzeit in Kiel war ich regelmäßiger Besucher der Lutherkirche, deren Pastor Paulsen mir als gewaltiger Prediger erschien. In dieser Zeit wurde ich bibelfest. Es gibt kein Bibel-Kapitel, das mir aus der Zeit nicht im Gedächtnis haften geblieben ist. Da ich zur katholischen Kirche keine Verbindung hatte, außerdem familienmäßig zu stark beansprucht war, besuchte ich in Bayern die Kirche nicht.

Einmal waren Reinhard und ich auf einer Parteiversammlung irgendwo in einer kleinen bayerischen Gemeinde. Als ich, die in jungen Jahren leider nie den Mund halten konnte, eine Antwort auf eine Frage zu geben versuchte, wies ein hochwohllöblicher Gottesmann, ein Monsignore, mich mit der sarkastischen Bemerkung ab: „Halten Sie den Mund, Sie sind Preuße!". Mit diesem Satz wurde mir schlagartig klar, daß hier unter „Kirche" keine Glaubensangelegenheit, sondern politisches Engagement verstanden wurde. Während unserer Berliner Zeit bin ich regelmäßig in die Kirche gegangen. Niemals habe ich jedoch so etwas wie Christentum in ihr finden können. Ich fand, daß sie sich in Liturgie, in Oberflächlichkeit verbrauchte, so daß ich beschloß, aus der Kirche auszutreten. Meinem Mann durfte ich davon nichts sagen. Das war 1935. 1936 überraschte er mich mit dem Bekenntnis, aus der Kirche ausgetreten zu sein. Und in diesem Augenblick beichtete ich ihm auch meine Sünde. Er war jedoch aus einem ganz anderen Grund als ich aus der Kirche ausgetreten. Trotz unserer evangelischen Hochzeit war er immer noch Katholik geblieben. In seiner Dienst- oder Arbeitszeit wurde er mit dem politischen Katholizismus bekanntgemacht. Er erlebte die politische Macht der katholischen Kirche. Die Predigten von der Kanzel, die Einwirkung auf die Gläubigen, sah er nun als eine Gefahr für den Staat an. Und bevor er gegen die Kirche vorging, trat er aus ihr aus. Ich war über den Weg des Glaubens, er über die politische Erfahrung, zur Erkenntnis gekommen, daß die Kirche für uns keine Heimstatt sein konnte.

Das Jahr 1936, es ist das Jahr der Olympischen Spiele in Berlin, beschert uns viele Überraschungen. Reinhard wird dank seiner

fechterischen Erfolge, er ist 1935 mit seiner Mannschaft Deutscher Meister im Degenfechten geworden, in das Olympische Kommitee gewählt. Das hat auch für mich Folgen. Ich bekomme eine Karte für einen ständigen Platz im Olympiastadion. Die Auszeichnung besteht darin, daß ich mitten unter den Frauen der Teilnehmer und Verantwortlichen sitzen kann. Dabei muß ich feststellen, daß ich einen besseren Platz als Frau Himmler habe. „Oh weh", denke ich sofort, „wenn das man gut geht".

Nun, es geht nicht gut. Ich möchte zur Segelregatta nach Kiel, wo ich drei Jahre gelebt und Reinhard kennengelernt habe. Die Frau des Chefadjutanten von Himmler, Frau Frieda Wolff, bittet mich, sie mitzunehmen. Ich freue mich, will ihr meine alte Heimat zeigen und sie auch nach Fehmarn mitnehmen. Unterwegs erfahre ich, daß dieses „Mitfahren" programmiert worden ist. Frieda Wolff ist ausersehen worden, mich zu informieren, daß gegen uns eine Aktion nach dem Motto „Wer seine eigene Rotte nicht führen kann, kann auch keinen Haufen führen", ins Rollen gekommen ist. „Man" ist mit mir nicht zufrieden. Ich mucke gegen alles auf, was meine eigene Bewegungsfreiheit einengt. Ich lasse mich nicht kommandieren, solange es sich um private Angelegenheiten handelt. Mit wem ich mich anfreunde, mit wem ich mich unterhalte, was immer ich auch unternehme, solange es nicht in dienstliche Bereiche meines Mannes fällt, will ich allein entscheiden. Wenn ich es nicht als schicklich betrachte, Heinrich Himmler als „Mein Reichsführer" anzusprechen oder Hofdienste für seine Frau Marga zu leisten, denke ich, ist dies meine rein private Angelegenheit. Ärger aber gibt es schon, als mein Chauffeur sich während der Olympischen Spiele einmal „erdreistet", das vor uns fahrende Auto der Frau Himmler zu überholen.

Die „Hofintrige" läuft auf vollen Touren. Daß ich nur eine Art Vorhut bin, ist schnell erkennbar; denn ich selbst kann ja nicht wichtig sein. Daß es einen Menschen geben könnte, der so hirnverbrannt wäre, diesen scheußlichsten aller scheußlichen „Berufe", den Reinhard ausübt, für sich ergaunern zu wollen, will mir anfangs nicht in den Sinn; aber dann erfahre ich, welch eine Schlüs-

selstellung in dieser Tätigkeit liegt. Und zum ersten Mal begreife ich Reinhards Bekenntnis: „Ich muß es tun. Jeder andere könnte eigennützige Interessen vertreten oder den Apparat mißbrauchen". Herr Wolff hätte ihn sicherlich mißbraucht. Als im Jahre 1945 die Südarmee kapitulierte, hatte er, der inzwischen Oberkommandierender der Südarmee geworden war, sich zuvor mit Alan Dulles in der Schweiz geeinigt. Damals, 1936, war Karl, „Peter Wolff" genannt, lange schon von seiner Frau Frieda geschieden. Eine Gräfin hatte es ihm angetan. Dennoch, und das rechne ich ihm heute noch hoch an, hat er seine erste Frau nicht vergessen. Und als es bei uns in Böhmen neun Jahre nach den Olympischen Spielen so weit war, als der Feind vor den Toren stand, ist er in letzter Minute noch mit dem Flugzeug erschienen und hat mir empfohlen, rasch die Sachen zu packen.

Ende Februar 1937, eine Woche vor Reinhards Geburtstag, mußten wir umziehen. Ich bat Reinhard, eine Dienstreise zu unternehmen, um die ganze Sache allein arrangieren zu können. Er würde mir, das wußte ich aus Erfahrung, doch nur im Wege sein. Ich zog um, in die Augustastraße 14 in Berlin-Schlachtensee. Ein Palast war es nicht, der unser neues Heim sein sollte, sondern eher eine Art vergrößertes Siedlungshaus im Rahmen einer neu erschlossenen Siedlung. Für uns, die keine Repräsentationssorgen hatten, genügte es. Für meine Freunde — Reinhard hatte keine — und für Verwandte, war genug Platz. Immerhin gab es ein Herrenzimmer, ein Damenzimmer, ein Eßzimmer mit anschließender Freiterrasse, eine Küche und einen Keller. Im Obergeschoß waren ein Schlafzimmer für uns, eins für die Kinder und zwei Schlafräume für Besucher vorhanden. Und ganz oben hatten die Hausangestellten auch noch jeweils ein Zimmer. Von nun an hatte Reinhard mir eine zweite Hilfe zugesagt, die er auch bezahlte.

Als Reinhard am 7. März 1937 morgens zu seinem Geburtstag ankommt, herrscht große Neugier. Besonders bewundert er den Stand seines Nähtisches, und ich habe eine Überraschung für ihn. Das Hallesche Konservatorium seines Vaters ist aufgelöst worden. Ich habe daraus ein Klavier erstanden. Doch auch er hat eine Über-

raschung für mich: zwei Karten für eine Mittelmeerreise. Es ist wie Weihnachten. „Weißt Du", sagt er, „ich bin Dir noch die Hochzeitsreise schuldig. Wir könnten sie jetzt endlich nachholen". Es ist wunderschön, zumal auch die Finanzierung des Hauses gesichert erscheint. Der Bauunternehmer, von dem wir das Anwesen gekauft haben, läßt als erste Hypothek 25 000 RM auf das Haus eintragen. 10 000 Mark werden auf unser Haus auf Fehmarn eingetragen. Für die von Himmler geliehenen 10 000 Mark gibt es einen Schuldschein. Die 49 000 Mark, die das Haus gekostet hat, sind auf diese Weise zusammengetragen worden. An Zinsen haben wir 121,— Mark aufzubringen, an Amortisation noch einmal so viel. Hätten wir uns eine Etagenwohnung gemietet, wären monatlich 400,— Mark zu zahlen gewesen. Wir, Reinhard und ich, sind zufrieden. Er ist froh, daß ich alle häuslichen Probleme von ihm fernhalte. Kommt er abends müde und erschöpft nach Hause, bin ich für ihn da. Den ganzen Tag hat er für andere da zu sein, immer bereit, immer gegenwärtig und immer Entscheidungen, oft sehr schwere Entscheidungen, zu fällen. Dieses kleine Zuhause genießt er. Das ganze Grundstück mißt 700 qm, nicht gerade ein Park, aber doch Platz für Sandkasten und Rasen für die Kinder. Am Ende zäune ich einen kleinen Teil ab. Es wird ein Hühnerhaus darin gebaut. Die Kinder sollen auch hier in der Stadt zusammen mit Tieren aufwachsen können. Mein „Protestgarten" gegen die Stadt ist fertig, nachdem auch Obstbäume gesetzt sind und eine Quittenhecke den Abschluß zum Nachbargarten bildet. Nun können wir unsere Mittelmeer-Reise antreten. Und wir tun es.
Mit dem Einzug in unser Haus in Schlachtensee erhoffen wir eine Stetigkeit, eine Beständigkeit für unser Leben. In sieben Jahren sind wir siebenmal umgezogen, von Mietshaus zu Mietshaus. Auf Grund der Stellung, die Reinhard bekleidet, hat er Anspruch auf eine Dienstwohnung. Ich weigere mich jedoch strikt, in eine Dienstwohnung zu ziehen. Als Lehrer hat mein Vater stets in Dienstwohnungen gelebt, die zum Teil sehr geräumig und gut eingerichtet waren. Ich habe gesehen, wie Beamte nach ihrer Pensionierung lebten. Hatten sie keine ausreichenden Rücklagen, standen

sie dürftig da, und mit dem Verlassen ihrer Dienstwohnung begann ihr sozialer Abstieg. Oft lebt eine Familie jahrzehntelang in dieser Dienstwohnung. Die Kinder werden darin geboren, und ihre ganze Kindheit ist mit dieser Wohnung verbunden. Und dann, eines Tages, heißt es, „raus mit euch"; andere Leute ziehen ein. Man kann dann höchstens noch einmal kommen und höflich fragen: „Ach, könnte ich noch einmal hineinschauen ..." Ich habe alles das als Beamtentochter miterlebt, und ich will 1937 in Berlin nicht, daß meine Kinder dienstlich vorschriftsmäßig um die Erinnerung an ihre Kindheit gebracht werden. Zwar hatten wir seit 1935 bereits das Sommerhaus auf Fehmarn; aber es konnte nicht schaden, sich doppelt abzusichern. Sicherlich wäre alles viel schneller gegangen, wenn uns mehr Geld zur Verfügung gestanden hätte, aber wir hatten es nicht. Reinhards Gehalt reichte zum Leben aus. Da wir rundum abzahlen mußten, blieb nichts übrig.
In Berlin, in der Lichterfelder Kadettenanstalt, ist die „Leibstandarte Adolf Hitler" untergebracht, eine Mannschaft, die sich hauptsächlich aus gesunden, kräftigen Männern vom Lande zusammensetzt. Sie, die das großstädtische Leben bisher nicht kennen, finden sehr schnell Anschluß. Die Schönen der Großstadt sind ihnen besonders zugetan. Und bald sind aus den schmucken Soldaten auch eifrige Alimentenzahler geworden. Das zieht einen langen Schweif von Vaterschaftsprozessen nach sich. In der Wahl der Damen sind viele der jungen SS-Männer nicht anspruchsvoll gewesen. Wohin mit dem Nachwuchs? Wie löst man dieses Problem? Himmler findet eine Lösung, den Nachwuchs sorgsam zu „organisieren". Er gründet den „Lebensborn". Zuerst sind wir alle entsetzt. Viele spotten. Die tollsten Witze entstehen; aber Himmler läßt sich nicht beirren. Er kauft möglichst große leerstehende Villen, in denen keiner wohnen mag und richtet in ihnen Entbindungsstationen ein. Ärzte und Pflegepersonal werden engagiert. Die Entbindung und das Wochenbett sind kostenfrei. Die ledigen Mütter können ihre Kinder im „Lebensborn" lassen oder sie später zur Adoption freigeben. Sie können sie bis zum 3. Lebensjahr dort lassen, sie betreuen und für Unterkunft, Verpflegung und Kleidung

und ein Taschengeld sogar dort arbeiten. Da kein Etat vorhanden war, mußten alle Angehörigen der SS und des Reichstages bestimmte Beträge zahlen. Und diejenigen, die keine Reichstagsabgeordneten waren, wurden nach einem besonderen System gerupft. Es wurde eine Tabelle verfaßt, von der man über Dienstgrad und Kinderzahl ablesen konnte, was der Einzelne einzuzahlen hatte. Zu zahlen hatten nur Offiziere. Mannschaften waren nicht betroffen. Junge, kinderreiche Familien, waren befreit.

Viel, viel später, wird auch uns Lästermäulern klar, wie segensreich diese Einrichtung ist, zumal SS-Angehörige, die selbst keine Kinder haben, hier Kinder adoptieren können und dabei genaue Auskünfte über Herkunft und Veranlagung des Babys erhalten können, was sie weitgehendst vor Überraschungen schützt. Als sich die Sache eingelaufen hat, können auch verheiratete Frauen im „Lebensborn" entbinden und damit sozusagen im Wochenbett bereits den unehelichen Kindern den Makel nehmen. Die ledigen Mütter werden mit „Frau" angesprochen und niemand erfährt, daß sie nicht verheiratet sind. Asoziale oder berufsmäßige Dirnen werden nicht aufgenommen. Soweit mir bekannt geworden ist, sind es meistens junge Mädchen vom Lande gewesen, die „in Dienst" nach Berlin gegangen sind, oftmals ihren Freunden aus der Leibstandarte nach dort folgten und dann eben dieses Malheur hatten[8]).

Himmler hat immer Gedanken verfolgt, die ganz und gar vom Herkömmlichen abwichen, und es war nicht leicht, sich mit seinen Vorstellungen zu identifizieren. Zu seinen okkulten Ideen hat Reinhard niemals einen Zugang gefunden. Immer wieder mußte er feststellen, daß sich zwielichtige Gestalten auf diese Weise bei Himmler einschlichen, ihn ausnutzten und ihren Profit daraus zogen. Als einen der gefährlichsten Männer dieser Art bezeichnete Reinhard den Masseur Kersten, der später als Himmlers Leibarzt von sich reden machte.

Heinrich Himmler hat in Reinhards Leben eine entscheidende Rolle gespielt. Ähnlich schicksalhaft war nur noch Wilhelm Canaris, der Chef der deutschen militärischen Abwehr, mit Reinhards Le-

ben verknüpft. Erstmalig sind sie sich auf dem Kriegsschiff „Braunschweig“ begegnet, auf dem Canaris Kapitän zur See war. 1934 sind wir nach Berlin Südende gezogen, wo wir bis 1937 wohnten. Im Frühjahr 1935, während eines Sonntagsspazierganges, trafen wir ein Ehepaar, das Reinhard überrascht und freudig begrüßte. Es waren Canaris und seine Frau. Sie wohnten in der gleichen Straße wie wir. Es wurde in den Kinderwagen geguckt und ein Treffen vereinbart. Bald gab es ein Hin und Her von Familie zu Familie. Das Ehepaar Canaris hat zwei Töchter, allerdings wesentlich älter als unsere Söhne. Doch sie selbst waren ja sehr viel älter als wir. Eines Tages erfahren wir, daß das Ehepaar Canaris seiner Etagenwohnung überdrüssig ist. Sie haben sich ein Haus an der Peripherie der Stadt gekauft und ziehen um. Wohin sie ziehen, erfahren wir von ihnen nicht. 1937 ziehen auch wir aus diesem Stadtteil fort. Das Spiel wiederholt sich. Wir spazieren mit unseren, nun schon laufenden Söhnen, an einem Sonntagmorgen durch Schlachtensee — und begegnen wiederum zufällig dem Ehepaar Canaris. Wir sind verblüfft: Sie sind unsere unmittelbaren Nachbarn. Unsere Gärten stoßen aneinander.
Das alte Spiel beginnt von vorn. Wir sehen uns. Wir besuchen uns. Frau Erika ist sehr musikalisch. Sie spielt Geige. Musikabende werden vereinbart: Erika Canaris und Reinhard spielen zweite und erste Geige. Ein musikalischer Winter, eine Art bürgerlicher Besuch mit Instrumenten, folgt dem Beginn. Es ist eine schöne, friedliche Zeit. Die Männer verabreden sich, treffen sich zum Ausritt im Grunewald und ziehen gelegentlich Mitarbeiter hinzu. Die Bindungen zwischen Canaris und Reinhard sind nicht nur dienstlicher Natur. Ihre Herkunft, die Tatsache, daß sie Seeoffiziere waren, ist wichtiger als alles andere.
Dienstlich allerdings, vermute ich, muß so allerlei im argen gelegen haben. Da ich eine dienstliche Konkurrenz, zumal im Nachrichtendienst, niemals sachgerecht analysieren könnte, unterlasse ich es, Urteile zu fällen. Ich kann nicht sagen, was Angriff und was Finte war und wieviel Wert ein Wort in dem Rahmen hatte. Ich kann mich nur auf Tatsachen stützen, die ich zu übersehen ver-

mag. Canaris und dessen Frau waren noch eine Woche vor dem Attentat auf Reinhard unsere Gäste in Prag, in Breschan, wo zwischen den beiden Nachrichtendiensten, zwischen Reinhard und Canaris, noch die sogenannten „Zehn Gebote" ausgehandelt wurden. Eine präzise Regelung war lange überfällig. Immer wieder hat es Kompetenzschwierigkeiten gegeben, insbesondere in den Augenblicken, in denen es um Probleme im Ausland ging. Ich entsinne mich einer Diskussion, die Reinhard mit Canaris anläßlich eines Aufenthalts in Spanien hatte. Reinhard vertrat immer den Standpunkt, daß alles, was zu tun sei, auf dem Wege der Organisation getan werden müßte. Für ihn gab es nichts, was nicht durch die Organisation getan werden könnte. Wilhelm Canaris hingegen hatte eine ganz andere Meinung. Er glaubte, alles immer selbst machen, stets sozusagen sein eigener Spion sein zu müssen.
Im Jahre 1936 bricht der Bürgerkrieg in Spanien aus. Als Franco Gefahr läuft, diesen Krieg zu verlieren, wendet er sich an Adolf Hitler und bittet ihn um Hilfe. 1935 ist in Deutschland die Wehrhoheit ausgerufen worden. Als Hitler Francos Hilferuf vernimmt, stimmt er freudig mit den Worten zu: „Einen besseren Truppenübungsplatz kann ich mir gar nicht wünschen". In erster Linie schickt er Flugzeuge mit jungen Piloten. Schließlich ist seine Luftwaffe völlig unerprobt. Doch auch andere Waffengattungen gehen zur „Erprobung" nach Spanien.
Als der Zweite Weltkrieg ausbricht, hat jeder Deutsche es als selbstverständliche Dankespflicht Francos angesehen, nun eine Gegenleistung zu präsentieren. Geschehen ist es nicht, jedenfalls nicht in der von uns erwarteten Form. Allgemein wird auch heute immer noch behauptet, daß Hitler darüber sehr enttäuscht gewesen sei. Ich weiß von Reinhard, daß davon nicht die Rede sein kann. Im Gegenteil Hitler wünschte von dem spanischen Caudillo nicht ein Eingreifen, sondern nur neutralen Flankenschutz. Auch mit Benitto Mussolini hat er, wie Reinhard mir erzählte, eine entsprechende Absprache getroffen. Doch als die Deutsche Wehrmacht Frankreich angriff, war der Duce plötzlich dennoch dabei. Reinhards entsetzte Reaktion: „Das kann uns den Kopf kosten". Die

Schuld schob er Mussolinis Außenminister und Schwiegersohn zu, dem Grafen Ciano, der nach Reinhards Meinung mehr aus Eitelkeit als aus politischer Klugheit handelte.

Die Neutralität Spaniens machte es notwendig, daß sowohl der Sicherheitsdienst der SS als auch die Abwehr ihre wachen Augen auf die Geschehnisse in Spanien lenken mußten. Jedes neutrale Land ist im Kriege normalerweise der beste Tummelplatz für die „heimliche Front". Spanien war durch den englischen Stützpunkt Gibraltar besonders geeignet, dem Reich Fallstricke dieser Art zu präparieren.

In diesen Tagen reden wir natürlich besonders viel über Gibraltar, über die kleinste britische Kronkolonie. Einmal ist sogar die Rede davon, daß die Festung von deutschen Truppen besetzt werden solle. Canaris will wissen, wie das gegebenenfalls am schnellsten und besten militärisch bewerkstelligt werden könnte. Einzelheiten interessieren ihn. Das mag auch ein Grund dafür gewesen sein, daß er glaubte, die für derartige Aktionen notwendigen, geheimen Voraussetzungen, selbst und sofort bis ins Detail hinein erkunden und arrangieren zu müssen. Er ist auf Erkundungstour gegangen. Nach einem dieser „Ausflüge" ist er, wie er uns erzählt, auf dem Heimweg in einen Schneesturm geraten und hat sich in Deutschland mit dem Wagen verirrt. Zu Fuß sind er und sein Fahrer losgewandert. Auf einem Bauerngehöft, dessen Bewohner ihn natürlich unerkannt aufnehmen, kann er sich orientieren. Sie erhalten Quartier und Essen, dazu ein Fußbad für die nassen, kalten Füße. Canaris schildert diese Begebenheit so plastisch und lebendig, daß ich ihn noch heute mit aufgekrempelten Hosen auf einem Bauernstuhl hocken sehe, die kalten Füße in einer Emailschüssel. Und dann fragt Reinhard ihn augenzwinkernd: „Sagen Sie mal, Herr Admiral, wie lange haben Sie denn da gehockt?". Ich weiß nicht mehr genau, wie die Antwort lautete; aber die von Canaris genannte Zeit kann nicht kurz gewesen sein; denn Reinhard gibt zu bedenken: „Und so lange sind Sie nicht im Amt gewesen?"

Reinhard will mit dieser Frage nur andeuten, daß man mit einer solchen Methode kein so wichtiges Amt leiten kann.

Mein Mann führte die vielen Pannen der deutschen Abwehr eben auf diese unzureichende Führungsmethode zurück. Lange nach dem Tode Reinhards erfuhr ich, daß Canaris zu dem Kreis der Männer des 20. Juli gehört hatte. Dabei fiel mir diese Fußbadgeschichte wieder ein, und ich dachte mir: „Da mußte er doch wieder selbst dabei sein, und nun hat es ihn erwischt". Vier Wochen nach Canaris' Tod informierte Himmler mich über die Hinrichtung des Admirals. Ich hatte den Eindruck, er hat es mir sehr ungern gesagt. Schließlich wußte er von unseren familiären Bindungen. Nach dem Tode Reinhards erhielt ich von Canaris ein handschriftliches Dankschreiben für genossene Gastfreundschaft zugleich auch einen Kondolenzbrief geschickt. Der letzte Satz lautet: „Seien Sie gewiß, ich habe einen guten Freund verloren".
Niemals habe ich nach 1945 von Frau Canaris oder von den Canaris-Töchtern selbst etwas gehört. Einmal hat es geheißen, sie seien in Spanien, dann wieder, Frau Canaris wäre gestorben. Ich hätte sie gern so einiges fragen mögen, so zum Beispiel, ob es stimme, daß Wilhelm Canaris beizeiten Gold, das für die Abwehr bestimmt gewesen ist, zum persönlichen Gebrauch nach Spanien geschafft hat und Frau Canaris sich deshalb nach dem Kriege lange Zeit in Spanien aufgehalten habe. Ohne Belege möchte ich all' dies nicht glauben.
Eines Tages, es muß im März oder April 1941 gewesen sein, waren wir wieder einmal bei Canaris eingeladen. Zu unserer Überraschung wurden wir von einem Araber bedient, der auf den Namen „Mohamed" hörte. Natürlich fragte jeder Gast sofort: „Wo haben Sie, Herr Admiral, denn den her?", und jeder hörte aus dem Munde des Admirals: „Den habe ich mir in Bordeaux gekauft. Er hat zwanzig Mark gekostet." Zuhause angekommen, sagte Reinhard: „Ich möchte bloß wissen, was sich der listige Fuchs damit ausgedacht hat. Daß der Araber weder Deutsch sprechen noch verstehen kann, glaube ich nicht. Ich fürchte, der soll an der Tafelrunde alle Gespräche, die Canaris nicht selbst mithören kann, ‚abhören' und sie ihm dann mitteilen."
Am nächsten Tag ruft Reinhard Canaris an und sagt ihm, welche

Vermutungen er habe. Reinhard möchte nicht gern ein nach seiner Meinung so primitives Versteckspiel mitspielen. Canaris beteuert jedoch, daß er uns die Wahrheit gesagt habe. Wenige Tage nach diesem Gespräch, als Reinhard am frühen Morgen zum Dienst fahren will, bittet ihn der Kriminalbeamte Schmidt, der nachts unser Haus bewacht, ihm eine Mitteilung machen zu dürfen. Er müsse ihn, so bedeutet er, über eine wichtige Beobachtung informieren. Nachts, gegen 2 Uhr, habe unser Schäferhund, der auf einer Polizeischule ausgebildet ist, angeschlagen. Das bedeutete: „Draußen ist etwas nicht in Ordnung." Der Beamte schlich sich, wie er meinem Mann berichtete, leise und ohne Licht, nach draußen in die Richtung, die der Hund wies. Dort, vor unserer Gartenpforte, stand ein Pärchen, eng umschlungen. Schmidt wollte umkehren, weil er meinte, daß es sich offenbar um ein harmloses Liebespaar handelte. Aber dann lauschte er noch eine Weile, mehr aus Neugier, wie er Reinhard meldete. Dabei machte er die für mich immerhin erstaunliche Entdeckung, daß der Mann Mohamed und das Mädchen eine Berlinerin war. Und: „Mohamed" verstand nicht nur Deutsch, sondern er sprach es auch.

Im Amt angekommen, läßt Reinhard sich augenblicklich mit Canaris verbinden. Er berichtet ihm von dem nächtlichen Liebeserlebnis seines der „deutschen Sprache unkundigen" Spitzels und meint, Canaris möge derartige Kindereien in Zukunft unterlassen. Ich habe die Art, wie Reinhard die Sache anpackte, sehr bewundert. Er liebte Ränkespiele nicht, sondern wollte immer klare Entscheidungen und klare Handlungen.

Im Hause Canaris hat es stets Dackel gegeben, die Canaris dem Gerede zufolge mehr als Frau und Kinder geliebt haben soll. Wer ihn genauer kannte, wußte jedoch, daß die Dackel für ihn immer nur Mittel zum Zweck waren. Wie die Engländer immer vom Wetter reden, wenn sie ein Gespräch einleiten oder eine Bekanntschaft machen wollen, so redete Canaris in solchen Situationen über Dackel. Was dem Engländer das Wetter, war für Canaris der Dackel.[9]) Mit Reinhard hat er nie über Dackel gesprochen. Die Triebfeder seines Handelns war nicht die Politik, nicht Pflichtbe-

wußtsein oder sonst etwas, was Männer gewöhnlich als Leitbild ihres Tuns ansehen. Canaris war ganz einfach außergewöhnlich neugierig. In ihm steckte ein Urtrieb, alles erforschen, alles erspähen zu wollen, und darum wollte er auch immer alles selbst tun. Nicht die Skepsis, daß ein anderer es womöglich nicht gut genug machen könnte, trieb ihn an, sondern die Neugier, die Spannung, das Erlebnis. Und so ist denn auch nach meiner Ansicht nicht verwunderlich, daß Ränkespiele hinter seinem Rücken aufkeimten, von denen er nicht immer eine Ahnung hatte und — über die er eines Tages selber fallen sollte.
Eines Tages erlebe ich durch eine seiner Töchter, daß ich ihn durchschaut haben muß. Sie ist am Nachmittag zu uns gekommen und hat uns ausgerichtet, Vater und Mutter ließen bitten, sie zu besuchen. Ausnahmsweise ist Reinhard im Hause. Er ist im Obergeschoß und zieht sich um. Ich bitte die etwa 13 Jahre alte Canaris-Tochter, in Reinhards Zimmer zu warten. Dann gehe ich nach oben und spreche mit Reinhard. Danach komme ich wieder ins Erdgeschoß zurück. Da zwischen Reinhards Zimmer und dem Eßzimmer nur eine dicke Portiere angebracht worden ist, die meistens halb offen steht, kann man sehen und hören, was jeweils im anderen Zimmer geschieht. Als ich nun, verdeckt durch die Portiere, durch das Eßzimmer gehe, entdecke ich, daß das Canaris-Pflänzchen die Schreibtischschublade meines Mannes durchstöbert ... So etwas nennt man, glaube ich, Vererbung. Ich verhalte mich ruhig und warte den weiteren Hergang ab. Als Reinhard plötzlich das Zimmer durch die andere Tür betritt, gelingt es dem Mädchen nicht, die Schublade schnell genug zu schließen. Reinhard tritt hinzu, schließt ganz ruhig das Fach und meint so nebenbei: „Du, das tut man nicht!". Es ist kein Wort mehr darüber gefallen.[10]) Viel später hat Reinhard mir gesagt, daß er mit Frau Canaris darüber gesprochen habe, mehr aus Erziehungsgründen. Die Canaris-Kinder galten in der Schule als schwererziehbar.
Reinhard hatte keine Freunde. Kein Mann kann sagen, er sei Heydrichs Freund gewesen. Er wollte keine Freunde. Er glaubte, keine Freundschaften schließen zu dürfen. Ich bedauerte dies sehr; denn

wieviel Freude geht verloren, wenn man allein sein muß. Und wie einsam kann ein Mensch werden, wenn er keine Freunde hat.
Wahrscheinlich war er durch persönliche Erlebnisse vorprogrammiert. Die Entlassung aus der Marine, bei der seine Kameraden so energisch mitgewirkt haben und das Erlebnis mit Ernst Röhm, dem er sich so zugeneigt fühlte, daß er ihn zum Paten seines Sohnes machte, um dann später einem dienstlichen Befehl gehorchend, auf der Seite des Führers zu stehen, haben sicher ihr Teil dazu beigetragen. Ich glaube, diese Erfahrungen haben in ihm die Erkenntnis reifen lassen, daß es in seinem so negativen Beruf einfach keine Freundschaft geben durfte. Er ging soweit, daß er sich eines Tages bei Himmler melden ließ und ihn in einer sehr persönlichen Aussprache bat, ihm niemals das vertraute Du anzubieten. Nicht, daß er fürchtete, Himmler könnte es mißbrauchen; er hegte vielmehr die Befürchtung, daß er bei all' den vielen Dingen, die Himmler in seiner üppigen Phantasie plante, ihm als Duz-„Freund" nicht mit dem überzeugenden Nachdruck widersprechen könnte, falls es nötig wäre. Immer hat Himmler sich von der Weltfremdheit seiner Pläne durch Reinhards klare Logik überzeugen lassen müssen. Stets kapitulierte er mit dem Satz: „Ach Heydrich, Sie mit Ihrer verdammten Logik."
Wir haben oft und lange darüber gesprochen. Auch ich habe dabei von meiner Vereinsamung gesprochen. Einmal hat er meinen Kopf in seine Hände genommen, mich angesehen und gesagt: „Brauchen wir überhaupt Freunde? Du bist doch mein bester Freund! Wir brauchen nicht zu teilen, mit niemandem. Machen wir weiter wie bisher!" Seitdem fühlte ich mich viel freier. Das Alleinsein hat einen besonderen Sinn und Inhalt bekommen. Von da an lebte ich mein Leben mit den Gedanken, Wünschen und Träumen meines Mannes.
Rein äußerlich geht unser Leben gleichbleibend weiter. Reinhard steht ziemlich früh auf und läßt sich rasieren. Pünktlich kommt jeden Morgen ein Friseur zu uns, den ich nicht leiden kann. Während der Rasur liest Reinhard Zeitung. Dann frühstücken wir zusammen. Pünktlich um 8 Uhr ist Reinhard Heydrich stets im Amt.

Sein erster Weg führt in die Turnhalle seines Amtes, wo Dr. Hoops, sein Fechtlehrer, bereits auf ihn wartet. Täglich absolviert er einige Waffengänge auf der Matte. Seit seiner Schulzeit ist der Fechtsaal sozusagen seine zweite Heimat gewesen; er ficht Degen und Säbel. Sein Ziel, Deutscher Meister zu werden, hat er in der Mannschaft erreicht. Ihn hat nicht gereizt, den Titel zu verteidigen und zu behalten. Es war ihm seitdem mehr ein Vergnügen, eine Bestätigung, auch körperlich fit zu sein. Das primäre Interesse am Fechtsport erlosch und wurde durch ein Routinefechten zur Erhaltung der Spannkraft abgelöst.

Als die Polizei im Jahre 1936 unter die zentrale Führung Himmlers gestellt wird und Reinhards Befugnisse sich damit über das gesamte Reichsgebiet erstrecken, erhält er für seine Dienstreisen ein viersitziges Flugzeug. Kapitän Leopold ist sein Pilot. Reinhard und er hecken einen Plan aus. Reinhard soll fliegen lernen. Ich erfahre es erst, als bereits alles „läuft". Sehr lange können wir einander nichts verheimlichen. Jetzt wird eine Stunde früher aufgestanden und in regelmäßigen Abständen geübt. Für die Kunstflugübungen bekommt Reinhard einen Doppeldecker. Damit kann er die tollsten Kapriolen fliegen, Loopings, Rollen und künstliches Trudeln üben — und natürlich auch auf dem Rücken fliegen lernen. Diese Ausbildungszeit benutzt Reinhard dazu, mich an Wochenenden im Sommer mit dem Flugzeug zu besuchen. Wir finden eine Wiese, auf der er nicht nur landen, sondern auch ein Häuschen errichten darf. Sehr bald beweist Reinhard mir, daß er rasch und viel gelernt hat. Wenn der Doppeldecker am Himmel rattert, weiß ich: Er kommt. Dann schaue ich hinauf und sehe Luftakrobatik, die mich immer wieder ängstigt. Bis die Maschine auf der Wiese landet, habe ich immer noch Zeit genug, die Bratkartoffeln aufzusetzen und den Tisch für „Krum und Milch", ein altes Gericht von der Insel Fehmarn, vorzubereiten. Der Mann, der nun etwas geworden ist, ein Flugzeug besitzt, Macht hat, gefürchtet, gemieden und beneidet wird, liebt privat ein einfaches Leben: Bratkartoffeln, „Krum und Milch" — und das Fahrrad als Verkehrsmittel für den Weg zu den Verwandten.

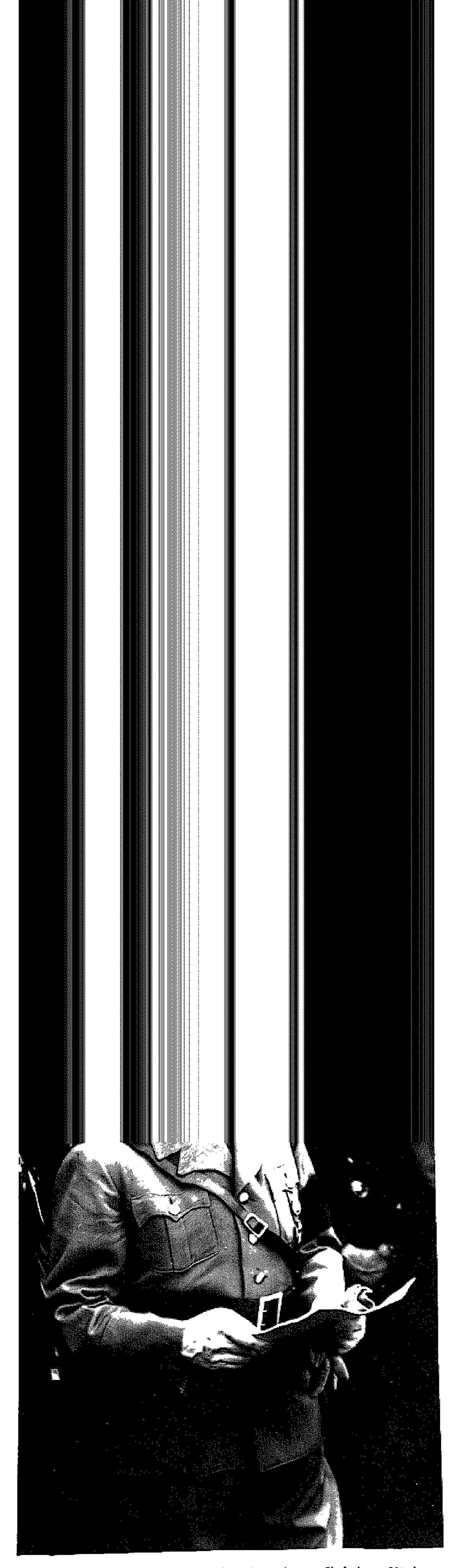
„Flieg' doch einmal mit. Ich habe einen zweiten Sitz in der Schulmaschine, einen für den Lehrer — und einen für den Schüler", sagt Reinhard, nachdem er mir seinen Flugschein gezeigt hat. Ich muß auf den Schülersitz klettern. Vorsichtshalber habe ich einige Taschentücher eingesteckt. Ich kenne mich — und meinen Magen, und dann geht es aufwärts. Die Insel wird immer kleiner. Wir haben einen wunderbaren, sonnigen Tag. Als wir am Himmel kleben, ruft Reinhard mir zu: „Schau mal, dort unten ist Albertsdorf", und ehe ich noch alles erfassen kann, sind wir schon darüber hinweggehuscht. Der Sund, die nasse Unterbrechung zum Festland, liegt unten bereits schräg neben uns. Ich verliere jegliche Orientierung und suche nach meinen Taschentüchern ... Irgendwie hat alles dann ein Ende gefunden, und erst als es unter uns poltert und die Maschine wackelt, weiß ich: Die Erde hat uns wieder. Mein Bedarf an Luftfahrt ist gedeckt.
Reinhard, der dabei bleibt, steigt auf ein anderes Flugzeug um. Heimlich fährt er, wenn er Zeit hat, nach Staaken. Dort auf dem Militärflughafen in der Nähe von Berlin, übt er mit größeren Flugzeugen. Und eines Tages landet er in Werneuchen, einem Fliegerhorst für Jagdflieger. Immer mehr um die Verheimlichung seiner Tätigkeit bemüht, müssen Akten nach dort geschleppt werden. Sitzungen werden in primitiven Unterständen anberaumt. Für die Familie gibt es keine Sonntage mehr, und Überraschungen blieben mir niemals erspart.
Einmal, das Unternehmen „Barbarossa", der Rußlandfeldzug, ist angelaufen, kommt Reinhard verschmutzt, unrasiert und sehr verstört nach Hause. Er hat — an der Beresina — „heimlich" einen seiner ersten Feindeinsätze geflogen und ist dabei von den Russen abgeschossen worden. Hinter den Feindlinien gelandet, hat er sich zwei Tage und zwei Nächte verborgen und ist im Fußmarsch wieder zu den deutschen Einheiten gelangt. „Mein Gott", denke ich, „wenn Himmler das erfährt — oder gar Hitler ...". Doch niemand erfährt es. Was wäre das für ein Fressen für die Russen gewesen, über Nacht verbreiten zu können: „Wir haben Reinhard Heydrich" — vom Himmel heruntergeholt.

Es vergehen Monate. Plötzlich höre ich von Reinhard: „Ich fliege mit der Me 109 einen Einsatz am Kanal". Er hat alles abgesichert. Niemand soll etwas erfahren. Und während er am Kanal „sitzt", seine Flüge absolviert, entschließt Rudolf Hess sich, nach England zu starten. Hess ist ein guter und erfahrener Pilot. Er kommt ungehindert nach England und springt dort mit dem Fallschirm ab. Reinhard, zu dessen Aufgaben natürlich auch die Aufklärung dieses Falles gehört, erfährt von diesem Hess-Coup, während er am Kanal „residiert" und die Me 109 ebenfalls gen England steuert. Eine heikle Situation. Die Suchaktionen bleiben erfolglos. Hess ist weg. Auch Heydrich und sein Apparat haben ihn nicht zurückbringen können.
In Norwegen läßt Reinhard sich als Erkundungsflieger einsetzen. Er wird zum Major befördert. Mag sein, daß Vor- oder Nachteile bei ihm im Spiele waren, weil er die Kriegsfliegerei unter Geheimhaltung seiner eigentlichen beruflichen Tätigkeit vollzog. Den Willen, sein Leben nicht zu schonen, kann ihm niemand absprechen. In Norwegen hat er besonderes Pech. Bei einer ganz gewöhnlichen Landung mit einer Me 109 überfliegt er eine zerschossene Maschine, macht „Bruch" und handelt sich einen Armbruch ein. Mit Mull und Gips hat er wenige Tage danach wieder den Dienst in der Prinz-Albrecht-Straße angetreten und sich einen gehörigen Rüffel eingehandelt. Das ist das Ende seiner Fliegerkarriere.
Im Sommer 1936, nach handfesten Querelen um die Zusammenfassung der deutschen Polizei, die bis dahin den Ländern unterstanden hat, wird die gesamte Polizei Heinrich Himmler unterstellt. Nicht nur Hitler verspricht sich dadurch größere Erfolge als bisher. Dies gilt besonders für die Kriminalpolizei und für die politische Polizei. Der SS-Gruppenführer Kurt Daluege wird Chef der Ordnungspolizei, zu der auch die ländliche Gendarmerie gehört. Reinhard erhält die Staatspolizei und die Kriminalpolizei. Darüber hinaus bleibt er Chef des SD. Da die politische Polizei und der SD von Reinhard bereits seit 1933 geführt und nach seinen Ideen ausgerichtet worden ist, braucht er sich im Grunde nur der neu hinzugekommenen Kriminalpolizei zu widmen. Zu ihrem



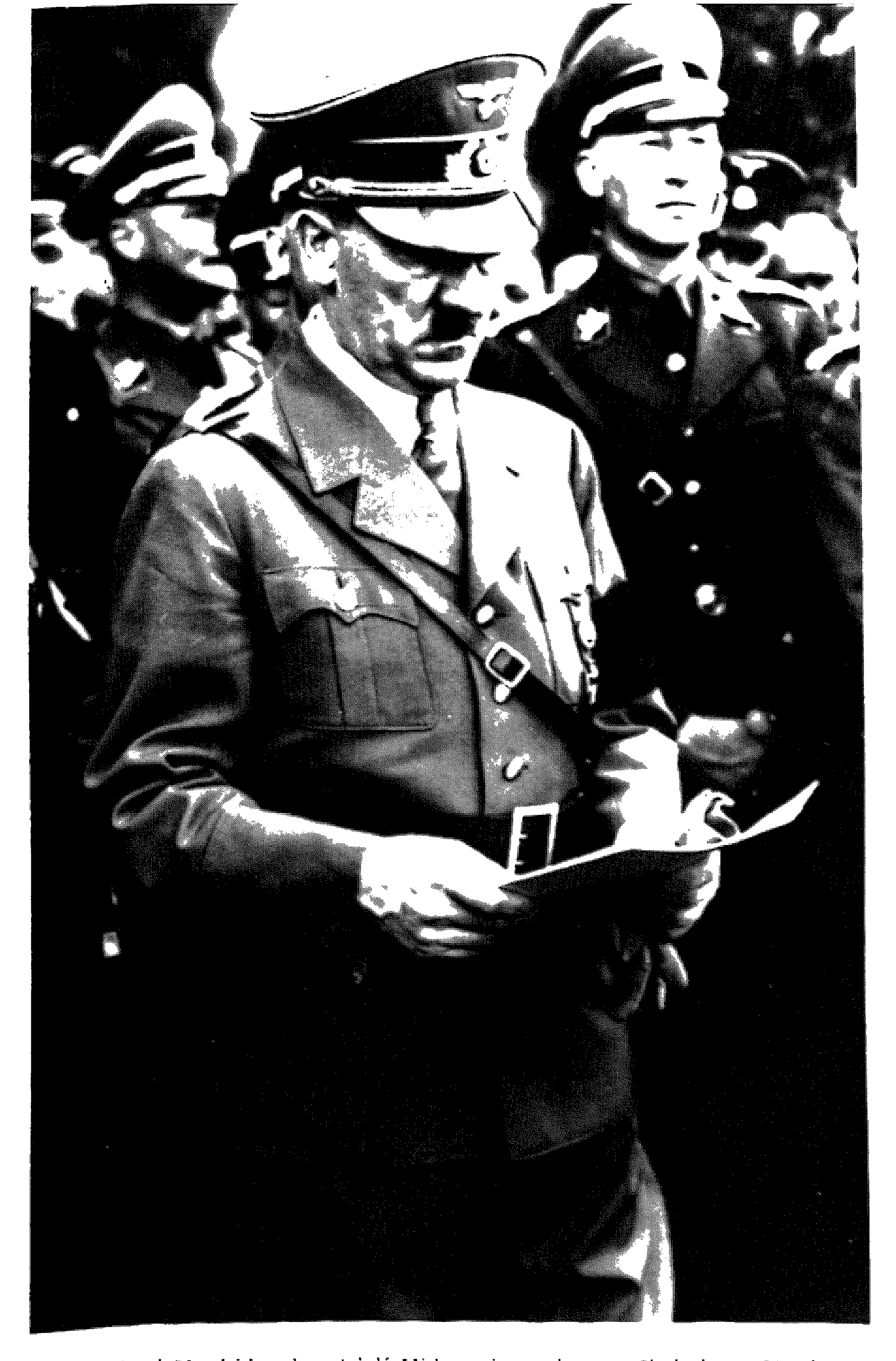
…hard Heydrich neben Adolf Hitler, seinem obersten Chef, dessen Hände-
…k nach seinem Testament vom 1. September 1939 noch Stunden später, wie
…ormulierte „in seiner Hand brannte". Kein Wunder: Heydrich, eine der
…kantesten Schlüsselfiguren Hitlers hatte kurz zuvor die berüchtigte „Sender
…witz-Affäre" arrangiert, die im Rahmen der offiziellen deutschen Erklä-
… Angriff auf Polen eine wesentliche Rolle spielte. Von diesem Foto

In Norwegen läßt Reinhard sich als Erkundungsflieger einsetzen. Er wird zum Major befördert. Mag sein, daß Vor- oder Nachteile bei ihm im Spiele waren, weil er die Kriegsfliegerei unter Geheimhaltung seiner eigentlichen beruflichen Tätigkeit vollzog. Den Willen, sein Leben nicht zu schonen, kann ihm niemand absprechen. In Norwegen hat er besonderes Pech. Bei einer ganz gewöhnlichen Landung mit einer Me 109 überfliegt er eine zerschossene Maschine, macht „Bruch" und handelt sich einen Armbruch ein. Mit Mull und Gips hat er wenige Tage danach wieder den Dienst in der Prinz-Albrecht-Straße angetreten und sich einen gehörigen Rüffel eingehandelt. Das ist das Ende seiner Fliegerkarriere.
Im Sommer 1936, nach handfesten Querelen um die Zusammenfassung der deutschen Polizei, die bis dahin den Ländern unterstanden hat, wird die gesamte Polizei Heinrich Himmler unterstellt. Nicht nur Hitler verspricht sich dadurch größere Erfolge als bisher. Dies gilt besonders für die Kriminalpolizei und für die politische Polizei. Der SS-Gruppenführer Kurt Daluege wird Chef der Ordnungspolizei, zu der auch die ländliche Gendarmerie gehört. Reinhard erhält die Staatspolizei und die Kriminalpolizei. Darüber hinaus bleibt er Chef des SD. Da die politische Polizei und der SD von Reinhard bereits seit 1933 geführt und nach seinen Ideen ausgerichtet worden ist, braucht er sich im Grunde nur der neu hinzugekommenen Kriminalpolizei zu widmen. Zu ihrem



Reinhard Heydrich neben Adolf Hitler, seinem obersten Chef, dessen Händedruck nach seinem Testament vom 1. September 1939 noch Stunden später, wie er formulierte „in seiner Hand brannte". Kein Wunder: Heydrich, eine der markantesten Schlüsselfiguren Hitlers hatte kurz zuvor die berüchtigte „Sender Gleiwitz-Affäre" arrangiert, die im Rahmen der offiziellen deutschen Erklärungen zum Angriff auf Polen eine wesentliche Rolle spielte. Von diesem Foto gab es überdies auch eine Postkarte.

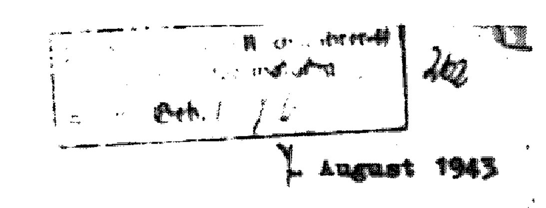
Es vergehen Monate. Plötzlich höre ich von Reinhard: „Ich fliege mit der Me 109 einen Einsatz am Kanal". Er hat alles abgesichert. Niemand soll etwas erfahren. Und während er am Kanal „sitzt", seine Flüge absolviert, entschließt Rudolf Hess sich, nach England zu starten. Hess ist ein guter und erfahrener Pilot. Er kommt ungehindert nach England und springt dort mit dem Fallschirm ab. Reinhard, zu dessen Aufgaben natürlich auch die Aufklärung dieses Falles gehört, erfährt von diesem Hess-Coup, während er am Kanal „residiert" und die Me 109 ebenfalls gen England steuert. Eine heikle Situation. Die Suchaktionen bleiben erfolglos. Hess ist weg. Auch Heydrich und sein Apparat haben ihn nicht zurückbringen können.
In Norwegen läßt Reinhard sich als Erkundungsflieger einsetzen. Er wird zum Major befördert. Mag sein, daß Vor- oder Nachteile bei ihm im Spiele waren, weil er die Kriegsfliegerei unter Geheimhaltung seiner eigentlichen beruflichen Tätigkeit vollzog. Den Willen, sein Leben nicht zu schonen, kann ihm niemand absprechen. In Norwegen hat er besonderes Pech. Bei einer ganz gewöhnlichen Landung mit einer Me 109 überfliegt er eine zerschossene Maschine, macht „Bruch" und handelt sich einen Armbruch ein. Mit Mull und Gips hat er wenige Tage danach wieder den Dienst in der Prinz-Albrecht-Straße angetreten und sich einen gehörigen Rüffel eingehandelt. Das ist das Ende seiner Fliegerkarriere.
Im Sommer 1936, nach handfesten Querelen um die Zusammenfassung der deutschen Polizei, die bis dahin den Ländern unterstanden hat, wird die gesamte Polizei Heinrich Himmler unterstellt. Nicht nur Hitler verspricht sich dadurch größere Erfolge als bisher. Dies gilt besonders für die Kriminalpolizei und für die politische Polizei. Der SS-Gruppenführer Kurt Daluege wird Chef der Ordnungspolizei, zu der auch die ländliche Gendarmerie gehört. Reinhard erhält die Staatspolizei und die Kriminalpolizei. Darüber hinaus bleibt er Chef des SD. Da die politische Polizei und der SD von Reinhard bereits seit 1933 geführt und nach seinen Ideen ausgerichtet worden ist, braucht er sich im Grunde nur der neu hinzugekommenen Kriminalpolizei zu widmen. Zu ihrem



Reinhard Heydrich neben Adolf Hitler, seinem obersten Chef, dessen Händedruck nach seinem Testament vom 1. September 1939 noch Stunden später, wie er formulierte „in seiner Hand brannte". Kein Wunder: Heydrich, eine der markantesten Schlüsselfiguren Hitlers hatte kurz zuvor die berüchtigte „Sender Gleiwitz-Affäre" arrangiert, die im Rahmen der offiziellen deutschen Erklärungen zum Angriff auf Polen eine wesentliche Rolle spielte. Von diesem Foto gab es überdies auch eine Postkarte.



Symbolhaft. Heinrich Himmler über Reinhard Heydrich, der von Himmler 1931 mit maßgeblichen Funktionen betraut wurde, obwohl er noch nicht einmal Mitglied der NSDAP war.



7. August 1943

11/45/43

Sehr verehrte Frau H e y d r i c h !

Ich höre, daß Sie außer Ihrer Reise nach Dänemark noch größere Reisepläne haben. Ich darf Ihnen in aller Offenheit sagen, daß ich dies nicht für richtig halte. Sie haben, wenn auch noch nicht offiziell verbrieft, den schönen großen Besitz Jungfern-Breschan erhalten. Ich glaube, daß Sie innerlich zu dem großen Schluß kommen und sich durchringen müssen, aus dem reichen politischen Leben, in dem Sie mit Ihrem Manne gelebt haben, als mitwirkende Frau auszuscheiden, um jetzt nur Bäuerin und Mutter Ihrer Kinder zu sein.

Es soll heute jede unnötige Reise unterbleiben. Daß Sie zu den alten Freunden - wie Dr. Best - gefahren sind und daß Ihre Kinder während dieser Zeit von Frau Schilling betreut werden, wird noch verstanden. Ihre Reiseabsichten nach Norwegen und nach Frankreich werden jetzt aber während des Krieges nicht verstanden. Im übrigen stehen die Reisen in diese Länder Ihnen ja im Frieden und wenn Ihre Kinder größer geworden sind in jeder Form offen.

Ich bitte Sie herzlich, haben Sie die Klugheit der Selbstbescheidung, seien Sie Bäuerin und nicht herumreisende und politisierende Witwe.

Freundliche Grüße und

H e i l H i t l e r !

I.V. [signature]

334

RF/M. 11/3/45 .off. 22. Januar 1945

Feld-Kommandostelle.

Frau Lina Heydrich, Jungfern-Breschan

Liebe Frau Heydrich!

Mit wenigen Zeilen möchte ich Ihnen eine Antwort auf Ihren Brief vom 9.1.45 geben. Ich freue mich, daß Sie etwas erleichtert nach Jungfern-Breschan zurückgefahren sind.

Wegen der Wohnung müssen Sie es einfach so machen wie es am besten ist. Den Brief, den ich Ihrer Schwägerin geschrieben habe, lege ich Ihnen in Durchschrift bei.

Über Ihre Pläne bei der Freilassung der Häftlinge bin ich sehr begeistert. Ihre Absichten sind eine psychologische Meisterleistung.

Wegen der Pferde habe ich an Fegelein die Anweisung gegeben; ich nehme an, es wird klappen.

Lassen Sie immer wieder einmal von der ganzen Familie und von Ihren Plänen und Erfahrungen hören.

Herzliche Grüße an Sie und die Kinder.

General von Zenetti
kommt zur 1. - Division.

Heil Hitler!

Ihr sehr ergebener

1 Anlage

Leiter wird der SS-Gruppenführer Arthur Nebe eingesetzt, der den Titel „Reichskriminaldirektor" erhält.
Nebe verfügt über ein ausgefeiltes Sachwissen. Er führt Reinhard in den ihm naturgemäß nicht hinreichend bekannten Sektor der Polizei ein. Reinhard gelangt rasch zu der Überzeugung, daß die Kriminalpolizei, bislang von Beamten nach traditionellen Leitsätzen geführt, sich mehr nach Erfahrungen als nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung richtet. Er glaubt, daß sich eine moderne Kriminalistik der Möglichkeiten moderner Praktiken und wissenschaftlicher Erkenntnisse bedienen müsse. Das hat Konsequenzen. Laboratorien, die sich der Chemie bedienen und alle verfügbaren Methoden der Nachrichtenübermittlung heranziehen, werden von nun an in Anspruch genommen. Für Schulungszwecke, aber auch für ein Archiv, wird das „Reichskriminalmuseum" gegründet. Aus aller Welt kommen Fachleute, die sich informieren und Erfahrungen austauschen wollen. Das Deutsche Reich hat nun, davon sind wir überzeugt, die am modernsten ausgestattete Kriminalpolizei der Welt. Sie bietet allen Interessenten die Möglichkeit, sich ihrer Apparatur und ihrer Erkenntnisse zu bedienen und eigene Organisationen entsprechend zu modernisieren.
Als nach 1945 die Nachricht verbreitet wurde, daß Ilse Koch, die Frau eines Konzentrationslagerkommandanten, Lampenschirme aus Menschenhaut in ihrem Hause gehabt habe, dachte ich an eine Geschichte, die Reinhard mir einmal erzählt hatte. Die Banden, die früher gemeinsam Verbrechen begingen, hatten an bestimmten Orten ihre „Zinken" hinterlassen, die nur der „Fachwelt" bekannt waren. Mitglieder der Banden ließen sich ihr „Bandenzeichen" sogar an nicht sichtbaren Körperteilen eintätowieren. Wurde ein Bandenmitglied gefaßt, kam es irgendwie zu Tode, teils durch Gerichtsurteil, teils bei der Ergreifung oder aber auch durch Kämpfe innerhalb rivalisierender Banden, schnitt die Kriminalpolizei die Tätowierung aus der Haut heraus, präparierte sie und spannte sie in einen Rahmen. Im Kriminalmuseum wurden diese Menschenhäute vor eine Lampe montiert, so daß die Tätowierung deutlich sichtbar wurde. Ausländische Fachleute, auch das hatte ich von

Reinhard erfahren, interessierten sich besonders für diese Art von „Beleuchtung", da die Bandenzeichen auch für sie von Interesse waren.

Für die gesamte Kriminalpolizei, die eine hohe Erfolgsquote aufweisen kann, bleibt die Anerkennung nicht aus. Es wird eine internationale Kriminalkommission gebildet. Ihr Leiter heißt Reinhard Heydrich. Interpol ist ins Leben gerufen. Im Herbst 1939 soll in Berlin die erste Tagung dieser Kommission stattfinden. Auch ich, die Frau Heydrichs, und das ist ein Novum in der deutschen Diplomatie, habe einen Auftrag in diesem Rahmen zu erfüllen. Außerhalb des Reiches war üblich, daß auch die Ehefrauen der Männer des öffentlichen Lebens, sozusagen als liebliche Dekoration, an Veranstaltungen teilnehmen. Sie begleiteten ihre Männer auf offiziellen Reisen, erhielten offiziell Spesen und waren sozusagen diplomatisch eingeplant. Das alles kannten wir, soweit es meine Kreise und meinen Status betraf, nicht. Als Reinhard es für erforderlich hielt, dem internationalen Brauchtum Rechnung zu tragen und mich mit der Wahrnehmung und Betreuung der mitanreisenden Damen zu verpflichten, war kein entsprechender Etat vorhanden. Im August 1939, unmittelbar vor Kriegsbeginn, wurde ich von Fehmarn nach Berlin gebeten, wo ich mit einer versierten Kriminalrätin den gesamten Veranstaltungsplan durchsprach. Mir hat diese Planung sehr viel Freude bereitet, zumal ich hoffte, auf die Weise im Ausland zeigen zu können, daß die Deutschen nicht immer mit dem Messer im Mund herumlaufen — und nicht immer mit grimmigem Antlitz ihrem Dasein frönen.

Aus dieser geplanten Zusammenkunft ist nichts geworden. Der Krieg kam dazwischen. Für mich war das nachträglich ein absoluter Beweis dafür, daß mein Mann nicht in die Vorbereitung des Krieges eingeweiht worden ist. Er hat, davon bin ich auch noch heute überzeugt, überhaupt keine Ahnung davon gehabt. Man kann Untergebene und Bekannte, Institute und Behörden täuschen, nicht aber die eigene Frau, die auf ihren Mann absolut eingeschworen ist.

Während des Ausbaus des Kriminalmuseums in Berlin haben sich

fast alle Kriminalinstitute der Welt für die neue Institution interessiert und ihre Experten nach dort geschickt. Gleichzeitig hat sich das Ausland aber auch für die gesamte Organisation interessiert und unter dem Vorwand, kriminalistische Interessen zu befrieden, auch andere Personen mobil gemacht. Eine bessere Möglichkeit, die Nase in die Machenschaften der Diplomatie der Gestapo, des SD und der Abwehr zu stecken, schien sich dem Ausland zu der Zeit kaum zu bieten. Seine „Dienste" konnten sich unverfänglich Einblicke und Erkenntnisse über die Organisation der Polizei und Abwehr verschaffen, ohne gleich als Agenten verdächtigt zu werden. Und so kamen sie denn auch. Unter dem Deckmantel, sich für Kriminalistik zu interessieren, erschienen die sonderbarsten Typen. An den Abenden wurden die echten und unechten Kommissionen in das Nachtleben von Berlin eingeführt. Anfangs stellten sich Junggesellen zur Führung und Begleitung zur Verfügung. Kostenlos Berlin bei Nacht zu erleben, war für viele eine Sache, die ihren Reiz hatte. Die Begierde, die „Exoten" ausführen zu dürfen, erlahmte jedoch bald, da die „Fremdenführer" anderntags stets ihre Arbeiten pünktlich zu leisten hatten.
Wer auf die Idee gekommen ist, einen „Salon Kitty" aufzumachen, weiß ich nicht. Ich vermute, daß es Walter Schellenberg war.[11]) Es wurde ein Etablissement auf höchster Ebene für Diplomaten eingerichtet und die Elite der Berliner Damen des leichten Gewerbes aufgeboten. Bei gelegentlichem Geldausfall erhielten sie ihr Honorar aus der Staatskasse. Eine Nachrichtenzentrale entstand, die mit traditionellen, bürgerlichen Mitteln gar nicht hätte aufgebaut werden können. Auch hier ist modernste Technik angewandt worden — in den Wänden und Möbeln.
Von einem Familienleben kann bald (schon vor Beginn des Krieges) keine Rede mehr sein. Die Erziehung der Kinder, die Verbindung zu den Eltern und Geschwistern, ja selbst die wenigen Einladungen, die wir geben, alles das muß ich allein bewältigen und verantworten. Und dann beginne ich Reinhard Vorwürfe zu machen und ihn zu bedrängen, doch wenigstens übers Wochenende bei uns zu sein, bei der Familie. Das geht eine Weile gut. Doch bald gibt

es Ausreden aller Art, und Reinhard nennt immer wieder Gründe, die das Zusammensein unmöglich machen.
Eines Tages stehe ich zwangsläufig vor der Frage ob es lohne, durch mein Verhalten die Ehe aufs Spiel zu setzen. Doch zur immer nur wartenden Hausfrau habe ich kein Talent. Es muckt und rumort in mir ... Ein Zufall kommt mir plötzlich zu Hilfe. In Reinhards Amt gibt es einen jungen Assessor, Walter Schellenberg. Er hat soeben geheiratet und kommt mit seiner Frau nicht zurecht. Er vertraut sich mir an und bittet mich, ihm zu helfen. Ich möge doch, so drückt er sich aus, seiner Frau „den Kopf zurechtsetzen". Ich bin gern dazu bereit und lade Frau Schellenberg ein, mit mir zu unserer Jagdhütte zu fahren. Im Wald, bei einem Spaziergang, wird sie, wie ich hoffe, sich alles von der Seele reden können. Sie, eine ehemalige Schneiderin, ist viel älter als ihr Mann, dem sie — im Hinblick auf eine spätere Ehe — das Studium finanziert hat. Inzwischen haben beide jedoch einen Wandlungsprozeß durchgemacht; nun stimmt es vorn und hinten nicht mehr. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen. Ich soll also schlichten. Ich versuche Frau Schellenberg klarzumachen, daß Großzügigkeit die einzige Möglichkeit sei, diesen Anpassungsprozeß zu bewältigen. Den Ehemann bitte ich einige Tage später zu mir und berichte ihm von der Unterhaltung von „Frau zu Frau". Dabei erfahre ich, daß das größte Verständigungshindernis die ungewöhnliche Eifersucht der älteren Frau darstellt ... Eifersucht? Bei mir fällt der Groschen. Reinhard ist ebenfalls sehr eifersüchtig. Damit müßte ich etwas beginnen können, und ich beschließe, den in Ehenot befindlichen Schellenberg „zwecks Regulierung seiner Ehe" häufiger — und betont ostentativ einzuladen.
Schellenbergs Ehe war nicht mehr zu retten, unsere dagegen überlebte und wurde wieder gut. Als Frau Schellenberg ihrem Mann eines Tages beim Betreten der Wohnung Salzsäure ins Gesicht spritzt, ist das Ende da. Die Ehe wird geschieden. Bei uns ist die Familie, für Reinhard lange nur so etwas wie ein „Refugium", wieder zu einem fest umrissenen Bestandteil des gemeinsamen Lebens geworden. Am Sonnabend mittag (Reinhard arbeitete an Wochen-

enden mindestens bis 12 Uhr mittags im Amt) kommt seitdem immer zuerst die „Vorhut" des Gestapo-Chefs mit riesigen Aktenbündeln und dickleibigen Taschen, und dann erscheint auch Reinhard selbst — und ist Familienvater. Zusammen mit den Kindern wird gegessen. Zwischendurch fällt jetzt stets auch eine Spielstunde für Vater und Söhne ab. Erst jetzt bekommt Reinhard ein „normales" Verhältnis zu unseren Söhnen, und erst jetzt erkennt er auch die Schwierigkeiten, die er bis dahin mir allein zur Lösung überlassen hat. Doch ich erlebe noch einmal einen ganz anderen Vater Heydrich. Es ist, nachdem am Ostersonntag 1939 unsere Tochter Silke zur Welt gekommen ist. Reinhard hatte sich immer nur Söhne gewünscht. Vielleicht hat er durch sie eine Unterstützung seiner männlichen Autorität erhofft. Es mögen unterschwellig auch alte Sippenvorstellungen im Spiele gewesen sein. Als jedoch diese Tochter, für uns eine „Sonderausführung von Baby", zur Welt kommt, kenne ich meinen Mann gar nicht wieder. Er schleppt sie mit sich herum, gibt ihr später, als es so weit ist, selbst die Flasche und zeigt sie mit überquellender Bewunderung jedem, ob er sie sehen will oder nicht. Keiner kann sich dem entziehen, und jeder muß Bewunderungsworte suchen, um den stolzen Vater einigermaßen zufriedenzustellen. Manchmal habe ich das Gefühl, daß diese Tochter ein Auslösungsmoment für Reinhard gewesen ist, der in der Familie nun ganz bewußt das Glück und die Erfüllung sucht, die ihm sein Beruf nicht geben. In dem menschlich naturgegebenen Ablauf findet er nun mehr Wahrheit als in Thesen und politisch-weltanschaulichen Vorstellungen. Er fängt an, daran zu glauben, daß die Familie die einzig natürliche Bindung des Menschen ist. Und als er 1942 stirbt, sagt er nicht, daß ich sein Erbe verwalten oder für ihn eintreten solle, sondern: „Geh' zurück nach Fehmarn" (kehre in den Schoß der Familie zurück).

In der Zeit vor der Geburt der Tochter, nach dem Schellenberg-Theater,[12]) habe ich Reinhard geraten, ein gewisses Maß an privaten Kontakten zu seinen Untergebenen als unbedingt notwendig zu pflegen. Unser Haus reicht — nach meiner Ansicht — dafür aus. Als Ergänzung, so schlage ich vor, werde ich mich der Frauen an-

nehmen, die wie ich, ein einsames Leben führen müssen. Reinhard ist einverstanden.
Ich gründe einen Turnverein. Reinhard stellt spontan sowohl eine Halle als auch einen Sportlehrer seines Amtes zur Verfügung, in dem Sport infolge einer seiner Anweisungen längst dienstliche Pflicht ist. Zuerst kommen die Frauen zögernd — und eigentlich nur, weil sie meinen, sie könnten sich diesem „Angebot" nicht entziehen. Alle sind verlegen, steif und unsicher. Hartnagel, der Sportlehrer, muß seine ganze Kraft aufbieten, um die Damen „aufzulockern". Nach der Sportstunde gehe ich zum Duschraum und fordere die Frauen auf, es ebenfalls zu tun. Es gab keine Kabinen. Die rund 30 Duschen waren durch Rohrleitung verbunden. Keine der Damen rührte sich. So, als täte ich es täglich vor aller Augen, streifte ich meine Turnkleidung ab, ging nackt auf eine Dusche zu und zog die Schnur. Ich blieb allein. Niemand wagte zunächst, mir zu folgen. Doch plötzlich stand eine kleine Berlinerin neben mir. „Ach watt, dett kann ick och", berlinerte sie — und der Bann war gebrochen. Acht dieser Frauen haben erfolgreich die Prüfungen für das goldene, zwanzig für das silberne Sportabzeichen absolviert. So habe ich versucht, ein „gesellschaftliches Problem" zu lösen. Natürlich ist alles das nicht ohne Gerede vor sich gegangen. Man hat mir nicht nur Geltungssucht, sondern auch schlimmeres vorgeworfen.
Bei den Sportabzeichen der „Gestapo-Frauen" bleibt es nicht. Im Verein haben wir eine ehemalige Tänzerin, die Frau eines Beamten, die uns den Vorschlag unterbreitet, uns tanzen zu lehren. Alles ist begeistert. Sie sucht sich zunächst geeignete Frauen aus. Daß ich dabei war, muß nicht unbedingt für meine körperliche Eignung gesprochen haben. Wir versteigen uns bald darauf, einen großen Kameradschaftsabend zu veranstalten. Die Ehefrauen, Bräute und Freundinnen der Männer der Geheimen Staatspolizei und des SD geben sich die Ehre, ihre Männer und Freunde zu einem geselligen Abend in die Berliner Krolloper einzuladen. Die Gestaltung des Abends haben die Frauen übernommen. Ich fahre nach Fehmarn und organisiere dort eine Folkloregruppe von 15 oder 20 Mädchen.

Sie singen alte, plattdeutsche Lieder und zeigen Tänze, die halb vergessen sind. Zum Dank wird ihnen Berlin „zu Füßen gelegt". Wir produzieren uns als Revuegirls und tanzen Cancan. Noch heute sehe ich mich im „Froufrou" mit schwarzen Strümpfen und hohen Lackstiefeln. Die Männer, Beamte der Gestapo und des Sicherheitsdienstes, produzieren sich ebenfalls ganz besonders. Sie sind unter sich — und sehen ihren hohen Chef.

Der Sport als gesellschaftliches Bindeglied hat für mich einen besonderen Reiz gehabt. Ich ging mit Reinhard mit, kam mit Leuten zusammen, die nicht nur im Rahmen des Himmler-Imperiums maßgeblich fungierten und mir als Frau des Gestapo-Chefs so eine besondere Abwechslung boten. So kam ich beispielsweise auch zur Reiterei, und sie begann im Kreise der Ärzte Ferdinand Sauerbruch und Max de Crinis und dessen Frau Lilli, die neben Reinhard und Walter Schellenberg im Reitstall des ehemaligen Kavallerie-Hauptmanns Rose in Berlin ritten. Kein Mensch, der auf Reputation hielt, hätte hier ein Pferd bestiegen. Die Stallungen waren krumm und schief, die Türen hingen in den Angeln und das „Büro" konnte nur über eine wacklige Stiege erreicht werden. Der Reitstallbesitzer und seine Pferde hatten gemeinsame Eigenschaften: alt, treu und absolut zuverlässig. Rose war zudem fast blind; in jeder Hinsicht ging es ihm schlecht. Aber niemals zeigte er seine inneren und äußeren Gebrechen. Immer war er der verbindliche Kavallerist und Kavallier der alten Schule. Da ich am Beginn keine Ahnung von diesem Sport hatte, bekam ich ein Pferd, das wie für den Zirkus dressiert war. Es kümmerte sich überhaupt nicht um mich, absolvierte auftragsgemäß sein Programm, und so habe ich das Reiten von diesem Pferd gelernt. Der Grazer Apothekersohn de Crinis, der sich betont großdeutsch gab, hatte nie die Absicht, reiten zu lernen. Für ihn war das Pferd ein reines Transportmittel, mit dessen Hilfe er am Sonntagmorgen ohne eigene Mühe als „Herrenreiter" durch den Grunewald streifen konnte. Wenn dann die abgegrenzte Galoppstrecke vor uns lag und auch sein Pferd vorschriftsmäßig angaloppierte, war ihm dies immer sehr lästig. Reinhard entwickelte auch hier sehr viel

Ehrgeiz. Da er der einzige war, auf den die Bezeichnung „Reiter“ zutraf, machte er immer Extratouren. Schellenberg war — wie ich — ein Neuling. Lilli de Crinis bekam, ihrer zierlichen Figur entsprechend, stets das kleinste Pferd des Stalles, das sich der „Allgemeinheit“ anpaßte.

Ferdinand Sauerbruch, der mir anläßlich einer großen Einladung vor aller Augen spontan einen Kuß auf den Mund gab, besaß fünf Pferde, von denen einige infolge der „Reitkunst“ ihres Besitzers meistens lahmten. In den Monaten, in denen ich dort ritt, habe ich nur von zerschundenen Pferden gehört. Sauerbruch entwickelte beim Reiten — oder was er dafür hielt — ein ungeheures Temperament. Für ihn gab es nur die Gangart Galopp, besonders in unbekannten Gegenden. Erich Brandstätter, der bei ihm als Assistenzarzt arbeitete, bevor er als Dozent nach Prag ging, antwortete mir damals auf die Frage, ob er sich freiwillig von seinem Chef operieren lassen würde: „Um Gotteswillen nie, niemals“. Meinen Wissensdurst löschte er mit der Ergänzung: „Weißt Du, der Ferdinand ist ein Genialer, einmal operiert er wie ein Gott und einmal wie eine Sau, und den Tag möcht ich nicht gern erwischen“.

Zusammengehalten hat unsere seltsame Schar eigentlich nur das Sektfrühstück, das Lilli de Crinis stets anschließend in ihrem Haus in Wannsee bereitete. Oft hatte sie noch andere Gäste, meistens Künstler, zu diesem Frühstück eingeladen. Auch Herbert von Karajan haben wir dort getroffen. Einmal, als wir bei de Crinis eingeladen waren, war Sauerbruch mein Tischherr, Reinhard der von Frau Sauerbruch, der zweiten Frau des Chirurgen, die als Ärztin auch an der Charité arbeitete. Über sie kann ich nur wenig sagen. Meine Cousine Hilde Krantz dagegen, die seinerzeit in der Charité als Assistentin tätig war, kannte Frau Sauerbruch recht gut. Als ich sie einmal fragte, wie Frau Sauerbruch denn so eigentlich sei, meinte sie, das könne sie mir nicht so genau sagen; denn eigentlich spräche sie nicht viel über Anatomie, sondern meist nur über Aktien. Max de Crinis und Ferdinand Sauerbruch sah ich im Februar 1945 zum letzten Male. Beide nah-

men dienstlich an einer Tagung des Roten Kreuzes in Prag teil, wo sie bei mir wohnten. Max de Crinis und seine Frau Lilli nahmen sich das Leben. Sauerbruch hat die Nachkriegszeit noch einige Jahre überlebt, nicht selten gedemütigt . . .

Einige Wochen nach dem Anschluß Österreichs erreicht mich eine Einladung aus Linz. Frau Kaltenbrunner bittet mich, ihr Gast zu sein. Reinhard ist bereits einige Wochen in Wien, und so nehme ich diese Einladung mit großer Freude an. In Linz empfängt mich eine fröhliche, mit Charme und Schönheit ausgezeichnete Frau, die mich sogleich ins Haus ihrer Eltern führt. Mir ist, als führe man mich ins Mittelalter. Zumindest deuten die Häuser auf jene Zeit. Frau Kaltenbrunners Eltern sind Inhaber einer großen „Spezereienhandlung". Sie haben das alte Haus in seiner ursprünglichen Art erhalten, und ich komme aus dem Staunen, aus dem Sichwundern, aus dem Sichfreuen, nicht heraus. Wände hat das Haus, fast meterdick. Ein unbeschreiblicher Duft liegt in dem Gemäuer, nicht nur in der „Spezereienhandlung", sondern auch auf den Treppenstiegen und überall. Er muß seit Jahrhunderten in den Wänden haften. Anders kann ich es mir nicht erklären. Hier, bei der Familie Kaltenbrunner, habe ich mich sofort wie zuhause gefühlt. Hier spürte ich nicht nur, hier sah ich echte Tradition, wirkliches Patriziertum.

Frau Kaltenbrunner und ich fahren gemeinsam zu unseren Männern nach Wien. Sie wohnen in getrennten Hotels, leben sozusagen von der Hand in den Mund. Reinhards Unterkunft, ich weiß nicht mehr, wie das Hotel hieß, gleicht einem Heerlager aus dem Dreißigjährigen Krieg. Alles ist Improvisation. In allem spürt man die Überrumpelung der Hotelleitung. Sie, die bislang auf die Betreuung ganz anders gearteter Gäste eingetrimmt ist, schwimmt sozusagen im Raum. Die Leute fuchteln mit den Armen, laufen herum und wissen schier nicht, wo ihnen der Kopf steht. Wir beschließen, mit unseren Männern am Abend ins Theater zu gehen. Es wird so etwas wie „Tirol, du mein lieb Heimatland" gespielt. Die Schauspieler agieren in Trachten. Einige jodeln. Alles ist irgendwie traurig. Tränen fließen sogar. Zum Schluß wird eine

Hakenkreuzfahne auf die Bühne getragen. Alle erheben sich von den Plätzen, heben die Hände zum „deutschen Gruß" und singen das „Horst-Wessel-Lied": „Die Fahne hoch. Die Reihen fest geschlossen. SA marschiert . . ." Es ist zum Kotzen.

Ich finde, daß es nun Zeit ist, Reinhard zu überreden, nach Berlin zurückzukehren. Sollen die „Ostmärker" doch mit ihrem „Anschluß" nun alleine fertig werden . . . Sie sind damit fertig geworden, und ich habe prächtige Menschen aus Graz und Umgebung kennengelernt.

An Ernst Kaltenbrunner, der im Oktober 1946 in Nürnberg als Hauptkriegsverbrecher gehenkt wurde, habe ich keine gute Erinnerung. Er war dem äußeren Typ nach Reinhard verwandt, ein dinarischer Typ. Nur all das, was bei Reinhard ausgesprochen feingliedrig war, wirkte bei Kaltenbrunner, der in Linz Rechtsanwalt gewesen war, grob und ungeschlacht. Seine Hände waren Pranken, groß und breit, und sein Gesicht wies grobe Poren auf.

Als ich abfahre, bringt Ernst Kaltenbrunner mich an die Bahn. Er macht mein Schlafabteil ausfindig und versucht mich beim Abschied an sich zu drücken. Ich weiche aus — und remple ungewollt einen anderen Schlafwagengast an. Es ist Hans Moser, der Schauspieler. Nuschelnd tastet er sich im Gang weiter . . . Auch er ist betrunken.

Ernst Kaltenbrunner und dessen Frau habe ich nur noch einmal gesehen. Während eines vorübergehenden Aufenthalts in Berlin stattete das Ehepaar mir seinen Besuch ab. Ich hatte das Gefühl, daß sie mir gegenüber diesmal feindselig eingestellt seien. Irgendwelche Klatschereien mögen auch hier mitgespielt haben. Möglich ist allerdings auch, daß das Verhalten der engsten Mitarbeiter Reinhards zu Kaltenbrunner nicht gerade herzgewinnend gewesen ist.

Als Chef der Sicherheitspolizei und der Geheimen Staatspolizei hat Reinhard den Rang eines Staatssekretärs. Dennoch steht ihm kein Vortragsrecht bei Hitler zu. Himmler erhält von ihm jede Woche eine dicke Vortragsmappe. Nicht immer ist es Himmler möglich, Hitler die darin aufgezeichneten Vorgänge vorzutragen.

Oft wagt er auch nicht, sie vorzutragen; denn da sind manchmal Unterlagen dabei, die euphorische Stimmungen trüben und den Österreicher Hitler beleidigen, wenn z. B. von Sabotageakten die Rede ist. Immer wieder kommt es vor, daß rasche Entscheidung heischende Ereignisse liegen bleiben und sich bei Reinhard schließlich langsam geradezu ein Komplex entwickelt. Er wirft allen Vortragenden vor, keinen Mut zu besitzen, sich nicht durchsetzen zu können und beschuldigt sie, Angst vor Hitler zu haben. Und wenn niemand es hört, wenn wir allein sind, spricht er verächtlich von „Memmen" und „Hofschranzen". Aber auch Hitler treffen dann seine Vorwürfe. Er glaubt, auch Hitler wage nicht, hart durchzugreifen, auch er habe irgendwie Angst, womöglich Gefolgsleute zu verlieren. Er zeige insbesondere eine labile Haltung gegenüber den Gauleitern. Da mag einer noch so unfähig, noch so korrupt sein, Hitler hält ihn. Man spricht von „Nibelungentreue". Dennoch hat Reinhard nie aufgehört, Machenschaften der Gauleiter oder korrupter Staatsbeamter aufzuzeichnen und die Ergebnisse seiner Feststellungen in Himmlers Vortragsmappe für den Führer zu legen.

Besonders empfindlich ist Hitler, wie Reinhard rasch feststellen muß, gegen Kritik an Vorkommnissen in seiner österreichischen Heimat. Daß Himmler Ernst Kaltenbrunner 1943 zu Reinhards Nachfolger machte, nur weil er aus Linz stammte, der österreichischen Lieblingsstadt Hitlers, ist durchaus möglich. Mag sein, daß Kaltenbrunner, der die Materie nicht so wie Reinhard beherrschte, kein so harter Kritiker und Überzeugungsfanatiker wie Reinhard war — und daher leichter „eingeplant" werden konnte; sicher ist: Himmler hat es mit Kaltenbrunner sehr viel leichter als mit meinem Mann.

Die Stellung Reinhards erlaubt nicht, in unmittelbaren Kontakt zu Hitler zu treten. Die unmittelbaren Konfrontationen beschränken sich noch auf die alljährlichen offiziellen Massenempfänge in der Reichskanzlei und den „Führerbauten" in München. An zweien dieser Zusammenkünfte haben wir alse Ehepaar Heydrich teilgenommen. Beim ersten Male geschah es in der Reichskanzlei. Hitler

stand im Vestibül. Wir gingen auf ihn zu. Er reichte uns beide Hände und sagte spontan: „Welch ein schönes Paar. Ich bin sehr beeindruckt!“ Reinhard schmunzelte. Dann wurden wir uns selbst überlassen. Wir fanden einen Tisch, an dem ein Ehepaar Todt saß. Reinhard machte uns bekannt, und ehe ich mich versah, war ein lebhaftes Gespräch im Gange. Es wurde ein sehr positiver und befriedigender Abend. Reinhard erzählte mir später vom Wirken und Können Todts. Zum ersten Male erlebte ich, daß er einen Menschen rückhaltlos anerkannte, sein Können, seine Zurückhaltung, seine Bescheidenheit. Dr. Fritz Todt war für ihn ganz und gar ein Mensch, wie er sich einen Nationalsozialisten vorstellte.

Anfang 1942 stürzte Todt mit dem Flugzeug tödlich ab. Er erhielt nach seinem Tode, für ihn geschaffen, den höchsten deutschen Orden. Reinhard folgte ihm ein halbes Jahr später. Nur Fritz Todt und Reinhard, die Adolf Hitler offenbar auf eine Stufe stellte, haben diesen Orden verliehen bekommen.

Albert Speer wird Fritz Todts Nachfolger. Reinhard hält diese Ernennung für die schwerste Fehlentscheidung Adolf Hitlers und zeichnet in einem Gespräch eine Entwicklung auf, die, wie ich meine, tatsächlich auch eingetreten ist. Hitler scheut Persönlichkeiten, die über ein exaktes Fachwissen verfügen und genügend innere Kraft besitzen, dieses Wissen, wenn es sein muß, auch gegen ihn selbst durchzusetzen. Speer gehört zu den „Obersalzbergern“, die täglich um Hitler herumagieren, immer bereit sind, „ja“ und „Amen“ zu sagen. Persönlich hatte Reinhard nichts gegen Speer einzuwenden. Der Architekt Speer jedoch, der noch nicht einmal einen eigenen Stil gefunden hatte, bevor Hitler ihn zu sich holte, schien ihm weder vom Wissen noch von der Härte her, die diese Schlüsselstellung erforderte, als Todt-Nachfolger geeignet. Reinhard erkannte an, daß Speer aus einer schaffensträchtigen Familie stammte und daß er, Albert Speer, charakterlich sauber war; aber das war für ihn auch alles, was er auf der Seite dieser Positivbilanz für Speer buchen zu können meinte.

Reinhard Heydrich erscheint Speer heute nicht erwähnenswert. Und das ist gut so; denn unmittelbare Kontakte zwischen Speer

und Heydrich hat es — bis auf eine Ausnahme — nicht gegeben. Einmal ist Speer bei uns in Prag gewesen. Er hat sich die Stadt angesehen, und ich glaube, daß es damals auch irgendwelche Stadtpläne gegeben hat, die die Architektur Prags umwandeln sollten.
Albert Speer zeichnet in seinen „Erinnerungen" ein Bild, nachdem Hitler so etwas wie einen menschlichen Sperrgürtel um sich errichtet habe, sozusagen eine vielschichtige, menschliche Abschirmmauer. Wir, Reinhard und ich, haben geglaubt, diese Abschirmmauer habe sich gebildet, um Hitler von der Außenwelt abzusondern, um jeweils selbst eine größtmögliche Macht zu entwickeln und behalten zu können. Nicht nur Martin Bormanns Verhalten bestätigte unsere Auffassung exemplarisch.
Ich habe Speers Buch nur gelesen, weil ich hoffte, eine Ausleuchtung Himmlers aus „oberster" Schau zu erleben. Mir ist unerklärlich, wieso Himmler am Gedächtnis von Speer sozusagen vorübergeglitten ist. Für uns ist Himmler immer unser schwerstes und größtes Problem gewesen. Im Gegensatz zu Speers Meinung habe ich Himmler als einen außerordentlich intelligenten, ungeheuer belesenen Mann kennengelernt, der das, was er gelesen hatte, unbedingt in die Wirklichkeit übersetzen wollte und dabei die Realität nicht nüchtern genug erkannte. Daher die Skurrilitäten. Wir haben über seine Hobbys mehr gelacht als sie gefürchtet. Nur hat es uns eben viel Mühe bereitet, sie ihm wieder auszureden. Wir sind mit zu den Exsternsteinen gewandert, haben die Irminsul von allen Seiten besehen und auch ohne Emotionen seine Theorien über heidnische Steine, Heldenhaine und dergleichen angehört. Das hat niemandem geschadet. Im Gegenteil! Er hat uns viele Denkanstöße gegeben; aber als eine gute „Stellenbesetzung" haben wir ihn nicht angesehen. Nach unserer Ansicht war Himmler, den wir ja nun wirklich gut kannten, der falsche Mann an dem ihm von Hitler zugewiesenen Platz. Er war weder Soldat noch Politiker, weder Sportler noch Organisator. Er war ein verhaßter „Intellektueller", und niemand erkannte dies besser als diejenigen, die mit ihm zusammenarbeiten mußten. Er, der uns viele sowohl brauchbare als auch unbrauchbare Denkanstöße gegeben hat und dank

seiner Stellung in der Parteihierarchie durchaus auch nachgeben konnte, ist niemals der tatsächliche Führer der SS gewesen. Die SS hat ihn vor sich hergetragen, ihn beschützt, ihn unterstützt. Sie hat das beste aus dem, was er zu bieten hatte, auch aus ihm gemacht. Die führenden Leute wie Reinhard sind nie seine blinden Gefolgsleute gewesen. Sie haben sich niemals das Heft aus der Hand nehmen lassen. Er war ja nicht einmal in der Lage, seinen Verantwortungsbereich und die sich in ihm vollziehenden Ereignisse denen gegenüber plausibel zu erklären, die infolge ihrer Positionen wußten, was vorging. So antwortete er mir, als ich ihn einmal fragte, was denn in den Konzentrationslagern geschehe, sie seien weitgehend zu Rüstungsbetrieben umfunktioniert worden.

Nach dem Polenfeldzug, als sich der Nachrichtendienst speziell auf den Westen konzentrierte, um in der Atempause zwischen den Kriegsphasen besondere Vorarbeiten zu leisten, schaltete Reinhard auch de Crinis ein. Er, Schellenberg und ein Mann, den ich, da er noch lebt, Ch nennen möchte, wurden beauftragt, mit den Briten Best und Stevenson ins Gespräch zu kommen, die als Leiter des englischen und des niederländischen Geheimdienstes fungierten. Unseren Leuten gelang es, mit den Engländern ins Gespräch zu kommen. Nach mehreren Treffs verabredeten sie sich in Venlo, nahe der Grenze. Ein SS-„Überfallkommando" hielt sich verborgen, und während de Crinis, Schellenberg und Ch im Wartesaal des Bahnhofs von Venlo mit Best und Stevenson zusammentrafen, wurde zugegriffen. Die leitenden Köpfe des englischen Nachrichtendienstes wurden „hopp genommen" und traten den Weg in die deutsche Kriegsgefangenschaft an. Max de Crinis, Walter Schellenberg und Ch erhielten im Westfeldzug als erste Deutsche das Eiserne Kreuz Erster Klasse. Daß dieser Feldzug so erfolgreich werden konnte und daß dabei so wenig Blut vergossen wurde, war diesen drei Männern und der Sorgfaltspflicht der geheimen Front zu verdanken.[13]) Nebenbei gesagt: beide Engländer kamen nach dem Kriege wieder wohlbehalten zu Hause an.

Zu den wenigen Menschen, die Reinhards uneingeschränkte Aner-

kennung fanden, gehörte Herbert Backe, der Staatssekretär im Landwirtschaftsministerium. Im Ausland geboren und erst durch die russische Oktoberrevolution von der Krim zur „Wanderschaft" gezwungen, hat er sich ein solides Maß an Wissen aneignen können und die Landwirtschaft „von der Pike auf" erlernt. Elend und Not, Begleiterscheinungen der bolschewistischen Revolution, waren ihm nicht fremd, als er sich für Hitler engagierte. Sein Chef wurde der Landwirtschaftsminister Richard Walther Darré, ein Freund Heinrich Himmlers.

Himmler und Darré haben der NSDAP den Rassemenschen und die Idee von „Blut und Boden" beschert. Beide glaubten, daß sie mit diesen Vorstellungen die Eitelkeit und das Selbstbewußtsein der ihnen anvertrauten Menschen zu willigen Gefolgsleuten umfunktionieren könnten. Und sie hatten Erfolg. Daß der „dümmste Bauer die größten Kartoffeln" habe, stimmte nicht mehr. Das Selbstbewußtsein der Bauern wurde gestärkt, unterstützt von der Vorstellung, von ausschlaggebender Wichtigkeit in diesem Land der Autarkie zu sein. Höfe mit Tradition wurden ausgezeichnet, Ahnenforschung betrieben und unterstützt, und es entstand so etwas wie ein „Adel aus Blut und Boden". Daß diese Entwicklung große Gefahren in sich barg, daß daraus eine unerträgliche Überheblichkeit entstehen konnte und zum Teil auch entstand, wurde von den Initiatoren Himmler und Darré nicht erkannt.

Herbert Backe und Reinhard waren die unmittelbaren Untergebenen von Himmler und Darré. Sie waren stocknüchtern, durchforsteten ihre Arbeitsgebiete nach Leistung, Fähigkeit, Sachkunde und Lauterkeit des Charakters der Mitarbeiter.

Die Familie Backe ist in dieser Zeit die einzige Familie, zu der wir ein familiäres, fast freundschaftliches Verhältnis finden. Unsere Kinder spielen miteinander, und wir tauschen Kochrezepte aus, die uns ermöglichen, aus dem, was die Lebensmittelkarten während des Krieges hergeben, immer noch etwas zu machen. Backe lebt mit seiner Familie ausschließlich von Lebensmittelmarken, obwohl er neben seiner Tätigkeit als Staatssekretär auch noch eine preußische Domäne leitet. Für ihn ist dies nicht nur ein Aushängeschild,

sondern auch ein ausgesprochener Schutzschild. Auf diese Weise hat er sich das Recht zur Kritik erworben, von der er auch ausgiebig Gebrauch macht. Mein Gott, haben Reinhard und Backe geschimpft, karikiert und analysiert. Sie sahen die Schwächen des NS-Systems, der Menschen, und sie sahen auch die Grenzen Adolf Hitlers. Auch Backe hatte kein Vortragsrecht bei Hitler. Auch er war, wie Reinhard, auf seinen Chef angewiesen. Sowohl Himmler als auch Darré neigten zu Kompromissen. Ihre Staatssekretäre, die junge Generation, zu der auch Dr. Stuckart, der Staatssekretär im Innenministerium, gehörte, lehnten eine Politik der Kompromisse ab. Sie glaubten, daß jeder Kompromiß immer so etwas wie eine Feigheit vor der Entscheidung darstelle.
An einem Sonntag sind wir, wie man so sagt, „mit Kind und Kegel“ bei Familie Backe zu Gast. Es bleibt nicht aus, daß die Männer fachsimpeln. Backe erzählt Reinhard dabei von der guten — nach der Wetterlage gar nicht erwarteten — Ernte, die das Problem der Volksernährung vom Tisch wischt. „Haben Sie es schon Goebbels mitgeteilt?“ fragt Reinhard. Und Backe reagiert: „Um Gottes Willen. Ich denke nicht daran, der macht ja sofort das Dreifache daraus.“ Das war für beide typisch, ihr beider „Geheimnis“. Sie ließen ihre Probleme und Erfolge nicht durch die Maschinerie der Propaganda laufen.
Backe, im Kriege Nachfolger Darrés geworden, machte 1945 seinem Leben ein Ende, als er erkannte, daß auch das Wort der Sieger nichts wert war. Den einzigen „Vorteil“, den er vor seinen Amtskollegen hat, ist ein ordentlich gekennzeichnetes Grab. Backes Wirken hat vielen, sehr vielen Menschen das Leben erhalten. Er hat bis zuletzt vorgesorgt.
Ein völlig unerwarteter Tiefschlag trifft uns, als Reinhard mitgeteilt wird, er habe die Jagdpachtung Parlow ab sofort an Hermann Göring abzutreten, den Reichsjägermeister. „Unser“ Parlow, „unser“ Winterasyl. Die Pachtung liegt direkt neben dem Forst Schorfheide, in dem Göring sich ein prunkvolles Jagdhaus gebaut hat. Er benutzt die Schorfheide als private Domäne und baut sie immer weiter und immer luxuriöser aus. Inzwischen ist sie ihm

zu klein geworden. Wir haben unser Domizil gehegt und gepflegt, haben Pirschsteige und Wege angelegt, Hochsitze und Schirme gebaut, eine eifrige Hege und Pflege des Wildes betrieben. Im Jahr zuvor haben wir noch 38 Schwarzkittel, Frischlinge und Überläufer erlegt. In der Schorfheide dagegen hat es in einem gleichgroßen Revier niemals einen derartigen Abschuß gegeben. Obwohl ich selbst (noch) nicht schoß, begleitete ich Reinhard stets auf die Pirsch. In Parlow hatten wir einen Heger, der eigentlich Zimmermann war und aus Liebe zum Waidwerk kurzerhand seinen Beruf gewechselt hatte. Uns nützte er nicht nur, weil er hervorragende Hochsitze zu zimmern verstand. Das neue Jagdgesetz schrieb jedoch exakte Kenntnisse über das Waidwerk, über Hege und Schußzeiten vor. Adolf Koeppen, so hieß unser Mann, hielt nicht viel von der Theorie. Uns wurde keine Extrawurst gebraten. Auch unser Heger-Zimmermann mußte ein „Examen" ablegen und nunmehr Hilfsförster werden. Alleine kam er nicht damit zurecht. Und so bimsten wir Theorie, die Körperteile des Jagdhundes, die Unterteilung der Fährten und der Spuren, alles nach dem Lehrbuch. Er mußte lernen. Ich hörte ihn ab, und „wir" bestanden „unser" Examen. Da ich dabei mitgelernt hatte, machten wir auch die Praxis gemeinsam. Bald durfte ich Gäste führen, Spuren oder Fährten sichern, und im Winter fährte ich morgens regelmäßig alleine ab.
Mit einem Schlag, so durchfährt es mich, als ich von Görings Forderung höre, ist nun alles dies vorbei. Aber wohin mit uns? Wohin mit Koeppen? Er kann nicht gut in die „Masse" der Bediensteten der Schorfheide einrücken; seine Frau Mieken und er haben bisher eine viel zu individuelle Stellung bekleidet. Major Pomme, der Polizeiadjutant Reinhards, selbst ein passionierter Jäger, bietet sich an, für uns eine neue Jagd ausfindig zu machen, die nicht zu weit von Berlin entfernt sein soll. Er findet ein vakantes Revier. Der bisherige Pächter hat die Jagd wegen Verstosses gegen das Jagdgesetz verloren. Unser neuer Jagdmittelpunkt ist Stolpshof, ein verlassenes Bauerngehöft mit einer Jagdhütte neben einem verfallenen Stall. Mit dem Haus hat sich so etwas wie ein Neoklassi-

zismus — mit Freitreppe — auf das flache Land verirrt. Es ist offensichtlich ein Versuch, städtische Wohnvorstellungen aufs Land zu projizieren. Im Forst (bei Nauen), wo unsere neue Jagd liegt, gibt es Rehwild, insbesondere als Feldrehe auf den Rieselfeldern, Damwild im Forst, Rotwild nur als Durchzugswild. Sauen verirren sich nur vereinzelt zu uns. Im Frühjahr können wir im Sumpfgelände Schnepfen schießen und Hasen und Fasanen. Wir haben diese Jagd nur übernommen, weil Reinhard eine Möglichkeit brauchte, an Wochenenden der Enge der Großstadt zu entfliehen. Ein zweites Parlow war dies nicht. Ich erinnere mich noch genau an meinen Wutausbruch nach der ersten Besichtigung der neuen Jagd. „Göring, dieser Schuft, dieser Fettwanst, das vollgefressene Stück Mensch kann nicht genug erraffen, kann einfach seinen Rachen nicht voll genug bekommen. Er ist doch nichts weiter als ein schießwütiger Hund.“ So tobte ich mich aus. Reinhard stand blaß und stumm neben mir. Auch ihn hatte es bis ins Mark getroffen. Doch fand er noch Worte des Trostes und der Entschuldigung. „Das ist nicht Göring“, versuchte er sich selbst und mir etwas vorzumachen. Er fuhr fort: „Vielleicht weiß er gar nichts davon. Das ist bestimmt Körner“, sein Staatssekretär.
Ich bedrängte Reinhard nach dieser „Affäre“, mit Göring zu sprechen und zu versuchen, uns doch noch Parlow zu erhalten. Reinhard verspricht es. Was er erreicht, ist wenig. Göring verspricht eine Entschädigung für die „Verbesserung des Reviers“. Bis dahin bin ich stets zu den vorweihnachtlichen Einladungen Emmi Görings nach Karinhall gefahren. Nun nehme ich mir vor: „Dahin bringen mich keine zehn Pferde mehr!“
Meine augenblickliche Enttäuschung über Reinhard führt zu der Erkenntnis, daß er, wenn es um dienstliche Belange oder um andere Personen geht, zäh und zielstrebig ist und nicht locker läßt, bevor die Sache nicht zu dem von ihm angestrebten Ende gekommen ist, daß er sich jedoch grundsätzlich zurückhält und sich nur deutlich verhalten einsetzt, wenn es um eigene Dinge geht. Und so „wandern“ wir also von Parlow nach Stopshof. Ich glaube, wenn Reinhard gewußt hätte, welche Schwierigkeiten uns da

erwarteten, Zimmerbrände und Reparaturen über Reparaturen, hätte er Göring Parlow vielleicht doch noch aus den Zähnen gerissen. Die uns von Göring „zugestandene" Entschädigung, die ich gern zur Abzahlung unserer Häuser verwendet hätte, muß restlos in die Jagd gesteckt werden. Doch damit ist es noch nicht getan. Zum Jagdgebiet gehören 20 ha Land. Nach dem nationalsozialistischen Erbhofgesetz darf jedoch eine Person, die nicht Bauer ist, nur bis zu 7 ha pachten oder kaufen. Bauer ist von uns niemand. Und so bleibt mir nur übrig, „Lehrling" bei einem Landwirt zu werden.

Ich tue es. Der „deutsche Bauer" betreut und bewirtschaftet derweilen die 20 ha Land der Heydrich-Jagd. Es wird eine Intensivlehre, sie beschränkt sich ausschließlich auf die Belange, mit denen ich es auf diesem Territorium zu tun haben werde. Außer Hafer, Roggen und Steckrüben wuchsen auf dem Stopshof nur noch Landsberger Gemenge und Lupinen. 1941, bevor Reinhard den Höhepunkt seiner Karriere erreicht, bestehe ich meine Prüfung als Bäuerin bei der Landesbauernkammer Brandenburg. Von nun an bin ich „Neubauer" und nach dem Gesetz unseres Staates berechtigt, mehr als 7 ha Land zu besitzen. Reinhards Stellung wog dabei — offiziell jedenfalls — gar nichts.

1940 war ich mit einem Lastwagen von Fehmarn nach Berlin gefahren. Meine Ausbildung zum Landwirt hatte Früchte getragen. Was der Garten geliefert hat, wurde nach Berlin mitgenommen: Kartoffeln, Steckrüben, rote Beete und alles das, was sonst noch in ihm an eßbaren Früchten gewachsen war. Darüber hinaus hatte ich Pilze gesammelt und konserviert und im Frühjahr auch noch Federvieh als zusätzliche Ernährungsgrundlage in mein Programm einbezogen. Meine Eltern hatten während meiner Kindheit ein Dienstmädchen, das später einen Siedler heiratete. In ihrer „guten Stube", mitten unter rotem Plüsch, hatten die beiden eine Hühner-Brüterei installiert. Ich versuchte zeitlebens immer auszuschöpfen, was mir möglich und sinnvoll erschien. So auch hier. Und so war es denn auch nur zu selbstverständlich, daß ich damit begann, auch die zusätzliche Fleischversorgung in die eigenen Hände zu

nehmen. Ich kaufte Hunderte Hähnchen und viele Gänse. Es waren soviele, daß ich selbst nachts von Hähnchen träumte. Ich kaufte eine „Dosenverschlußmaschine". Die Hähne wurden systematisch geschlachtet, gerupft und entbeint, der Fleischrest auf französische Art eingedost. In dieser Zeit entdeckte ich, daß ich mit schwierigen Situationen viel besser als mit dem sogenannten Wohlleben fertig wurde. Reinhard war über meine landwirtschaftliche „Invasion" entsetzt. Sofort meldete er Bedenken wegen der Kriegswirtschaft an, was wiederum mich entsetzte. Ich dachte: „Da müht man sich ab und tut alles, um die Familie satt zu bekommen und Gäste bewirten zu können — und erntet ausgerechnet von seinem Ehemann, der doch wissen muß, wie schwer das ist, Undank!" Reinhard hat strikt abgelehnt, sich um Sondermarken für repräsentative Zwecke zu bemühen, die er natürlich jederzeit bekommen hätte. Gelacht hat er, als ich ihm prophezeite: „Jetzt kaufe ich Ferkel und Färsen, damit wir auch Fleisch und Milch genug haben. Und wir bekamen von allem genug. Die 20 ha ackerbares Land, bislang nur für Wildäsung und Fütterung in Anspruch genommen, wurden nun kultiviert und zur Ernährung der Tiere, vor allem der Schweine und des Rindviehs, verwendet. Lange währte dieses „Glück" jedoch nicht. Alle Tiere fielen bald unter die Kriegsbewirtschaftung. Die Milch und die Schweine mußten abgeliefert werden. Was wir behalten durften, reichte gerade aus, das Hauswesen unseres Hegers zu versorgen. Unsere Hühner haben wir aus unerfindlichen Gründen nicht abzuliefern brauchen. Auch mit dem Wild ging es ganz gut. Das Ablieferungssoll war erträglich, und so konnten wir zu Weihnachten all denen, denen wir gewöhnlich etwas zu schenken pflegten, mit Wildbraten Festfreuden bereiten.[14])

Weihnachten und Sylvester 1941 waren wir letztmals auf der Jagdpachtung Stolpshof. Reinhard und ich sind zur Mitternachtspirsch im Revier gewesen. Reinhard ist 3 Monate in der Tschechoslowakei, in „Böhmen und Mähren", und im neuen Jahr, 1942, werden wir mit der ganzen Familie auch nach dort ziehen. Für die Familie ist es ein Abschiednehmen von Stolpshof — und vom bis-

herigen Leben, das sich nur um uns drehte, fernab jeder Öffentlichkeit. Das wird „drüben" nicht mehr sein. Dort muß ich ein anderes Leben beginnen. Das Rampenlicht der Öffentlichkeit wird unser Leben dort diktieren, für die Familie Heydrich ein neuer Lebensabschnitt beginnen. Einer hat so begonnen:
Eines Abends ruft Reinhard mich an und rät mir, am nächsten Tage das Radio ständig eingeschaltet zu lassen. Es sei sehr wichtig. Auf meine Frage, was denn morgen, am 1. September, so sehr wichtig sein werde, sagt er nur: „Morgen werden deutsche Truppen in Polen einmarschieren. Wir werden Krieg haben!"[15]) Krieg, frage ich mich und denke an meine Kindheitserlebnisse zur Zeit des Ersten Weltkrieges.
Wie war es damals, ganz am Anfang meines Lebens? Ich denke nach: da gab es Kaninchen, denen wir an den Straßen und Ackerrändern Futter suchen mußten; da waren „Specksucher", Soldaten mit Säbeln, die die Heuhaufen der Bauern durchstachen und nach Speckseiten suchten. Und da waren auch Matrosen, die randalierend über die Insel herfielen und unser Obst aus dem Garten stahlen. Aber sonst? Unter Krieg konnte ich mir aus dem persönlichen Erleben nichts Besonderes vorstellen. Und dann höre ich am nächsten Tag vom Überfall auf den Sender Gleiwitz. Das Radio berichtet nur noch vom Krieg und von deutschen Siegen. Es wird Zeit, daß ich nach Berlin zurückkehre. Hier, auf Fehmarn, habe ich nur begriffen, daß es Lebensmittelkarten gibt und alles sonst eingeteilt ist. Irgendetwas vorbereitet habe ich nicht.
Mir ist dieser Krieg sozusagen aus heiterem Himmel „beschert" worden. Auch wir, die Heydrichs, sind auf die Marken angewiesen. Zu Beginn des Krieges reichen sie auch völlig aus. Da Deutschland autark regiert wird, empfinden wir keinerlei Mangel, obwohl lange schon keine Südfrüchte oder andere Erzeugnisse aus dem Ausland zu uns kommen. Uns beunruhigt etwas ganz anderes: wir haben von den Nöten gehört, von den untragbaren Quälereien an den Deutschen in Polen, und wir haben den „Bromberger Blutsonntag" geschildert bekommen, Ereignisse, die nicht nur uns erregen. Und dann schmerzen die alten Stacheln im Fleisch der

Nation ganz besonders wieder: die Trennung Ostpreußens vom Reich durch den Versailler Vertrag, die eingeschränkte Lebens- und Wirtschaftsfähigkeit der ostpreußischen Bevölkerung, die Behandlung der Westpreußen ... usw. usw. Viel hat sich im Laufe der Jahre angestaut.
Kriegsvorbereitungen, Verteidigung und Rüstung usw., sind Sache der Wehrmacht und deren Abwehr. Für Reinhard, der im Gegensatz zu Canaris zu der Zeit noch nicht das Recht zum Vortrag beim Führer hatte, ist der Ausbruch des Krieges überraschend gekommen. Er und seine Ämter müssen sich mit der Übernahme befohlener Aktionen zufriedengeben, die andere ungern ausführen — oder zu denen ihnen der Mut fehlt. Im Grunde hat sich auch im Kriege für Reinhard an der Art der Arbeit und der Ausführung nichts geändert. Wie schnell er mit diesem „Muß" des Krieges konfrontiert wird, ahnt er zunächst nicht. Als die Deutsche Wehrmacht in schier atemlosem Tempo Polen überrennt, bleibt der polnischen Zivilbevölkerung kaum Zeit, fluchtartig aus der Kampflinie zu entkommen. Es entsteht ein unbeschreibliches Chaos. Die deutschen Truppen stoßen auf Zustände, die nicht nur aus der Überraschung resultieren. Insbesondere die ländlichen Bezirke sind der unmittelbaren Kriegseinwirkung schutzlos ausgesetzt. Auf dem flachen Lande befinden sich Klöster und Heilanstalten, die nahezu ausnahmslos von Nonnen geleitet werden. Sie haben in vielen Fällen ihre geisteskranken Schutzbefohlenen zurückgelassen, die sich nun, alleingelassen, hungernd und frierend über das geschlagene Land ergießen. Auf diese Elendsgestalten trifft die kämpfende deutsche Truppe, die den Befehl erhält, sie zu erschießen. Die Truppe kann für die Irren nicht sorgen. Caritative Einrichtungen der Wehrmacht liegen weit hinter der kämpfenden Front. Die Soldaten weigern sich, den Befehl auszuführen. Die Wehrmacht gibt ihn kurzerhand an die Männer des Reichssicherheitsdienstes der SS weiter, die der kämpfenden Truppe folgen. Doch auch sie weigern sich, den Befehl auszuführen.
Inzwischen sind drei oder vier Tage vergangen. In Scheunen und Strohschobern, in allen möglichen Behausungen, finden Soldaten

die verlassenen, verelendeten, verhungernden und kranken Kreaturen. Irgend jemand, ich kenne den Namen nicht, hat geschlossene Fahrzeuge zusammengesucht und sie so einrichten lassen, daß die Auspuffgase der Motoren in das Innere der Karosserien geleitet werden können. Sicherlich hat Reinhard seine Zustimmung dazu gegeben. Die Irren werden zusammengetrieben, in die Wagen gesperrt und durch die Abgase der laufenden Motoren getötet.
Im Herbst 1940 von Fehmarn nach Berlin zurückgekehrt, überraschen mich zwei Dinge: im Keller wühlen Handwerker, die einen Luftschutzkeller einbauen und aus der Garage ist unser Privatauto verschwunden. Da hatten wir es mühsam zu einem eigenen Auto gebracht und es so oft wie nur irgend möglich zu sonntäglichen Ausflügen benutzt, und nun hörte das so auf ... Auch Reinhard Heydrich und seiner Familie stand nun kein Privatauto mehr zu. Wir bildeten keine Ausnahme. Zur Jagd hatten wir ohnehin immer Reinhards Dienstwagen benutzt. Zu einem Problem wird diese Änderung erst, als wir im Frühjahr wieder nach Fehmarn gehen. Unser Haus liegt rund 4 km von der Stadt Burg entfernt, in der nicht nur die Geschäfte, sondern auch die Schule für unsere Söhne Klaus und Heider liegen. Doch wir lösen das Problem. Die Söhne bekommen Fahrräder. Ich werde stolze Besitzerin eines Motorrades, eines „Wanderer" mit Sachsmotor. So bewege ich mich nun durch die Landschaft. Jeder kennt mich hier — und inzwischen natürlich auch Reinhard, und mancher mag vielleicht denken: na ja, sie macht in „Vorbild" für die Volksgemeinschaft. Es war jedoch nicht so.
Irgend ein Polizeischutz ist mir in all den Jahren meiner Ehe nicht zuteil geworden, weder auf Fehmarn noch während der Jagd. Lediglich im Haus in Berlin gab es immer eine Wache. Sie kam am Abend und ging am Morgen. Unser Leben ist stets einigermaßen zwanglos und normal verlaufen. Wenn ich mir vorstelle, die Söhne mit ihren Kinderfahrrädern hätten hinter sich einen radelnden Beschützer gehabt, oder mir wäre bei meinen Touren zum Einkauf oder zu den Eltern oder sonstwohin ein mit einem Kleinmotorrad fahrender Bewacher gefolgt. Ich glaube, die Leute

auf der Insel hätten uns für verrückt gehalten. Wir brauchten keinen Schutz. Ich war ein Kind dieser Insel, und Reinhard hatte sich so selbstverständlich eingefügt, daß jeder Schutz hier nur als Angeberei empfunden worden wäre. Reinhard hat nichts ferner gelegen. Hätte er nur ein wenig mehr Wert auf eigenen Schutz gelegt, wäre das Attentat in Prag sicherlich nicht möglich gewesen. Er setzt ein ungeheures Vertrauen in sein Leben — und in ihm, als einstigen Katholiken, lebte bis zuletzt auch immer noch etwas von der Glaubensformel, daß der gottesfürchtige Mensch, wofür er sich hielt, „in Gottes Hand" sei.

„Die Leute sagen", so redeten die Leute auf der Insel Fehmarn, bevor sie bewiesene und unbewiesene Geschichten zu erzählen begannen, und so muß auch ich tatsächlich beginnen, wenn ich wiederholen soll, was der Vater meiner Kinder alles gewesen sein soll. „Der Heydrich", so klingt es landauf, landab, „das war ein großer Mörder, ein Streber, ein rücksichtsloser Ehrgeizling, der voller schlimmer Gedanken steckte und Entscheidungen immer nur aus Rachsucht und Haß traf. Alles, was er tat, resultierte aus minderwertigen Motiven. Er war ein innerlich verkommener, mit allen schlimmen Eigenschaften ausgestatteter, vorsätzlicher Massenmörder, wie man ihn sich noch schlimmer gar nicht denken konnte. Er war ein typischer Kleinbürger, auch wenn er aus einer namhaften Künstlerfamilie stammte. Sein Tun war psychologisch erklärbar. Da er wußte, daß in seinen Adern jüdisches Blut floß, haßte er die Juden, und alle Mittel waren ihm recht, wenn es darum ging, sich auf der Erfolgsleiter durchzusetzen. Er kannte nur sich, seinen Ehrgeiz, seine persönlichen Ziele."

Alle, die so reden und schreiben, können sich gewiß nicht vorstellen, daß Reinhard Heydrich tatsächlich ein ganz anderer Mensch gewesen ist. Daß Torheiten und Legenden über Schlüsselfiguren stets die Runde machen, ist eine Tatsache, die nicht nur alle diejenigen kennen, um die es jeweils geht. Darüber brauche ich kein weiteres Wort mehr zu verlieren. Schlimm ist nur, daß selbst Leute, die sich für ganz besonders intelligent und klug halten, gelegentlich die größten Torheiten in die Welt setzen. So hat Joachim Fest,

der Mitherausgeber der auf Seriosität besonders bedachten FAZ (Frankfurter Allgemeine Zeitung) Reinhard beispielsweise ernsthaft als den „Nachfolger“ Hitlers bezeichnet. Welch' ein Wahnglaube. Fest, offenbar von Meditationen über die eigene Psyche und Unzulänglichkeit befangen, ist sicherlich überzeugt, sachlich zutreffende Gedanken entwickelt zu haben. Doch es ist nicht so. Seine außerordentlich wortreichen Behauptungen haben mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Taten sind nun einmal nicht immer eine verläßliche „Auskunftei“ auch über Gedanken und Überzeugungen. Zur Zeit der Hitler-Herrschaft konnten sie es schon gar nicht sein.

Nach dem Tode Reinhards, insbesondere 1945 und 1946, während des Nürnberger Prozesses, haben selbst seine einstigen Kameraden und Kollegen, die in Nürnberg auf der Anklagebank saßen, nach dem Motto verfahren: „Alles Böse hat ‚der Heydrich‘ getan!“ Ernst Kaltenbrunner, Reinhards Nachfolger, sagte dies besonders deutlich. Alle glaubten, mit dieser „Abschiebetechnik“ ihren eigenen Kopf retten zu können. Ich habe damals heftig — allerdings nutzlos — protestiert, als mir ein heimlicher „Abgesandter“ aus Nürnberg diese Absprache vortrug. Doch jeder war sich damals wohl nur selbst der Nächste.

Es wäre total falsch, anzunehmen, daß Reinhard lediglich Befehlen gehorchte. Immer war er von der Notwendigkeit der Befehle auch überzeugt. Daß er im Zusammenhang mit der Wannsee-Konferenz den Befehlen und Weisungen Hermann Görings folgte, dem er menschlich überhaupt nicht nahestand, war nicht nur Konsequenz soldatischen Gehorsams. Reinhard war zutiefst davon überzeugt, daß die Juden von den Deutschen getrennt werden müßten. Die Juden waren in seinen Augen, um dies noch einmal zu wiederholen, hergelaufene, heimatlose Beutemacher, die darauf aus waren, sich Vorteile zu verschaffen und schließlich wie Blutsauger am fremden Volkskörper zu kleben.

Die Trennung der Deutschen von den Juden hat Reinhard stets nicht nur als eine „nationale Aufgabe“, sondern immer auch als eine seiner „dienstlichen Pflichten“ angesehen. Einmal hat er sich

über dieses Thema mit Hjalmar Schacht unterhalten, und beide kamen, so erzählte Reinhard mir, zu dem Ergebnis, daß sie persönlich, d. h. gewissermaßen außerdienstlich, durchaus nichts gegen den Umgang mit Juden hatten. Schacht soll dabei u. a. geäußert haben: „Ich habe bisher jeden Juden angeschissen."
Auch Reinhards Verhalten den Kommunisten gegenüber war ebensowenig auf eigenem Erleben entstanden — wie sein Antisemitismus. Von seinen Dienststellen in „Böhmen und Mähren" hatte er seit langem Berichte erhalten, die auf Unruheherde im Lande hinwiesen. Daß die Informationen stimmten, zeigte sich bald. Es kamen Sabotageakte bei den Skodawerken in Pilsen vor. Die geforderten Getreidemengen und andere lebensnotwendige Versorgungsgüter wurden nicht abgeliefert. Bei der Eisenbahn gab es Sabotageakte. Kommunisten organisierten sie. Das Protektorat Böhmen und Mähren steht vor einer ernsten Revolte. Besonders schlimm steht es mit der Versorgung des Landes. Um den Tschechen die erforderlichen Lebensmittel zu garantieren, muß vom Reich zugeschossen werden. Das Protektorat selbst ist nicht in der Lage, genügend Getreide und tierische Produkte zu produzieren, obwohl Experten errechnet haben, daß das Land sogar einen Überschuß erzeugen müßte. Constantin von Neurath ist den Erscheinungen ganz offenbar nicht gewachsen. Reinhard erfährt täglich von der brisanten Lage, die sich immer mehr zuspitzt. Er bittet Himmler um eine Entscheidung — und wird vertröstet. Hitler selbst solle entscheiden, was zu tun sei. Es kommt und kommt jedoch keine Entscheidung. Himmler findet einfach nicht das rechte Klima im Führerhauptquartier vor, und Reinhard wird immer nervöser. Endlich gelingt es Himmler, einen günstigen Augenblick zu erwischen. Er kann Hitler das ganze Problem vortragen. Hitler weist Himmler an, Reinhard in Berlin anzurufen und ihm zu befehlen, ins Führerhauptquartier zu kommen. Ich packe seine Nachtsachen ein und meine, daß es sich um einen der routinemäßigen Rapporte handeln werde, bei denen Reinhard Himmler im Vortrag unterstützen solle. Nur so nebenbei bitte ich Reinhard, mich doch am Abend anzurufen, wenn ihm dies möglich sei.

Gegen 20 Uhr läutet das Telefon. Es meldet sich das Führerhauptquartier. Die Vermittlung verbindet. Endlich höre ich Reinhards Stimme. „Du", sagt er, „es hat sich etwas Außergewöhnliches zugetragen. Herr von Neurath wird abgelöst, aus gesundheitlichen Gründen. Ich werde Stellvertreter." Auf meine überraschte Frage, ob er dann „von hier aus", von Berlin aus, als Stellvertretender Reichsprotektor „das Land regieren wolle", erklärt er kurz: „Nein, ich gehe nach Prag!" Ich mache ihm per Telefon eine Szene. Ich rege mich auf, protestiere und frage ihn, wieso er denn nicht „Postbote oder so etwas" geworden sei. Wir sind so selten beisammen. Uns „verbindet" immer das Telefon. Ich will das nicht so weitermachen, und ich sage es ihm auch klipp und klar; aber er unterbricht mich ruhig und bestimmt, indem er erklärt: „Lina, Lina, beruhige Dich. Ich habe endlich eine positive Aufgabe. Es wird sich alles finden. Ich werde Euch nicht allein in Berlin lassen. Ich nehme Euch mit. Ihr kommt mit nach Prag." Immer hat er gewußt, wie er mich packen kann. Er wußte, ich wollte wieder mehr an sein Leben, an sein Tun herankommen. Ich fand mich einfach nicht damit ab, als „Familienglucke" abgestellt zu sein. Und als er am nächsten Morgen zurückkam, sich umzuziehen, zu waschen und zu frühstücken, erklärte er mir seinen Plan. Zuerst wolle er allein nach Prag. Noch meine Einwände vom Abend zuvor im Ohr — und meinen fragenden Blick auffangend, sagt er langsam, jedes Wort betonend: „Es ist dort vieles nicht Gutes zu tun. Wenn man ein Land regieren will, muß man erst einmal sehr streng zupacken und alle Widersacher ‚besiegen'. Dann kann man viel, viel leichter und erfreulicher regieren!"
Das habe ich eingesehen.
Wir wollen Weihnachten noch einmal zuhause auf der Jagd sein, in der Natur. Dann sollen die Zelte der Familie in Berlin abgebrochen werden.
Reinhard helfen sein Standvermögen, sein ungewöhnlicher scharfer Verstand, sein Organisationstalent und sein unwahrscheinliches Gedächtnis. Vorgänge, die Jahre zurückliegen, die er einmal gelesen hat, sind sofort wieder da, wenn er sie braucht. Nicht ein

Wort ist dann vergessen. Namen und Zahlen und was immer er sonst braucht, hat er stets im Kopf parat. Er hat nie ein Telefonbuch gebraucht. Die Nummern, die er brauchte, und es waren sehr viele, wußte er auswendig.

Als ich dann mit den Kindern von Berlin nach Prag fuhr, geschah es in einem Salonwagen. Noch niemals zuvor bin ich so „vornehm" gereist. Ich ahne, was auf mich zukommen wird. Zuerst ist mir der Umstand, den die Eisenbahn mit mir macht, ein wenig fremd vorgekommen; aber schnell habe ich mich daran gewöhnt. Nicht so schnell dagegen habe ich mich mit Prag abgefunden. Vom Hauptbahnhof fahren wir in einer Autokolonne zur Prager Burg. Absperrung, am Wegrand Polizei. Zur Besinnung komme ich erst wieder, als ich an einem Fenster der Burg stehe und auf das goldgelb schimmernde Prag hinabschaue. Erhabene Gefühle beherrschen mich: Ich bin „kein Mensch" mehr, empfinde ich. Ich bin eine Prinzessin und lebe in einem märchenhaften Land. Es gibt keinen Krieg, keine Feinde, keine Unterschiede. Ich stehe mitten in Gottes Garten und darf erleben, erschauen, genießen. Dann denke ich an die Geschichte dieser Schicksalsstadt, in der für mich alle politischen, nationalen und gefühlsmäßigen Fäden zusammenlaufen: Prag ist für mich nun Europa.

Wie hart und schwer die Zeit ist, erfahre ich mehr durch Zeitungen als durch Reinhard. Ausnahmezustand, Standrecht, Ausgehverbot am Abend. Mit einem furchtbaren, eisernen Besen, kehrt mein Mann hier. In der ersten Woche hat er 3 Adjutanten verbraucht. Sie waren den Strapazen einfach nicht gewachsen. Er selbst ist innerhalb einer Woche nicht aus den Kleidern gekommen. So begreife ich relativ rasch, daß ich keine Prinzessin, sondern nur die Lehrerstochter Lina von Osten von der Insel Fehmarn bin, die niemand kennt. Ich, die jetzt als „Burgherrin" an einem Fenster des Hradschin steht, bin doch nur ein Werkzeug ohne Gewicht. Doch ich muß meine „Pflicht" erfüllen, und ich darf mein Dasein nicht nur dem äußeren Scheine nach ausfüllen. Ich, die Frau Reinhard Heydrichs, muß es innerlich begreifen und bejahen.

So versuche ich nun, mich einzugliedern und einzuordnen und bemerke dabei schon sehr bald, daß vieles nicht so ist, wie ich es haben möchte. Die Räume behagen mir nicht. Immer nur die Historie vor, hinter und um sich zu haben, entspricht nicht meinem Naturell. Für Reinhard ist alles ganz anders. Er lebt nur in Räumen, die ihn inspirieren. Für ihn ist die Wirklichkeit ganz da. Probleme hat der Stellvertretende Reichsprotektor Heydrich natürlich auch; aber sie sind anderer Natur. Er fragt sich, wie er dieses Land nun ganz und gar in die „Welt" Adolf Hitlers eingliedern kann. Reinhard hat die Tschechoslowakei nach 1919 als einen Staat angesehen, der infolge seiner geographischen Lage immer von einem Nachbarstaat abhängig sein müsse. Als Binnenstaat könne er sich, wie er meinte, nicht unabhängig und eigenständig entwickeln, so daß es für ihn jetzt nicht sehr schwer sein dürfte, das „Land zu erobern" — glaubte er. Sein Ziel war, die Menschen dieses Landes für Hitlers Europa zu gewinnen. Er hat besser als alle anderen begriffen, daß der Kommunismus in diesem Land auf fruchtbaren Nährboden stoßen müsse. Nicht nur die Regelung der sozialen Belange erschien ihm als „mittelalterlich". Er monierte z. B. die Krankenversicherungen, die tschechische Altersversorgung und Urlaubsregelung.

Die Deutschen haben die Tschechen bei ihrem Einzug als Ausländer behandelt, und als der Krieg ausbrach und mit ihm die Markenwirtschaft eingeführt wurde, erhielten die Tschechen Lebensmittelkarten, die den Lebensmittel-Zusicherungen für Deutsche mengenmäßig längst nicht entsprachen. Die Tschechen versuchen sich jedoch selbst zu helfen. Sie melden sich massenweise zur „Eindeutschung" an. Reinhard nannte sie „Margarinedeutsche", weil sie infolge der Statusänderung zusätzlich Marken erhielten, die sie formal den Deutschen gleichstellten.

Reinhard schlägt Kapital aus den Mißverhältnissen und Diskrepanzen. Er verspricht den Tschechen Straffreiheit, die ihr Soll nachträglich erfüllen. Seine drastischen Sanktionen haben der Bevölkerung unmißverständlich gezeigt, daß er nicht Constantin von Neurath ist. Der „neue Besen" kehrt sehr viel anders. Den

Schwarzmarkt bringt mein Mann rasch unter Kontrolle. Die Tschechen liefern plötzlich soviel ab, daß die Versorgung des Landes für 18 Monate gesichert ist. Das verleitet Reinhard dazu, auch der Rüstungsindustrie Angebote zu machen. Wie im Reich, so werden auch hier nun Zulagen für Schwer- und Schwerstarbeiter und die Reichskleiderkarten nach deutschem Muster eingeführt. Alles in allem: die Tschechen werden den Deutschen — bis auf die den Deutschen vorbehaltene Wehrwürdigkeit — gleichgestellt. Es gibt im Lande keine Arbeitslosigkeit mehr. Handel und Gewerbe blühen auf. In meinen alten Aufzeichnungen lese ich:

> Es gibt mitten in einer Welt von Krieg und Zerstörung ein Land, in dem keine Väter und Söhne fallen. Das Einzige, was ihnen blüht, ist die Abkommandierung in deutsche Rüstungsbetriebe, in denen sie mehr Geld verdienen als die Soldaten an der Front, die schließlich auch für dieses Land ihren Kopf hinhalten müssen.

Begriffen hat dies niemand. Die Tschechen haben sich nur „kommandiert" gesehen. Sie wußten nicht, daß auch eine „Strafe" ein Schutz sein kann. Natürlich sind viele Tschechen der Abkommandierung ins Reich nur sehr ungern nachgekommen. In ihrer Heimat fielen keine Bomben, und hier gab es natürlich auch keinen Fliegeralarm, so daß ihnen der Arbeitseinsatz im Reich schon als eine Art „Fronteinsatz" vorkommen mußte. Frauen sind ihren Männern nachgereist, und nach dem Kriege sind viele von ihnen in Deutschland geblieben. Viele, die in Deutschland in Rüstungsbetrieben gearbeitet hatten, wurden nach 1945 in ihrer Heimat nicht wieder als Tschechen anerkannt. Sie galten als Kolaborateure, und landeten entweder in Gefängnissen oder auf Umwegen wieder in Deutschland.

Auf der Prager Burg, wo wir im Gegensatz zu Constantin von Neurath den linken Flügel des ersten Gebäudes bewohnten, hatten wir ausschließlich tschechisches Hauspersonal. Nahezu alle sprachen jedoch deutsch. Alle waren sauber, fleißig, gewissenhaft und ehrlich. Für mich war es eine wahre Wohltat, über ein so zuverlässiges

Personal verfügen zu können. Zu Mittag wurde offiziell mit Gästen und Mitarbeitern gegessen. Im Souterrain waren die Küchen- und Wirtschaftsräume, in denen auch unser Essen zubereitet wurde. Der ganze Rahmen, die Burg, deren Untergeschoß und das erste Obergeschoß dienstlichen Zwecken und der Repräsentation dienten, gab unserem Leben ein offizielles Gepräge, das mir sehr bald unbequem erschien. Ich wollte gern wieder mit meinen Kindern essen, meinen Mann dabei haben und über eine eigene Küche verfügen. Zeit meines Lebens war ich eine passionierte Köchin. Die Küche wurde eingerichtet. Vom Arbeitsamt, auch diese Einrichtung war in Prag neu, erhielt ich eine Köchin zugewiesen. Sie sprach ein wenig Deutsch und war, man merkte es kaum, Polin. Leider hatte ich kein Glück mit ihr. Mein tschechisches Personal meuterte. Es verweigerte die Nahrungsaufnahme. Es wollte nicht essen, was eine Polin gekocht habe. Zum ersten Male erlebe ich tschechischen Fanatismus. Kein Zureden, keine Erklärung, nichts nützte. Eisern beharrten sie auf der Forderung: „Die muß hier raus!" Noch immer sehe ich sie weinend die Burg verlassen. Vom Personal wurde dann eine andere präsentiert, und alles war wieder in Ordnung. Ich habe über diese Begebenheit mit befreundeten Frauen aus dem Prager Raum gesprochen. Sie sagten mir, daß es zu den Eigenschaften des tschechischen Volkscharakters gehöre, sich nur den Menschen zu unterwerfen, die unbedingt stärker seien als sie selbst. Sobald aber der Zwang nachließe, verlöre sich die Anerkennung. Das hat den Tschechen, so sahen wir es, den Ruf eingetragen, unterwürfig und rachsüchtig zu sein, hinterhältig und gewalttätig. Allerdings habe ich während meines vierjährigen Aufenthalts in Prag keine dieser Eigenschaften feststellen müssen. Schlecht benahmen sich eigentlich nur Deutsche. So waren bald Klagen darüber laut geworden, daß deutsche Kaufleute sich in der Tschechei bereicherten, die Einwohner übervorteilten, sich frech benahmen und als Eroberer auftraten. Ich selbst habe einmal einen ganz gemeinen Fall erlebt. Als Frau sieht man meist zuerst auf die Kleidung, auf das Auftreten. Welch einen „Chic", welch „unauffällige" Eleganz boten selbst einfache deutsche Frauen in Prag.

Als wir im April 1945 Prag verlassen mußten, waren meine tschechischen Angestellten es, die den Fluchtwagen packten, die Vorräte sammelten, das für das Leben Notwendigste zusammentrugen und es im Wagen verstauten. Vielleicht hatten wir uns so aneinander gewöhnt, daß es keine Unterschiede mehr gab. Beim Abschied, als ich die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte, sagte Resi, eine tschechische Patriotin: „Nicht weinen, Exzellenz, wir sehen uns wieder!" Jahre danach habe ich erfahren, daß sie von ihren eigenen Landsleuten wegen angeblicher „Kollaboration mit dem Feind" umgebracht worden ist.
Reinhards Prager Position verlangte Umstellungen, gesellschaftliche Neufixierungen und neue Umrisse für sich selbst. Bislang hatte er immer im Hintergrund gelebt, sich (außer im Sport) nirgendwo hervorgetan. Das gesellschaftliche Leben hat ihn niemals befriedigt. Auf dem Parkett suchte er keine Anerkennung. Als Reichsprotektor aber mußte er weiterdenken und sich auch anders verhalten. Er mußte sich in der Öffentlichkeit zeigen, mußte repräsentieren und zu seinem großen Kummer auch öffentliche Reden halten. Noch nie zuvor war von ihm verlangt worden, Reden allgemeiner Natur zu halten und viele Worte zu machen. Vor Fachleuten hatte er natürlich gesprochen, immer vor einem ausgesuchten kleinen Kreis, in dem es nicht um bloße Worte und Begriffe ging, sondern um Arbeitsan- und -einsätze. Die Reden „An mein Volk" sind ihm sehr schwer gefallen. Irgendwie habe ich auch gefunden, er mochte dieses öffentliche Reden nicht. Wahrscheinlich hing das mit seiner militärischen Erziehung zusammen. Jedenfalls sahen seine Maximen so aus: Sich nicht hervortun, keine Gefühle zeigen, mit dem geringsten Wortschatz auskommen. Und so blieb es denn auch nicht aus, daß er mich zur Kritik einlud. Auf diese Weise habe ich die meisten seiner Reden vorher angehört, und er war stets geduldig, wenn ich hinterher zum Beispiel sagte: „Heute hast Du nur 14 mal ‚äh äh' gesagt und Dich 10 mal geräuspert." Damals hat von den führenden Leuten niemand einen Gostwriter gehabt, einen in Sprache und Geist gewandten Schreiber, dem nur gesagt zu werden braucht, was allgemein gesagt werden solle —

und der dann eine geschliffene Rede ausarbeitet und dann von dem Redner als eigenes Produkt vorgetragen wird. Reinhard hat so manchen Abend an einer kleinen Rede gearbeitet, Entwürfe gemacht und wieder verworfen. Seine Reden lernte er auswendig. Ablesen wollte er sie nicht.

Anders war seine Beziehung zu Diskussionen. Da war er in seinem Element, da brillierte er durch Spontaneität, durch rasches Tempo und durch geschliffene Formulierungen. Die wenigsten Teilnehmer konnten sein Tempo mithalten. Am schlechtesten kamen diejenigen weg, die zum Vortrag befohlen wurden und sich eine „wunderbare Rede“ zurechtgelegt hatten. Meist waren nicht einmal 10 Minuten vergangen und Reinhard überfuhr sie, indem er ihnen knapp und präzise sagte, was sie selbst eigentlich hatten sagen wollen. Solche Methoden haben sich natürlich nicht dazu geeignet, in der Öffentlichkeit angewendet zu werden, und so suchte er als Redner nach schmückendem Beiwerk, um seinen Reden die Knappheit zu nehmen.

In Prag wurde er gezwungen, aus der Einseitigkeit seines bisherigen Denkens und Handelns herauszutreten und sich mit ihm bislang fremden Problemen zu beschäftigen. Hier machte er einen bemerkenswerten Entwicklungsprozeß durch. Seine Entschlüsse wurden sorgfältiger und überlegter, und mir schien, als würde er auch unabhängiger. Bislang hatte er sich immer bemüht, den Befehlen seiner Vorgesetzten (Hitler, Himmler oder Göring) augenblicklich gerecht zu werden. Jetzt versuchte er selbst zu entscheiden. Viel beigetragen haben zu diesem Wandel natürlich die äußere Anerkennung und der Umgang mit ganz anderen Menschen, was Reinhard als „Zurückfinden in normale menschliche Verhältnisse“ begriff. Er begann sich mit der Geschichte des Landes intensiv zu befassen und gelangte zu der Überzeugung, daß der böhmisch-mährische Raum stets starke Ausstrahlung besessen habe, wenn eine politische Harmonie mit der westlichen Welt bestand und daß das Leben immer „gestört“ gewesen sei, wenn sich das Land mit dem Osten arrangierte.

Reinhard war überzeugt, in Prag eine „Sendung“ erfüllen zu

müssen. Während ich mit dem Einleben und Zurechtfinden beschäftigt war, versuchte er auf seine Weise seine Ideen vom „vernünftigen Anpacken der Probleme" in die Tat umzusetzen. Viel Zeit stand ihm dafür in Prag allerdings nicht zur Verfügung; denn die Hälfte der Woche mußte er stets im Berlin verbringen.
In Prag erlebte Reinhard seine Hohe Zeit. Er schöpfte aus Quellen, die durch seine negative Arbeit als Chef der Gestapo usw. verschüttet wurden. Zu unseren ersten Besuchern gehörte dort das Ehepaar Speer, dem Reinhard seine Vorstellungen über die zukünftige städtebauliche Entwicklung vortrug. Wieweit Speer allerdings von Hitler animiert worden war, Reinhard aufzusuchen, weiß ich nicht. Reinhard zeigte sich jedoch außerordentlich erfreut, und gemeinsam mit Speer unternahm er eine Besichtigung von Prag, das er gern umgestaltet hätte. Was er wollte, war dies: Prag ein anderes Gesicht geben und aus dem Land, das bislang von Einfuhren hatte leben müssen, ein Exportland machen, das attraktiver Teil des Reiches sein sollte. Durch persönlich gefärbte Kontakte zu Backe, dem Staatssekretär im Landwirtschaftsministerium — und durch meine Beziehungen zur Landwirtschaft animiert, begann Reinhard damit, sein besonderes Interesse der Landwirtschaft zuzuwenden. Im Moment erschien es ihm nicht wichtig, den Acker gewinnträchtig (womöglich mit Zuckerrüben) zu bestellen, sondern die Ernährung zu sichern und die Preise behördlich festzusetzen, um Preisspekulationen auszuschließen. Vom Landwirtschaftsministerium wurden auf sein Betreiben Fachleute entsandt, die passiv bewirtschaftete Betriebe, besonders natürlich Großbetriebe, übernahmen und Intensivwirtschaft einführten. Zuchtvieh kam aus Deutschland. Doch nicht nur in der Viehwirtschaft fanden gravierende Umstellungen statt. Auch die Bearbeitung des Bodens und dessen Nutzung wurden in deutsche Regie genommen.
Bei aller Begeisterung für seine neue Aufgabe hat er sein Amt in Berlin nicht vernachlässigt. Sein Schicksal ereilte ihn ja auch auf einer der routinemäßigen Fahrten nach Berlin. Schon Ende 1941 übertrug ihm Göring einen Auftrag, der sich nachträglich

als die größte Anschuldigung und Belastung herausstellen sollte: Die „Endlösung der Judenfrage". Durch seine Unabkömmlichkeit in Prag wurde eine Zusammenkunft aller maßgeblichen Herren und Dienststellen auf den Januar 1942 verschoben. Als Reinhard mir von diesem Auftrag erzählte, stellte er die Sache verhältnismäßig sachlich dar. Es handelte sich, wie er sagte, um die Organisierung der „Auswanderung aller europäischen Juden nach Zentralrußland". „Du willst", fragte ich ihn, „damit doch wohl nicht sagen, daß alle Juden nach Sibirien deportiert werden sollen?" Seine Antwort: „Ja, das will ich damit sagen. Sibirien ist nicht das Land des Schreckens. Es ist nur durch die Strafgefangenenlager der Russen zu einem Schreckgespenst gemacht worden. Denk' doch mal an den Vater von Pomme." Was sagte der? Ich besann mich. Major Pommes Vater (Pomme war bei Reinhard Chefadjutant für die Polizei) war im Ersten Weltkrieg Kriegsgefangener in Rußland gewesen und nach Sibirien verschickt worden. Er hat immer wieder zu seinem Sohn gesagt: „Einmal noch möchte ich als freier Mann nach Sibirien. Es ist ein wunderbares Land."
In Sibirien, so erzählte Reinhard mir, gäbe es alles: fruchtbares Land, Erze, Mineralien und Kohle. Als ich ihn skeptisch fragte, ob die Juden denn mit den neuen Verhältnissen auch fertig werden würden, sagt er nur: „Aber sicher. Sie sind intelligent, und sie brauchen einen neuen ‚Anfang'. So wie es jetzt ist, geht es nicht mehr weiter. Wir wollen dieses Problem ein für allemal aus der Welt schaffen. Jetzt, im Krieg, bietet sich eine einmalige Gelegenheit!" Und dann skizzierte er seinen detaillierten Plan, der selbst den Wegebau einschloß. Natürlich würde ein großer Prozentsatz, so hob er hervor, diese Umsiedlung nicht überstehen, insbesondere nicht die alten Juden. Mit einem natürlichen Schwund müsse man rechnen. „Die Juden, die wir nach dort bringen", fuhr er fort, „werden sich einleben." Und als ich ihn fragte, wo dieser Staat denn entstehen solle, sagte er: „Im Norden, im Süden, vor oder hinter dem Ural. Hinter dem Ural und in der Mitte." Und dann zeigte er mir das Gebiet auf der Karte. Die „Sache" hatte nur einen Fehler. Das Gebiet mußte erst erobert werden. Warum, so fragte

ich mich danach, sollte eine solche Menschenverschiebung nicht möglich sein. Die Männer Reinhards würden das schon schaffen. So hat für mich die berüchtigte „Wannseekonferenz" begonnen.[16])
Seit langem bedrückte Reinhard das Verhalten einiger Gauleiter und anderer Parteifunktionäre in besetzten Gebieten. Als besonders heiklen Fall sah er „Frank II" in Krakau an, der sich als „Stanislaus der Letzte" einen berüchtigten Namen gemacht hatte. Er war als Generalgouverneur eingesetzt und übte die Funktion eines absoluten Herrschers aus. Die Informationen, die Reinhard über Franks Tätigkeit erhielt, überstiegen jedes vernünftige Maß. Es wurde von großen Transaktionen zu seinen Gunsten gesprochen. Das Wort Bereicherung kehrte immer wieder. Man sprach von Gemälden, Pelzen und anderen Wertgegenständen. Reinhard sagte mir, daß er das Recht des Erstvortragenden benutzen und Hitler über diese Mißwirtschaft aufklären würde, und als er sich am 27. Mai 1942 auf den Weg nach Berlin machte,[17]) äußerte er sich kurz vorher noch: „Jetzt fällt der Frank!" . . . Doch der Frank ist nicht gefallen.
Ich habe, ich weiß nicht mehr wo es war, von jemandem gehört, daß Constantin von Neurath im Sommer stets auf dem Lande gelebt habe. Der Wohnsitz sei ihm vom tschechischen Staat zur Verfügung gestellt worden. Ich bat Reinhard, dieser Sache nachzugehen, und er erzählte mir von einem Sommersitz in der Nähe von Prag, einem Schloß Jungfern Breschan. Vor Ostern fuhren wir nach dort — und sahen ein herrliches Landschloß inmitten eines Parks, umgeben von Land und Wald, ein Traumschloß. Ein wenig Angst beschlich mich, als ich die vielen Räume besichtigte. „Was macht man überhaupt mit 30 Zimmern", fragte ich mich, „mit 7 ha Park-Garten?" — Ostern waren wir da, waren wir Herren des Schlosses, das Hitler mir nach dem Tode Reinhards schenken wollte, was noch im Nürnberger Prozeß eine Rolle spielte. Und das ist so gekommen: nach dem Tode Reinhards muß ich mein Leben neu einrichten. Der Alltag muß zu seinem Recht kommen. Vorerst gilt es, das Kind gesund zur Welt kommen zu lassen. Eine Woche nach der Beisetzung habe ich Geburtstag. Reinhard hat vorsorglich ein Bild für mich deponiert, das mir nun als Geburtstags-

geschenk übergeben wird. Der Reichsführer SS bestimmt sich selbst zum gesetzlichen Vormund und ordnet an, daß bis zur Geburt des Kindes eine Ordonanz in steter Verbindung mit mir bleibt. Riesige Mengen Kondolenzschreiben müssen beantwortet werden. Zu meiner persönlichen Betreuung kommt Frau Lise Rall. Meine Mutter konnte nicht kommen, da sie bei der Todesnachricht meines Mannes ohnmächtig zusammengebrochen war und selbst der Hilfe bedurfte. Behutsam hat Frau Rall, die um ihren Sohn, der am zweiten Tage des Polenfeldzuges als Leutnant von einer Partisanin aus dem Hinterhalt erschossen worden war, trauerte, mich betreut. Die Überlegenheit dieser reifen, älteren Frau, hat mir die Kraft gegeben, alles zu bewältigen. In der Nacht vom 22. zum 23. Juli wird unsere Tochter Marte geboren. Ich halte ein Kind in den Armen, das keinen Vater mehr hat. Was nützen da all' die Schwüre, der beste Wille, dem Kind alles zu geben? Kaum bin ich wieder auf den Beinen, spüre ich auch schon, daß mein Betreuer unruhig wird. Er möchte fort. Seine Aufgabe sieht er als beendet an. Für mich gilt es nun, finanzielle Dinge und Versicherungsfragen zu regeln und die drängende Frage zu beantworten, wo wir bleiben sollen. Zurück nach Berlin-Schlachtensee? Alleine mit 4 Kindern in eine Stadt gehen, in der es bereits jede Nacht Alarm gibt? Nach Fehmarn, in unser Sommerhaus, kann ich nicht; denn da gibt es nicht einmal einen ordentlichen Ofen, was ich den Kindern nicht zumuten darf. Zu meiner Erleichterung meldet sich Heinrich Himmler an. Er hat seine Schwierigkeiten. Er, der Reinhards Amt spontan übernommen hat, muß einsehen, daß ihm das entsprechende Fachwissen fehlt. Reinhard muß einen Nachfolger haben. Himmler fragt mich, ob Reinhard irgendwann einmal geäußert habe, wen er eventuell als seinen Nachfolger ansehen könnte. Da Reinhard mit mir niemals über diese Frage gesprochen hat, muß ich passen. Meine Vermutung, daß Reinhard vielleicht Richard Hildebrandt gewählt hätte, nützt wenig, und so leitet Himmler das Gespräch auf unsere Zukunft über. Ich berichte ihm von meinen Bedenken und Befürchtungen und sage schließlich: „Reichsführer, am liebsten bliebe ich hier. Hier ist mein Mann

mir so nahe. Hier hat er die einzigen glücklichen Stunden seines Lebens verbracht. Lassen Sie uns hier, wenigstens solange der Krieg dauert.“ Wenige Tage nach diesem Gespräch höre ich, daß Hitler die Absicht habe, mir das Schloß Jungfern-Breschan zu schenken. Zu gleicher Zeit erfahre ich auch, wie hoch meine Witwenpension und die Waisenzulage für die Kinder sind. Insgesamt werden wir, die vier Kinder und ich, rund 1500 Mark monatlich zur Verfügung haben. Damit können wir vielleicht leben; aber ein Schloß ist damit nicht zu unterhalten, und so lehne ich vorsorglich ab, mich darauf einzulassen, auch wenn bislang nur von der Absicht Hitlers die Rede ist. Dennoch erhalte ich einige Tage danach einen Schenkungsentwurf. Nicht nur das Schloß, sondern auch alle Ländereien und Inventarien usw., sollen mir übereignet werden. Ich bin mir der Tragweite dieser Schenkungsabsicht bewußt, und ich danke Hermann Göring nun nachträglich dafür, da er uns von Parlow verjagt hat und mich dadurch gezwungen hat, die Landwirtschaft von der Pike auf zu erlernen. Ich sage zu. Danach hat Hitler sich persönlich nicht mehr um den Fortgang der Dinge gekümmert, sondern sie durch seine Staatskanzlei erledigen lassen. Das Resultat der Besprechungen zwischen Lammers und Himmler wird mir vom Leiter des deutschen Bodenamtes vorgelegt. Aus einer einfachen Schenkungsabsicht hat sich eine dicke Akte entwickelt. Es stellt sich heraus, daß Jungfern-Breschan nicht Besitz des deutschen Reiches, sondern tschechischer Staatsbesitz ist. Der ursprüngliche Besitzer lebte in der Schweiz. Die sogenannten „Ödhöfe“, die beim Einmarsch der deutschen Truppen von ihren Besitzern verlassen worden waren, wurden automatisch in den tschechischen Besitz eingegliedert und vom deutschen Bodenamt bzw. von der deutschen Generalgüterdirektion lediglich fachlich betreut. Bevor mir Jungfern-Breschan also übereignet werden konnte, mußte ein Besitzwechsel stattfinden. Da das deutsche Reich nicht als Käufer auftreten konnte — oder dies nicht wollte, sollten die Kinder und ich mit je einem Fünftel als Käufer fungieren. Der Kaufpreis sollte uns aus der Kasse der Reichskanzlei erstattet werden. Weitere Einzelheiten folgen. Es werden Einschränkungen eingeflochten-

ten, wonach die Töchter lediglich die Nutznießung ihres Anteils erhalten. Da mir die Gedankengänge des Reichserbhofgesetzes selbstverständlich erschienen, habe ich dieser Art der Dotation zugestimmt. Um so erstaunter bin ich, als eines Tages ein Beauftragter erscheint und mir eine völlig andere Version zur Unterschrift vorlegt. Nicht nur die Rechte unserer Töchter sind darin eingeengt, sondern auch wird mir zugemutet, was ich nicht akzeptieren zu können meine. Ich darf nicht wieder heiraten. Tue ich es dennoch, muß ich nicht nur auf Lebenszeit auf meinen Anteil verzichten, sondern auch Jungfern-Breschan verlassen. „Ich weiß, Frau Heydrich", beugt der Mann vor, „diese Urkunde können Sie nicht unterschreiben. Ich habe das Papier schon vor einigen Tagen erhalten und mir inzwischen überlegt, wie man Ihre Situation klärt, ohne Sie zu kränken. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Sie verfügen doch" ... und dann spielt er auf meinen Neubauernschein an, über „einen kleinen Einblick in die Landwirtschaft. Werden Sie Angestellte des deutschen Bodenamtes. Sie erhalten von uns Wohnrecht auf Schloß Breschan und freie Station. Ich werde Ihnen Gelegenheit geben, Ihre Kenntnisse in der Landwirtschaft zu erweitern. Es werden Ihnen fachkundige Mitarbeiter zur Belehrung und Hilfe an die Seite gestellt." Da die Ländereien unter dem Pflug an eine Aktiengesellschaft verpachtet sind, bleiben mir 125 ha Wald, der Park und die Gärtnerei zur Bewirtschaftung. Der Vorschlag leuchtet mir ein. Hauptsache ist für mich, wir können hier bleiben. Ich schreibe an Himmler und bitte ihn, die Dotation bis nach dem Kriege aufzuschieben. Ich habe nicht die Absicht, in diesem Falle nachzugeben; aber inzwischen weiß ich, daß Reinhard bei einer Lebensversicherung eingeschrieben war, was er wohl selbst nicht gewußt hat. Sie war von der Reichsführung SS für alle diejenigen abgeschlossen worden, die über keine gesetzliche Versorgung für ihr Alter verfügten. Anfang August habe ich die Policen bekommen. Den weitaus größten Teil von den 200 000 Mark lasse ich auf ein Konto bei der Deutschen Reichsbank überweisen. Ein kleiner Betrag geht auf mein Konto bei einer „böhmischen" Bank. Wieder hatte die Geldfrage

vor der Tür gestanden;[18]) denn alle diese Dinge liefen auf Reinhards Namen. Erst ein amtsgerichtlicher Bescheid mußte die Erbfolge regeln.

Erbfolge-Schwierigkeiten gab es bald auch mit Jungfern-Breschan, nicht für mich, sondern nach 1945 für seinen einstigen Besitzer, den in der Schweiz lebenden Wiener Juden Bloch-Bauer, der das Schloß, das Land und die Vorwerke von den 1904 in Konkurs gegangenen Vorbesitzern Ledburs und Riese von Stallburg erworben hatte. Da er kinderlos war, hatte er nach dem Ersten Weltkrieg seinen Neffen Karl Bloch-Bauer als Erben eingesetzt, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg erfolglos darum bemühte, dieses Erbe antreten zu können. Die Tschechen wiesen ihn und seine Ansprüche ab. Danach bemühte er sich, von der Bundesrepublik Deutschland eine Entschädigung für den verlorengegangenen Besitz zu bekommen. Mitten in seinem Kampf starb er. Nach seinem Tode trat sein in Kanada unter dem Namen Bentley lebender Bruder Robert das Erbe und die Klägerposition an. Ich, die einstige Beinahe-Besitzerin, habe sowohl ihm als auch seinem Bruder Karl Bloch-Bauer geholfen. Robert bekam schließlich eine Abfindungssumme als Wiedergutmachung, und er und ich sind seit Jahren nun Freunde — und reden, wenn wir uns einmal treffen, über das Schloß „Jungfern-Burg", wie die Nonnen es tauften, die dort einst ihre Novizen unterbrachten.

Himmler jedenfalls war, um über die nach 1945 viel kolportierte „Schloß-Schenkung" weiter zu berichtigen, mit der Verschiebung der Dotation einverstanden. Doch just in dem Moment tauchte ein anderes Problem auf: Breschan war seit langer Zeit immer nur Sommerresidenz gewesen. Die Besitzer hatten stets eine Stadtwohnung besessen, die sie ab Herbst bewohnten. Es waren im Schloß zwar Öfen vorhanden; aber es bedurfte jeweils einer ganzen Mannschaft von Heizern, die diese kunstvollen Gebilde aus Mosaik und Kacheln bedienten. So soll denn eine Zentralheizung installiert werden. Wir rechnen natürlich damit, daß sie für uns eingebaut werde, für die Deutschen, denen alles dies hier auch weiterhin gehören wird. Der Sommer geht vorbei. Die Heizung ist noch

nicht eingebaut. Ich werde gebeten, mit meinen Kindern das Schloß zu verlassen, da es „Schmutz und Unruhe“ geben werde. Bevor ich mich jedoch mit dieser Frage auseinandersetze, widerfährt mir ein unheimliches Erlebnis. Der Mann meiner mütterlichen Freundin, Frau Rall, besucht uns auf Jungfern Breschan, wie ich im Zusammenhang mit der „Endlösung der Judenfrage“ bereits erwähnte. Nachdem die familiären Probleme „geklärt“ sind, bittet Rall mich zu einer Unterredung. Erregt erzählt er mir: „Im Rahmen meines Kriegseinsatzes habe ich seit Wochen Erlebnisse gehabt, die mich sehr beunruhigen. Meine Einheit ist hinter der Front auf ‚Erschießungstrupps‘ gestoßen, die eine Massenvernichtung von Lagerinsassen, speziell Juden, betreiben.“ Und dann berichtet er mir, wie das geschieht. Ihm fällt es schwer, seine Sätze zuende zu bringen. Nervös sagt er am Schluß nur noch: „Man nennt das ‚Aktion Reinhard‘.“ Ich bitte den erregten Mann meiner Freundin, sich zuverlässig zu erkundigen, was wirklich dahinter stecke. Eines Tages schreibt er mir dann, einen Brief an seine Frau beilegend, daß aus der von Reinhard geplanten „Aussiedelung der Juden“ nichts geworden sei.[19]) Der „gemeinsame Feind“ müsse jetzt „überall dort, wo man seiner habhaft werden“ könnte, vernichtet werden. Das sei nun die Parole.
Man müßte meinen, daß es doch nahe gelegen hätte, Reinhard Heydrich, den hervorragenden Violinspieler und glänzenden Klaviervirtuosen, der in seiner Kindheit mit viel Erfolg die Klasse für Komposition besucht hatte, wenigstens ab und zu in Bayreuth zu sehen. Es war nicht der Fall. Bayreuth war Hitler mit seinem Gefolge und Göring mit seinem Troß vorbehalten. Reinhard hat sich innerlich weder da noch dort einordnen lassen wollen. Die meisten Größen der Partei waren ihm innerlich zuwider, nicht wenige erschienen ihm zu plebejisch, zu wenig von dem, was sie zu sein vorgaben. Wer von ihnen trieb denn beispielsweise Sport wie er? Niemand. Alle aber redeten eifrig, laut und salbungsvoll nach, was der Führer prinzipiell forderte: . . . hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie die Windhunde zu sein. Wer, außer Reinhard, ist wohl so gewesen? Himmler, Göring, Ley, Sauckel, Rosenberg . . .?

Niemand! Reinhard paßten viele schon wegen ihres Erscheinungsbildes nicht. Und nicht wenige schätzte er wegen ihrer bescheidenen geistigen Mittel sehr gering. So manchem von ihnen war nicht wohl in seiner Haut, wenn er Reinhard sah oder gegenüberstand. Nicht wenige fürchteten ihn, Himmler nicht ausgenommen.
Obwohl Bruno Heydrich in Bayreuth gewesen war, als Wagner-Sänger einen Namen gehabt und über persönliche Beziehungen zur Familie Wagner verfügt hatte, interessiert Reinhard das Musikleben in Prag, das immer ein Zentrum auch deutscher Musik gewesen war, sehr viel mehr. Dort war das „Rudolfinum" entstanden, in dem später das tschechische Parlament seinen Sitz fand. Allen Prager Deutschen, allen Sudetendeutschen und auch allen Reichsdeutschen, die im Raume lebten, lag daran, das „Rudolfinum" wieder als musikalisches Zentrum erstehen zu lassen. Es wurde renoviert, ein Raum für Symphonieorchester und einer für das Kammerorchester eingerichtet. Im Mai 1942 gab es in Prag die Musikwochen. Der Leipziger Thomaner-Chor sang in Hitler-Jugend-Uniform Sebastian Bachs Motetten. „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf ...", intonierten sie, und ganz Prag, wenigstens aber die Deutschen, waren voller Glücksgefühle. Der Krieg war für sie weit weg. 1 000 km waren es bis Charkow, 3 000 bis nach Tobruk. Reinhard hatte ein Geleitwort für das Prager Musikwoche-Programm geschrieben und seinen seit längerer Zeit gehegten Wunsch, seines alten, verstorbenen Vaters, zu gedenken, in die Tat umgesetzt. In Halle, seiner Geburtsstadt, hatte er einige alte Musiker gefunden, die früher Lehrer am Konservatorium seines Vaters gewesen waren. Sie holte er nach Prag und bat sie, ein Konzert zu Ehren seines Vaters zu geben.
Am Donnerstag, den 26. Mai 1942, einen Tag vor dem Attentat, erhoben die Menschen sich von ihren Plätzen. Bruno Heydrich, der längst einen Platz in der Musikgeschichte gefunden hatte, wurde in Prag geehrt. Ein Quartett intonierte einige seiner Werke. Reinhards letzte Tat war die Ehrung seines verstorbenen Vaters, der aus ihm, dem nunmehrigen Stellvertretenden Reichsprotektor von Böhmen und Mähren einst einen großen Musiker hatte machen wol-

len. Nach Reinhards Tod hat Winniefried Wagner mich einmal in Breschan besucht. Sie kam und bereitete mir eine große Freude. „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“, das Werk ihres Vaters, hatte ich als junges Mädchen in Kiel in nächtelanger Lektüre verschlungen. So war der Besuch für mich in mehrfacher Hinsicht ein großer Gewinn. Wir unterhielten uns über unsere Familien. Ich erzählte von Reinhards Vater und dabei natürlich auch, daß er von Cosima Wagner, ihrer Schwiegermutter, viel gelernt habe. Mehr als 20 Jahre später sahen wir uns wieder. Winniefried war mein Gast, als ich 1965 mein ausgebautes und erweitertes Haus mit einer finnischen Gemäldeausstellung eröffnete.
Nach dem Konzert im Waldsteinpalast in Prag bereitet Reinhard sich auf seinen Flug nach Berlin vor. Hitler will ihn sprechen. Wie ich später erfahren habe, soll der Führer die Absicht gehabt haben, Reinhard in Frankreich und Belgien mit ähnlichen Aufgaben wie in Böhmen und Mähren zu betrauen. Da Reinhard stets alle die ihm übertragenen Aufgaben übernahm, ohne alte Ämter abzugeben, hätte ihm und mir etwas bevorgestanden. Doch es kam nicht dazu. Am nächsten Morgen ereilte ihn, rund 20 km von unserem Wohnsitz entfernt, sein Schicksal, noch bevor er das Flugzeug erreichte, das er selbst steuern wollte.
Drei Tschechen warten seit Stunden auf Reinhard. Sie stehen auf einer Straße im Prager Vorort Holeschowitz, die mein Mann stets mit seinem Wagen benutzt, wenn er nach Prag fährt. Sie hat die Form einer Haarnadelkurve und ist unübersichtlich. Daher hat der Attentäter Josef Vaclik sich oberhalb der Kurve als „Signalmann“ postiert. Mit einer Trillerpfeife und einem Taschenspiegel unter der Jacke, wartete er auf den offenen, schwarzen Mercedes. Unmittelbar in der Kurve steht Josef Gabcik. Unter einem lose übergeworfenen Regenmantel hält er eine Maschinenpistole; ein Stück weiter entfernt, lauert Jan Kubis mit einer Handgranate in der Tasche. Um 10 Uhr 30 Minuten blitzt der Spiegel des Vaclik: „Heydrich kommt!“ Gefahren wird sein dreieinhalb-Liter-Mercedes vom SS-Oberscharführer Klein. Als der Wagen um die Kurve biegt, wo er sein Tempo erheblich drosseln muß, läßt Gabcik sei-

nen Mantel fallen und reißt die Maschinenpistole hoch; aber sie geht nicht los. Er hat in der Aufregung vergessen, sie zu entsichern. Reinhard, der die Situation augenblicklich erkennt, springt auf, reißt seine Pistole heraus und schießt auf Gabcik. Der Fahrer hält, was sich als grober Fehler erweisen soll; denn jetzt bieten sie, der große Mercedes und die beiden Insassen, ein großes und stehendes Ziel. Doch Reinhard, der Mann, der stets blitzschnell reagiert, versucht aus dem Wagen zu springen und den Attentäter zu verfolgen. Ehe dies allerdings gelingt, hat Kubis seine „Bombe", eine Mills-Spezialgranate, in Richtung Auto geworfen, wo sie neben dem rechten Hinterrad explodiert. Reinhard wird buchstäblich zerfetzt; aber noch lebt er, und noch kämpft er. Er richtet seine Pistole auf den Attentäter und schießt das ganze Magazin leer. Dann bricht er zu Tode verwundet über der Kühlerhaube des zerstörten Autos blutüberströmt zusammen. Die Attentäter entkommen auf ihren bereitgestellten Fahrrädern. Die gerade um die Ecke biegende Straßenbahn hat ihnen die Flucht erleichtert. Klein, der Kubis einzuholen und zu stellen versucht hatte, wurde an einem Oberschenkel durch eine Kugel des Flüchtenden getroffen. Die Attentäter sind entkommen. Eine Tschechin versucht Reinhard zu helfen. „Mein Gott", kreischt sie in tschechischer Sprache, „das ist doch unser Obergruppenführer. Jesus Maria!" Ein tschechischer Polizist eilt sofort herbei und hilft ihr. Der Wagen eines Bäckers, der gerade vorbeikommt, wird angehalten und der zu Tode verletzte Reinhard in das Auto gehoben. In Eile geht es ins Lubowka-Krankenhaus, wo sich die Chirurgen Hohlbaum und Diek fieberhaft bemühen, Reinhards Leben zu erhalten.[20]) Eine Rippe ist zertrümmert, das Zwerchfell perforiert. In der Milz stecken ein Splitter und Lederpartikel aus dem Autositz. Die Milz muß entfernt werden. Die Ärzte befürchten eine Sepsis.

Erst als gewiß schien, daß die unmittelbare Todesgefahr gebannt war, bin ich benachrichtigt worden.

Bald fanden sich erwünschte und unerwünschte Besucher ein, die jedoch meist auf den Flur zurückgeschickt wurden. Himmler hatte sofort seinen SS-Arzt Gebhardt entsandt. Reinhard war zu krank,

um gegen irgendetwas Einwände erheben zu können. Ich weiß, daß es zum Beispiel vieles gab, was er Gebhardt gern vorgeworfen hätte; aber in den wenigen Tagen, die ihm jetzt noch vergönnt waren, hat er sich mit Gebhardt ausgesöhnt.

Nach der Bekanntgabe des Attentats wird eine Großfahndung nach den Tätern angesetzt. Die Dienststellen in Böhmen und im Reich, Reinhards Leute also, haben das Heft in der Hand. Als Erstes wird veröffentlicht: Die Munition ist englischen Ursprungs. Daraus wird geschlossen, daß es sich wahrscheinlich nicht um eine einheimische Terroristengruppe handele; denn sie hätte genügend Munition aus eigenen Waffenschmieden zur Hand gehabt. Die Sache muß also von außen kommen. Der Verdacht fällt auf die Tschechen, die nach England emigriert, dort ausgebildet und dann gezielt als Nachrichtenspezialisten mit modernsten funktechnischen Mitteln ausgerüstet, heimlich nach Böhmen eingeflogen worden sind. Aber die intensive Fahndung, die nahezu kein Haus ausläßt, ist ein schier nicht zu bewältigendes Problem. Wie sollen unsere Leute Attentäter finden, die niemand von uns kennt. Zwar gehen ein paar Gangster ins Netz; aber mit dem Attentat haben sie nichts zu tun gehabt. Später, viel später, wird erzählt, daß von einigen Schlüsselfiguren, die glaubten, ganz besonders gut informiert zu sein, vermutet worden sei, daß Himmler selbst die Attentäter gedungen habe, um sich „des kalten Intellektuellen Heydrich" zu entledigen. Die Wahrheit sah jedoch anders aus. Karl Hermann Frank und die Gestapo, Reinhards Männer, haben sofort den richtigen Riecher: Benesch steckt dahinter, die tschechische Exilregierung in London, die diese Aktion als eine Art spontane Reaktion des unterdrückten tschechoslowakischen Volkes auf Heydrichs Politik erscheinen lassen möchten, was die kriegsgeschichtliche Abteilung des britischen Verteidigungsministeriums später (allerdings ein bißchen verschlüsselt) tatsächlich auch zugab. Hacha dagegen, der Staatspräsident unserer Gnaden, läßt öffentlich erklären, daß dem Herrn Benesch in London ganz offensichtlich die Ruhe und Ordnung in seinem Heimatlande nicht gefalle, und so jagen Gerüchte schließlich einander.

Während des Krieges bestand eine sehr strenge Meldepflicht. Sowohl im Altreich als auch in den besetzten Gebieten mußte sich jede Person, die ihren Aufenthaltsort wechselte, innerhalb von 12 Stunden bei der örtlichen Polizei melden. Auf diese Weise war es der Polizei natürlich möglich, in kurzer Zeit eine „Personenüberprüfung" der jeweiligen Orte vorzunehmen. Nachdem die Fahndungen keine Ergebnisse zeitigten und Unruhe sich innerhalb der Fahnder-Gruppen bemerkbar machte, die mit der Ergreifung der Täter betraut worden waren, wurde eine systematische Durchforstung sämtlicher Meldeämter angeordnet. Daß besonders die Gegenden auf dem Plan standen, in denen früher schon Geräte und Kleidungen englischer Herkunft gefunden worden sind, lag auf der Hand. Dabei stieß man bald auf ein Bergarbeiterdorf, das nur 110 Einwohner zählte. 100 von ihnen waren nur gemeldet. Es war Lidice.[21]) Endlich hatten wir einen Anhaltspunkt. Festgestellt wurde augenblicklich, daß sie hier Agenten aufgehalten hatten. Erregung und Unruhe waren gewachsen. Gewalt ist das letzte Wort. Das Dorf Lidice wird vernichtet. Die Männer werden erschossen, die Frauen ins Gefängnis verbracht, die Kinder in Heime ins Reich transportiert.

Von alledem hat Reinhard nichts mehr erfahren, und wenn dennoch Lidice immer in einem Atemzug mit seinem Namen genannt wird, kann ich dies nur als Folge einer geschickten Propaganda bezeichnen. Die Ergreifung der Täter war einem Zufall zu verdanken. Es waren die Männer Josef Gabcik und Jan Kubis. Sie hatten sich nach dem Attentat in der Kirche versteckt, wurden aber verraten. Die Kirche wurde umstellt, die Insassen aufgefordert, sich zu ergeben. Sie haben sich bis zuletzt gewehrt, und als keine Verteidigung mehr möglich war, ihrem Leben selbst ein Ende gemacht.[22])
Reinhards Worte auf dem Todeslager an mich, „Geh' zurück nach Fehmarn", haben mich nicht mehr losgelassen. Hat er seinen nahen Tod geahnt? Sein ganzes Verhalten in dieser Zeit gab mir Fragen und Rätsel auf. Ich wußte plötzlich nicht mehr, wer der Mann war, mit dem ich fast 11 Jahre verheiratet gewesen bin. Ob die Gelassenheit, mit der er nun sein Schicksal trug, ein Produkt der

Beruhigungs- und Betäubungsdrogen war oder aber aus seiner Haltung resultierte, konnte ich nicht feststellen. Ich neige heute dazu, zu glauben, daß er dieses Ende bejahte. Er hatte keine Angst, aber auch nicht den Willen, weiterleben zu wollen, was mir bei diesem Bündel von Energie und Willensstärke unverständlich schien. Mir schien, er habe sich lange schon mit der Vorstellung, früh zu sterben, angefreundet. Offenbar „wußte" er, daß er, der über Leben und Tod anderer Menschen entscheiden mußte, selbst bald einen solchen „Scheck" vorgelegt bekommen würde. Immer wieder hat er nur gesagt, wenn ich ihn bat, doch seinen „Beruf" aufzugeben: „Das verstehst Du nicht. Ich muß es tun. Nur ich kann es; die anderen können es nicht." Sicherlich klingt es phrasenhaft; aber ich glaube, er wollte sich selbst opfern. Seine überflüssigen und zum Teil sogar befehlswidrigen Flugeinsätze erscheinen mir heute als der Beginn.

Daß Reinhard uns, die Familie, sehr geliebt hat, bekundete er noch einmal in seinem Abschiedsbrief, der mir nach seinem Tod ausgehändigt wurde. Seine letzten Worte am Morgen des 4. Juni 1942, nachdem er aus einer langen Bewußtlosigkeit noch einmal erwacht war: „Ach, Du bist hier, wie schön. Komm doch am Nachmittag wieder. Nicht wahr, Du kommst doch wieder!" Als Himmler ihn am 2. Juni besuchte, soll er ihn mit großer Gelassenheit, ja sogar mit ein wenig Heiterkeit, empfangen haben. Was die beiden Männer miteinander gesprochen haben, weiß niemand. Von Himmler weiß ich nur, daß Reinhard ihm aus der von seinem Vater verfaßten Oper „das Leierkind" diesen Vers deklamiert hat: „Ja, die Welt ist nur ein Leierkasten, den unser Herrgott selber dreht, und jeder muß nach dem Liede tanzen, das grad' auf der Walze steht."

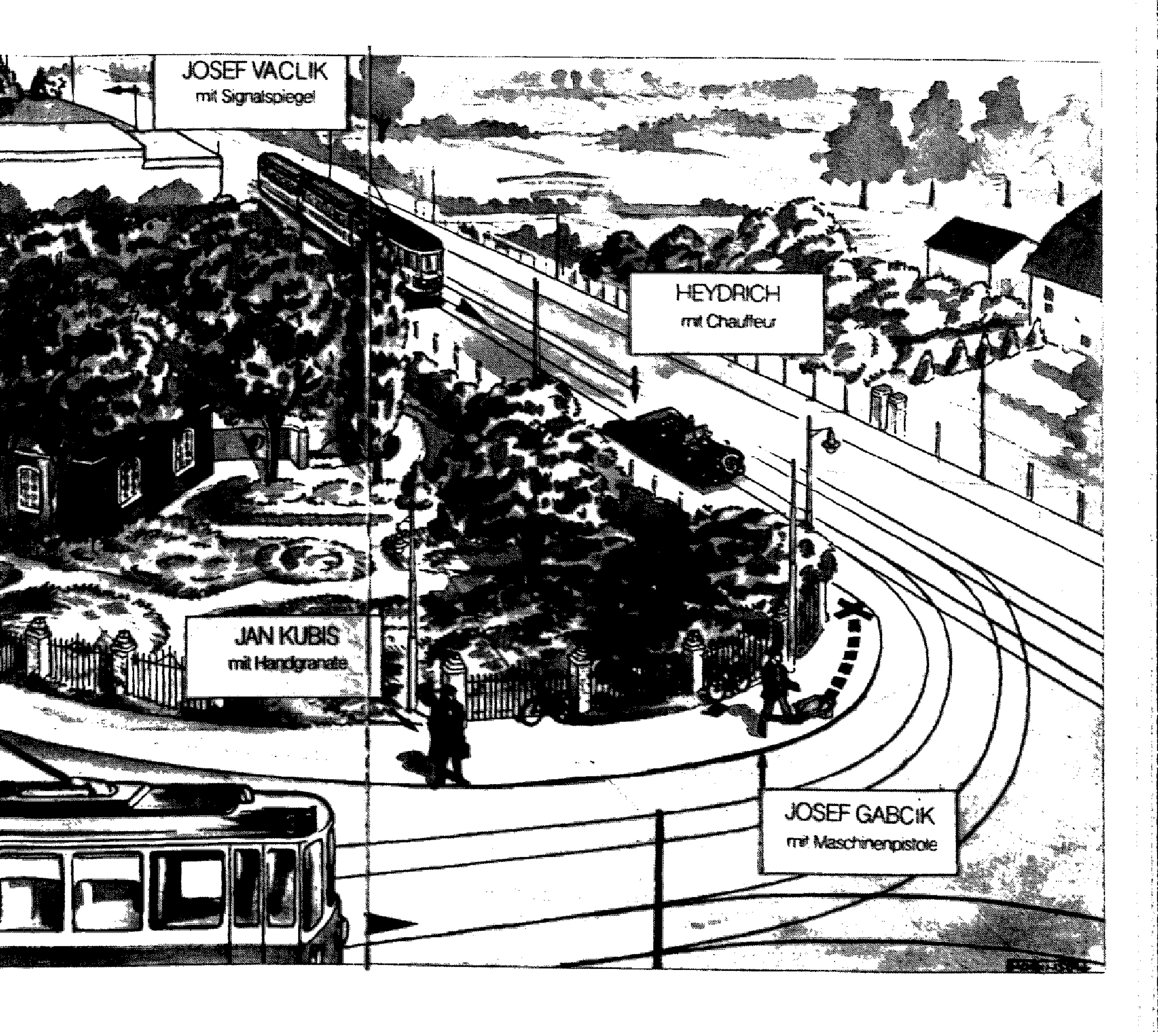
... nach dem Liede tanzen, das grad' auf der Walze steht ... Ich hab's auch tun müssen. Nur meine Walze drehte sich immer wieder, während Reinhards „Lied" sich ständig wiederholt hatte. Nach dem Abschied von meinem Mann im Krankenhaus bin ich nach Breschan zurückgefahren und in den Garten des Schlosses gegangen. Die Familie war zum Begräbnis angereist, die Schwiegermutter, die Schwäger und Schwägerinnen, mein alter Vater und mein

Bruder, der als Soldat an der Front in Rußland eine Sondererlaubnis von seinem Regimentskommandeur benötigte, der erst auf diese Weise erfuhr, daß der Funker Hans von Osten Reinhard Heydrichs Schwager war.

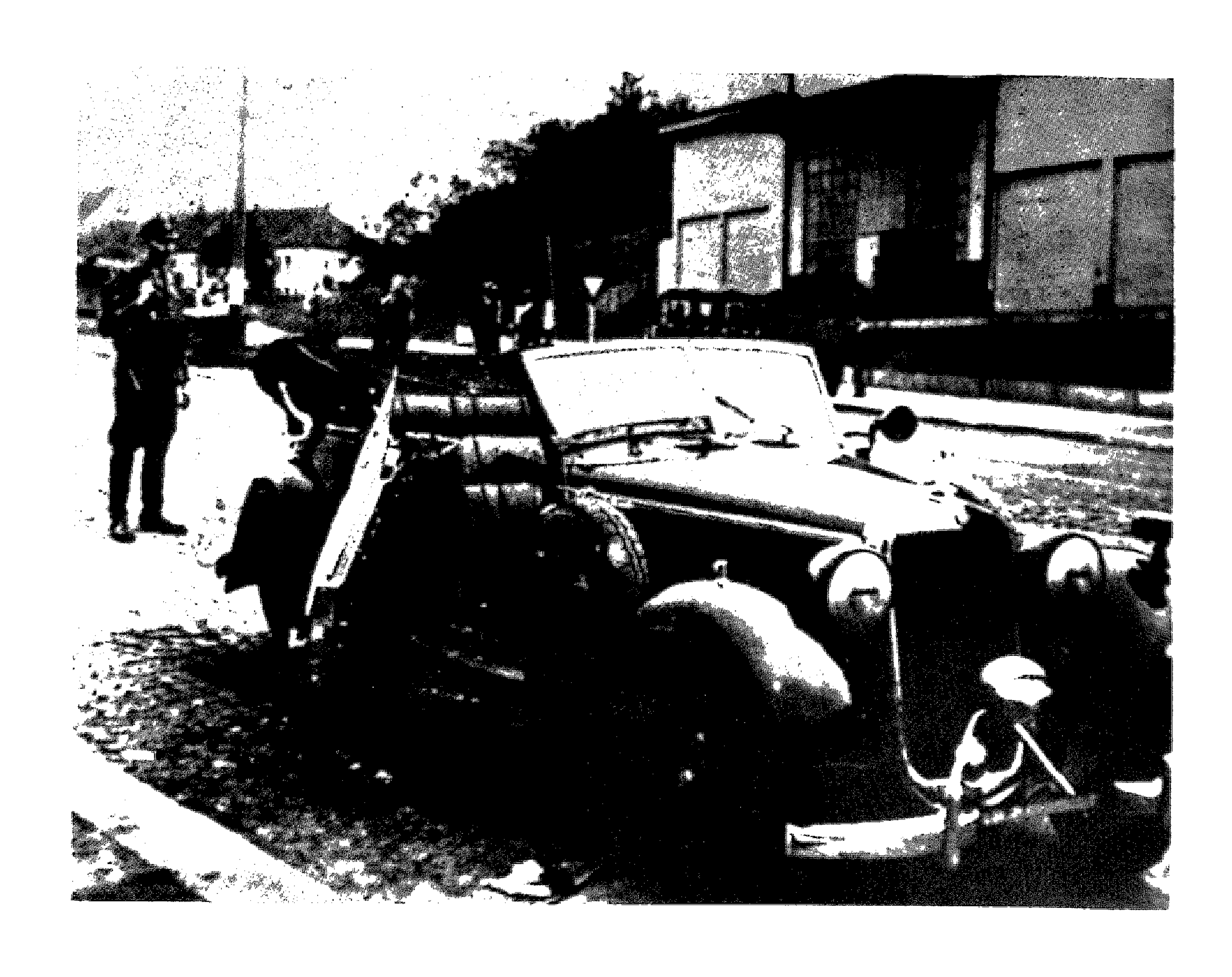
Den Staatsakt in Berlin haben mir, wie ich bereits am Beginn des Buches sagte, später nicht nur meine Verwandten geschildert. Ich war nicht dabei. Ein Staatsbegräbnis ohne Beispiel war das Ende für meinen Mann, dessen Leichnam ein Extrazug von Prag nach Berlin brachte. Daß die Züge, die ihm auf den anderen Gleisen entgegenkamen, halten und auf diese Art dem Toten die letzte Ehre erweisen mußten, war für mich und die Meinen kein Trost.

Nachdem Reinhards Schwester mich nach der Beisetzung Reinhards offen gefragt hatte, wie das Leben ihrer alten Mutter denn nun gesichert werden solle, da Reinhards Zuwendungen nach Lage der Dinge nicht mehr kommen könnten, wußte ich, daß ich von jetzt ab nicht nur für mich und meine Kinder würde aufkommen müssen. Doch mehr noch bedrückte mich die Tatsache, daß ausgerechnet Tschechen Reinhard auf eine solche Weise aus dem Wege geräumt hatten. Ich begriff das nicht.

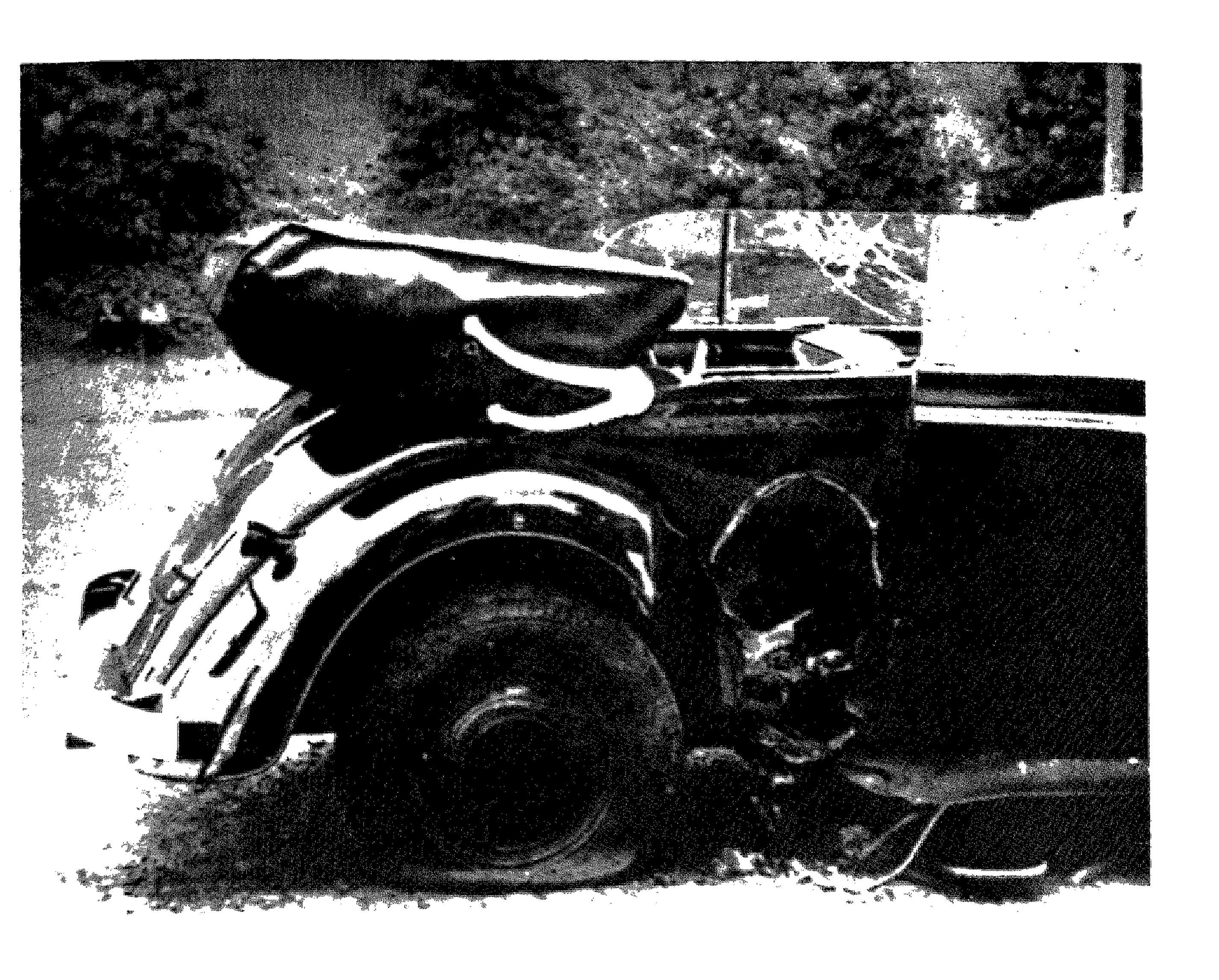
Für uns kam das Attentat auf Reinhard total überraschend. Den Dienststellen in Prag — und nicht nur ihnen — war bekannt, daß über Wäldern und in einsam gelegenen Gebieten aus englischen Flugzeugen besonders ausgebildete Emigranten aus dem ehemaligen tschechischen Heer abgesetzt wurden. Daß von uns nach ihnen gefahndet wurde, war ebenso bekannt. Die Ermordung meines Mannes aber hielt man für gänzlich ausgeschlossen. Wem konnte seine gewaltsame Beseitigung nützen? Die Gefahren, die der Bevölkerung des besetzten Gebietes damit drohen mußten, lagen auf der Hand — glaubten wir. Die Ermordung des Repräsentanten des deutschen Reiches mußte als glatter Selbstmord des Landes angesehen werden. Daher hatten wir auch nur eine deutsche Wache in Breschan, eine Art Paradewache. Wirklich bewacht hat uns die tschechische Gendarmerie, die die Umgebung des Schlosses kontrollierte. Reinhard verzichtete sowohl auf ein Begleitkommando als auch auf Schutzkommando im eigenen Wagen. Er glaubte an



Der Ort des Attentats: Eine Haarnadelkurve in einem Prager Vorort.



Heydrichs Auto nach dem Attentat.



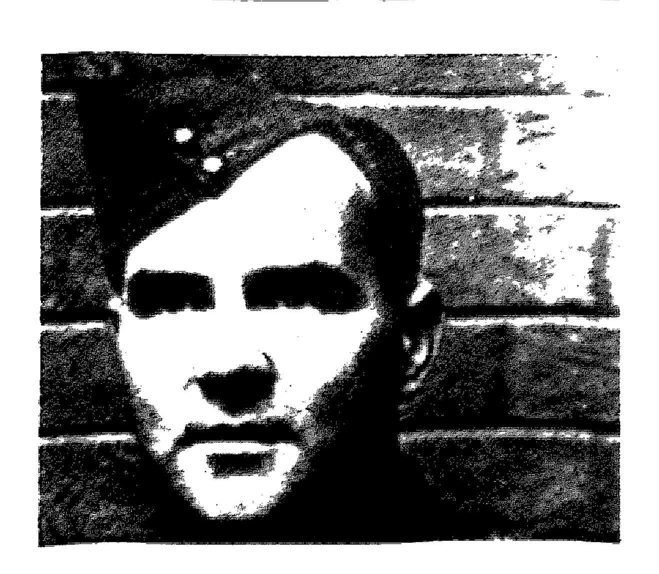
Die Wirkung der „Bombe“ des Jan Kubis.











Die sieben Attentäter
(von oben nach unten)

Adolf Opalka
Jan Kubis
Josef Gabcik
Josef Valcik
Jan Hruby
Josef Bublik
Jaroslav Svarc







Jan Kubis



Josef Gabcik

Zwei der von der SS getöteten Heydrich-Attentäter. „Gott sei Dank, das Aas ist tot", soll, wie nach 1945 behauptet wurde, auch ein führender NS-Funktionär, der jahrelang mit Heydrich zusammengearbeitet hatte, bei der Heydrich-Beerdigung gesagt haben.



Verhandlung vor dem Militär-Tribunal in Prag im September 1942.



In einer Prager Vorort-Kirche suchten die Attentäter Zuflucht.



Fluchtversuch der Eingeschlossenen.

sein Glück und daran, daß niemand versuchen werde, ihn zu töten. Die Erwägungen der Führung des Reiches gingen weiter. Sie war überzeugt, daß die Westmächte kein Interesse daran haben könnten, einem Anschluß der Tschechei „an den Osten" in die Hände zu arbeiten. Die Anwesenheit eines starken Exponenten des Reiches in Böhmen und Mähren, und das war Reinhard zweifellos, wurde von ihr als Garantie dafür angesehen, daß der Westen begriffe: dieses Land wird niemals dem Osten ausgeliefert. Man mußte sich auf der westlichen Feindeslinie doch sagen: Siegen die Deutschen, erhalten sie das Land. Verlieren sie den Krieg, können die Westmächte es wie eine reife Frucht pflücken. Reinhard, der fest überzeugt war, daß die tschechische Bevölkerung ihm dankbar sei, nicht nur weil er sie von den Belastungen des Krieges verschone, wurde gegen jede politische Vernunft ermordet. So sahen wir es jedenfalls.[23])

Unmittelbar nach dem Tode Reinhards soll, wie mir erzählt wurde, Churchill gesagt haben: „Das bedeutet für uns den Sieg!" Ich nehme nicht an, daß Churchill dies tatsächlich gesagt hat; es sei denn: er ist falsch informiert worden. Die Voraussetzungen waren danach. In England gab es die tschechische Exilregierung, zu der Eduard Benesch[24]) und Jan Masaryk gehörten, die als Emigranten „losgelöst" von ihrem Vaterland ihre „Expertisen" nur nach „Hören-Sagen"-Versionen formulieren konnten. Und sie informierten die Alliierten, die glaubten, daß diese Leute infolge ihrer Persönlichkeit und ihres Renommees in Böhmen und Mähren die einzig richtige Deutung der Verhältnisse fixieren könnten. Wie wenig die Herren der Exilregierung in London allerdings vom Lauf der Dinge im Protektorat wirklich wußten, habe ich 1945 erfahren, wenige Tage bevor ich Jungfern-Breschan verließ. Eduard Benesch, der namhafte Nationalökonom, langjährige erfolgreiche tschechische Politiker und prononcierte Gegner Deutschlands, hatte einen Dutzfreund im Protektorat, den ich einigermaßen gut kennenlernte. Es war der sehr vermögende Baron Hans von Ringhoffer, dem große Ländereien, die Polowitzer Bierbrauerei, eine Eisenbahnwaggonfabrik und ein Teil der Tatrawerke gehörten. Ring-

hoffer war im ganzen Lande dafür bekannt, daß er es stets weder „mit dem einen noch mit dem anderen" verderben wollte. Ich habe ihn kennengelernt, und ich habe auch seine Art irgendwie begriffen, die Weltgeschichte zu betrachten. Es war eine Weltauffassung, von der man sagen konnte, daß „zwei mal zwei nicht immer vier sein muß". Mein Freund Robert Bauer Bloch-Bently aus Kanada, der nach 1945 mit meiner Unterstützung versucht hatte, Jungfern-Breschan wieder zurückzubekommen, schickte mir eines Tages alte Fotos, auf denen der Baron Ringhoffer in Breschan mit ihm zusammen auf Jagd zu sehen war. Ich sandte ihm Fotos, auf denen der Herr Baron mit mir in Breschan zusammen auf Jagd war. Er, der Herr Baron, hat wohl immer Wasser auf beiden Schultern getragen. Wenn man nicht Politiker ist, sondern eine Tasche voller Werke und Industrien im Gepäck hat, muß man diese Art, sich zu behaupten, vielleicht erst verstehen lernen. Ich konnte mich damit irgendwie „anfreunden". Reinhard hätte das niemals vermocht. Wenige Tage bevor ich Breschan verließ, bat der Baron mich zu sich. Er, dessen 60. Geburtstag wir einige Zeit zuvor gemeinsam gefeiert hatten, versuchte, mir die politische Lage zu erklären. Dabei erzählte er, wie gut seine Beziehungen zu der Londoner Exilregierung seien und empfahl mir, sämtliche Wertsachen, mich und meine Kinder in seine Obhut zu begeben. „Ihnen wird nichts geschehen", beteuerte er überzeugend, „das kann ich Ihnen versichern. Ich gebe Ihnen mein Wort. Kommen Sie zu mir. Bleiben Sie hier!" Ringhoffer war kein Frauenheld. Er bevorzugte Knaben, insbesondere seinen Sekretär. Wenn er mir also ein solches Angebot unterbreitete, konnte ich es von daher als ein echtes, sauberes Anerbieten verstehen. Doch ich erkannte, daß er sich durch seine Londoner Verbindungen ein getrübtes Bild von der politischen Wirklichkeit hatte suggerieren lassen, und so habe ich mich auf meine langjährige Erfahrung gestützt und sein Angebot abgelehnt. Dennoch besorgte er mir einen Lastwagenanhänger, den wir augenblicklich zu einem transportablen Wohnwagen umbauten. Mit diesem Vehikel habe ich in einer halbjährigen Flucht schließlich wieder meine Heimat Fehmarn erreicht. Der Baron Hans von Ringhoffer aber, der

über „so gute Beziehungen" zu „den Londonern" verfügte, ging nach 1945 in einem tschechischen Konzentrationslager elendiglich zugrunde. Erfahren habe ich es von Prof. Dr. Hohlbaum von der „Charité" der Prager Universität. Wie viele andere Deutsche während des Umsturzes an ihren Arbeitsplätzen kurzerhand verhaftet wurden, so war auch er von seinem Arbeitsplatz, dem Operationssaal der Klinik, abgeholt und hinter Gitter gesteckt worden. Ringhoffer „saß" im Gefängnis neben ihm. Hohlbaum wurde von einer Handgranate eines Wachtpostens an einem Bein so schwer verletzt, daß es amputiert werden mußte. Erst dadurch erfuhren die Sieger, wer er war. Sie transportierten ihn nach Leipzig, wo er im Dezember 1945 starb.

Zu Beginn des Herbstes 1942 fahre ich mit meinen Kindern nach Stolpshof. In der Stille des Jagdhauses, unter der mütterlichen Obhut Miekens, der Frau unseres Hegers, lebt es sich leichter. Von hier aus reguliere ich unsere Verhältnisse. Ich beschließe, das Haus in Schlachtensee zu verkaufen, um die lästigen Schulden loszuwerden. Und was wird aus Stolpshof? Ich biete es schließlich dem Nachfolger Reinhards, Dr. Ernst Kaltenbrunner, an. Er übernimmt es, so wie es steht. Von unserem Eigentum nehme ich nichts. Nur bitte ich mir freie Büchse für die Jagd aus. Als wir Anfang Dezember die Nachricht erhalten, daß die Heizung in Breschan eingebaut sei und unserer Wiederkehr nichts mehr im Wege stünde, packte ich unsere Habe und siedelte endgültig nach Böhmen über. Am 7. Dezember 1942 zogen wir „für immer", so hoffte ich, wieder in Schloß Breschan ein. Als wir dort eintrafen, tummelten sich im Schloß und davor zahlreiche Männer in Sträflingskleidung. Was war passiert? Um die Arbeiten ausführen zu können, hatte man ein Kommando Juden aus Theresienstadt nach Breschan geholt. Sie waren im Pferdestall untergebracht, der weiß gekachelt, sehr geräumig und auch mit fließendem Wasser versehen war. Die Arbeiten waren noch lange nicht abgeschlossen. Lediglich im Schloß fand ich alles wunschgemäß installiert. Anfangs habe ich mir keine besonderen Gedanken gemacht. Erst als das Jahr verging und die Leute immer noch da waren, befaßte ich mich mit ihrem „Dasein".

Eines Morgens sah ich, wie einer dieser Arbeiter mit einer Peitsche geprügelt wurde. Ich habe es vom Fenster aus beobachtet — und laufe sofort hinaus. Der Posten, der mit geschultertem Gewehr ein wenig abseits herumsteht, wundert sich offenbar, daß ich ihn erregt frage, wieso er das zulasse. Er antwortet mir in größter Ruhe: „Das geht mich gar nichts an. Ich soll nur aufpassen, daß die nicht weglaufen. Was sie untereinander tun, kümmert mich nicht.“ Ich trage ihm auf, seinem Vorgesetzten unmittelbar auszurichten, daß ich ihn sprechen möchte. Wenige Tage danach macht mir der SS-Obersturmbannführer Peter, der Kommandeur des zuständigen Wachkommandos, seine Aufwartung. Es ist ein Mann im sogenannten besten Mannesalter — und Vater von zwei Kindern. Ich bitte ihn, mir einmal die Zusammenhänge zu erklären. Ich fände es unglaublich, daß Menschen so geprügelt würden, und das sage ich ihm auch. Seine Antwort „erschließt“ mir eine Welt, von der ich bislang nichts gewußt habe. Er beschreibt Theresienstadt und das, was dort geschieht. Mir verschlägt es den Atem. Ich will wissen, wer hier, in meinem Verantwortungsbereich, einen Gefangenen so geprügelt hat, und ich frage: „Bitte, Herr Peter, wer war der Mann, der den jüdischen Arbeiter so furchtbar geschlagen hat?“ Ich erfahre, daß jeweils mit dem Bürgermeister Arbeits-Einsatzkommandos vereinbart werden. „Da werden Gruppen zusammengestellt, die außerhalb der Stadt arbeiten“, sagt der SS-Obersturmbannführer und fährt fort: „Wir übernehmen die Beköstigung, die übrigens der Versorgung der Wachleute gleichgestellt ist. Die Entlohnung wird über den Bürgermeister geordnet. Die Verpflegung außerhalb des Ghettos ist etwas besser, und deshalb drängen die Leute sich nach solchen Arbeitskommandos.“ Was ich wissen wollte, wußte ich immer noch nicht. Der Mann wich aus, was mich bewog, besonders hartnäckig weiterzufragen. Und dann erfuhr ich's. Der Aufseher, der den Juden mit einer Peitsche wie einen Sklaven in der Antike geprügelt hatte, war ein sogenannter „Kapo“ gewesen, ein bevorzugter Häftling, der sich Vorteile aus solchen Behandlungsmethoden gegenüber seinen Mithäftlingen versprach. „So also ist das System aufgebaut“, begriff ich. Reinhard hatte

niemals auch nur ein Wort mit mir darüber gesprochen, und hätte er es, hätte ich opponiert. Er aber wußte das und hätte mich mit dem Hinweis darauf in meine Schranken gewiesen, daß er keine Einmischung in dienstliche Bereiche dulde. Ich bat den SS-Führer, diesen Arbeitseinsatz zu beenden. Die Folge aber war, daß noch mehr Menschen eingesetzt wurden und das Gedränge noch mehr zunahm. Zu allem Unglück wurde in diesen Tagen ein Mann von einem niederfallenden Baum so schwer im Gesicht verletzt, daß ein Auge heraustrat. Ich beauftragte die Lehrerin der Kinder, telefonisch einen Arzt zu rufen und den Verletzten in ein jüdisches Krankenhaus nach Prag schaffen zu lassen. Zu meiner größten Verwunderung meldete sich jedoch ein Mann aus dem Arbeitskommando mit der Erklärung, daß er Arzt sei, und daß es nicht notwendig wäre, den Verletzten wegzubringen. Ich sagte: „Na schön, behandeln Sie ihn; aber wie wollen Sie ihn ohne Medikamente heilen?“ Seine Antwor twar kurz und leise: „Es wird gehen!“ Und es ging. Drei Wochen später berichtete man mir, daß es dem kranken Manne wieder gut gehe.

Eines Tages sollte das Kommando dann abziehen. Unmittelbar davor erschien in meinem Büro eine Abordnung, die mich flehentlich bat, sie doch alle bitte hierbleiben zu lassen. Ich konnte es nicht bewerkstelligen.[25])

Das Jahr 1942 geht zu Ende. Zu Weihnachten bekommen meine Kinder Weihnachtsgeschenke, die sie weder innerlich noch äußerlich verkraften können. Ich leite sie daher an Waisenhäuser und ähnliche Institutionen weiter. Es ist ein trauriges Fest für uns, die erste Weihnacht ohne Mann und Vater.

Im Frühjahr 1943 bekomme ich meinen Jagdschein. Der Forstminister Olbrich, mein Lehrmeister, hat mir die Errechnung der Wachstumsrate in einem Forst beigebracht und die verschiedenen Einschläge erklärt, und der Stabsjägermeister Leopold von Zenetti gab sich die größte Mühe, mir zu helfen und mich über die Grundregeln von Wildabschuß und Wildpflege zu informieren. Ich mußte nun ja schließlich einen ganzen Forst betreuen, der zudem auch noch einen Nachholbedarf an Aufforstung aufwies.

Während ich mich allmählich in mein neues Dasein einarbeite und einfüge, schlägt das Schicksal wieder unvermutet grausam zu. Es ist an einem Oktobersonntag. Wir, meine Kinder, und ich, erwarten „Onkel“ Hildebrand, der sich zum Tee angesagt hat. Klaus, mein ältester Sohn, will ihm entgegenradeln. Er nimmt sein Fahrrad, fährt aus dem Tor und wird von einem Lastwagen erfaßt. Eine halbe Stunde später ist er tot. Herr Hitler läßt mir eine maschinengeschriebene Kondolation zustellen. Vielleicht hat er auch einen Kranz geschickt. Ich weiß es nicht mehr so genau. Meinen Sohn ließ ich im Park von Breschan beisetzen. Zu Allerseelen habe ich auf seinem Grab Kerzen angezündet, und Weihnachten hat er einen Tannenbaum für sich bekommen. Ich war auf dem Wege, buchstäblich verrückt zu werden.

Als das Frühjahr 1943 begann und die Sonne wieder höher stieg, versuchte ich im Wald meinen „Frieden“ zu finden. Mitte Mai begann die Bockjagd. Ich bin den Böcken nachgestiegen, habe in Heuschobern genächtigt und mich unter Stroh vergraben — nicht nur, um nicht von den Böcken gesehen und gewittert zu werden.

Langsam bin ich wieder ruhiger geworden und habe mich auf meine Aufgaben besonnen. Fischer hat mir das Vorwerk Maslowitz, zu deutsch „Butterstiege“, zur Aufsicht angeboten — und schließlich auch übertragen. Es war schwer bewirtschaftbar. Und als die Deutsche Wehrmacht meine letzten Pferde beschlagnahmte, schrieb ich Heinrich Himmler und teilte ihm mit, daß ich unter den Umständen, ohne Pferde, mit meiner Kunst am Ende sei. Er schickte mir, geradezu über Nacht und unangemeldet, 15 Häftlinge aus dem Lager Flossenbürg. Als sie ankamen, stand ich vor der vollständigen Katastrophe. Was sollte ich tun? Ich ließ die Leute erst einmal antreten. Der Aufseher dieses Kommandos, ein ehemaliger Pedell der Greifswalder Universität, hatte zwar eine Pistole bei sich, aber über Munition verfügte er nicht. Außerdem war er magenkrank — und damit hier eine „halbe Portion“. Noch nie zuvor habe ich in meinem Leben vor einer Front angetretener Männer gestanden. So mußte ich jetzt, nach dem Tode meines Mannes, auch das noch „auskosten“. Ich erklärte den Leuten, daß ich weder

um sie gebeten habe noch sie vernünftig verwenden könne. Vier Ackergäule habe ich gewollt, 4 PS, nicht 15 Männer, die kaum mehr als 1 PS an Kraft verkörperten. Dann trat der „Kapo“ vor mich hin und „meldete“ mir, er werde mir helfen. Wir einigten uns, jeder still für sich: „Ich tu' Dir nichts, Du tust mir nichts.“ Die 15 Mann, ein Pole, ein Tscheche, drei Holländer und zehn Deutsche, sind Zeugen Jehovas. Sie beziehen erst einmal die alten Unterkünfte der Juden von Theresienstadt im Pferdestall. Später werden sie — auf eigenen Wunsch — in Maslowitz untergebracht. Obwohl es sich um eine in der Tat sonderbare Zusammensetzung handelte, hat sich zwischen mir und den Zeugen Jehovas damals eine Freundschaft entwickelt, die teilweise bis zum heutigen Tage anhält.

Weihnachten 1944: ein schöner Tannenbaum mit Kerzen, viel Flitter und Geschenken. Unsere „Gemeinde“ ist inzwischen groß geworden. Ausgebombte und Vertriebene weilen unter uns. Für sie trage ich ganz allein die Verantwortung. Im Januar meldet sich, dem Reglement gehorchend, der frühere Adjutant meines Mannes, inzwischen Regimentskommandeur geworden, bei mir an. Er kommt und fragt nach unserem Ergehen. Wir sprechen über die Zukunft, und ich frage ihn dabei nach seiner Meinung. Seine Antwort: „Man muß im Leben, so hat man uns in Tölz gelehrt“, wo er auf der SS-Führer-Schule gewesen war, „immer das Unangenehmste annehmen, um sich danach zu richten“. Ich habe auch an das Unangenehmste gedacht und am nächsten Tag den Bau eines Fluchtwagens (aus dem Geschenk des Baron von Ringhoffer) angeordnet. Gebaut haben ihn „meine“ Häftlinge.

Bevor das Unangenehmste jedoch eintritt, hat das Schicksal für uns noch eine ganz besondere Überraschung bereit. Ich werde im Oktober 1944 schriftlich gefragt, wie ich die Leistungen und das Verhalten der mir anvertrauten Häftlinge beurteile. Ich beantworte die Fragen wahrheitsgemäß. Doch als ich am Ende um eine Antwort auf die Frage gebeten werde, ob ich befürworten würde, die Leute wieder in die Freiheit zu entlassen, bin ich doch sehr nachdenklich geworden; denn damit war die Auflage für die Ge-

fangenen verbunden, sich künftig jeder „Propaganda" für ihren Glauben zu enthalten — und dies auch auf einer vorgefertigten Erklärung zu unterschreiben. „Unsere Lehre", so haben die Leute mir gegenüber immer beteuert, „besteht darin; für Christus zu zeugen, für Jehova". „Es ist uns nicht möglich, zu unterschreiben", war ihre Reaktion. Ich habe lange Zeit darüber nachgedacht und dann gesagt: „Wie wäre es, wenn Ihr freikommt — ohne unterschreiben zu müssen." Alle waren begeistert, und so schrieb ich an Himmler und bat ihn um die Freilassung meiner Häftlinge, die auch als freie Menschen bei mir bleiben wollten. Himmler stimmte meinem Vorschlag zu. Er sah ein, daß Zeugen Jehovas, Kriegsdienstverweigerer, in einem besetzten Gebiet die besten Garanten für ein friedliches Leben seien. Ihre Zivilkleider kamen, ebenso ihre Ehefrauen. Müller, unser Kapo, schaffte sich einen Hund an und spazierte von nun an als Grandseigneur über die Felder.

Mitte Januar 1945 ereilt uns ein Problem, das wir nur zusammen meistern können. In Schlesien ist den Russen ein Durchbruch gelungen. Die Menschen haben fluchtartig ihre Anwesen verlassen. Trecks ziehen über das Glazer Bergland quer durch Böhmen und erreichen eines Sonntags auch unsere Gegend. Vor Cosomin, einem ehemaligen Vorwerk von Breschan, halten sie. Der Verwalter kommt voller Entsetzen zu mir und erzählt, was seinem Hof „widerfahren" sei. Ich fahre nach dort und finde rund 200 Menschen vor, von einer wochenlangen Flucht vollkommen entkräftet. Zunächst wird der Bürgermeister, der sich vor lauter Schreck im Bett verkrochen hat, aus den Federn geholt. Die Schule und die Gastwirtschaft werden mit Stroh ausgelegt und als „Auffanglager" vorbereitet. Von Breschan lasse ich holen, was vorrätig ist. Die Pferde der Schlesier haben die Rotze, ihre Hälse sind angeschwollen. Ich bestimme, die besonders befallenen Tiere zu schlachten — und ordne vorerst Ruhe an. Diese Menschen brauchen medizinische Hilfe. Ihre Füße sind wundgelaufen. Die Frauen leiden an Menstruationsschwierigkeiten. Ich bitte das Rote Kreuz um Hilfe, doch seine Angestellten drehen total durch. Sie erklären, daß ich nicht

zuständig sei — und versuchen so erst einmal Boden zu gewinnen. Natürlich bin ich nicht zuständig, aber wer ist zuständig? Höchstwahrscheinlich ist es nur der liebe Gott, und der ist ein bißchen weit weg von hier. Wir müssen alleine mit der neuen Aufgabe fertig werden. Frau Schilling, die Lehrerin, wird bestimmt, die Finanzen (zumindest auf dem Papier) zu regeln, Frau Brums, eine andere der mir bekannten Frauen, muß die Verpflegung verantworten. Die Schisterova, unsere Mamsell, dreht unverdrossen das Fleisch der geschlachteten Pferde durch den Fleischwolf. Ich spiele, eine Rote-Kreuz-Binde um den Arm gebunden, die „Frau Doktor". Hier wird nicht mehr gefragt, welcher Nation die Einzelnen angehören. Zibulski, ein Pole, der nicht freigelassen wurde, sitzt bis in die Nacht hinein auf dem Kutschbock, nachdem er die Pferde der geflüchteten Deutschen versorgt hat. Bis zu unserer Flucht Mitte April 1945 ist das alles so weitergegangen. Die Behörde hat sich, Gott sei Dank, nicht eingeschaltet. Sie hat uns immer nur für „nicht zuständig" erklärt. Die ernsthaft Kranken habe ich erst zu meinen „Bibelforschern", den Zeugen Jehovas, stecken wollen, doch ich merkte sofort, daß sie nicht reagierten. Es waren nicht Leute von ihnen.

Allmählich kamen auch die Medikamente vom Roten Kreuz. Die Trecks zogen weiter. Ihre Kranken behielten wir zurück, und dann zogen auch die Trecks nicht mehr weiter. Die Bauern verweigerten ihnen die Aufnahme. So hatte ich schließlich um die 1 200 Menschen zu betreuen, die in Schulen, Gasthöfen und Stallungen und in fünf weit auseinandergelegenen Orten kampierten. Behördliche Hilfe gab es nicht; ich war „nicht zuständig". Ich hätte wenigstens gern einen Arzt gehabt. Das Rote Kreuz dachte nicht daran, uns einen zur Verfügung zu stellen. Ich habe mich dann an den Arbeitsdienst gewandt und an die Hitler-Jugend. Vom Arbeitsdienst wurde mir eine Ärztin versprochen. Sie kam jedoch nicht. Erst im Oktober 1945, der Krieg war längst zu Ende, ich war bereits zu Hause angekommen, läutete es eines Tages an der Haustür meiner Eltern. Eine junge Frau stand vor mir und sagte: „Ich bin die Ärztin, die Sie angefordert haben."

Was mir nicht so recht hatte behagen wollen, empfand ich bis Anfang 1945 dann schließlich doch als nützlich: Himmlers Vormundschaft für meine Kinder. Diese Tatsache strahlte irgendwie auch auf mich aus, zumal Himmler sein „Amt“ bitterernst nahm, leider nicht immer positiv. Jedenfalls konnte ich mir, wenn es nötig war, Respekt dadurch verschaffen, daß ich darauf hinwies: der Reichsführer SS ist ... Bislang hatte Reinhard mich immer an der langen Leine geführt, mir soviel Bewegungsfreiheit gelassen, wie ich brauchte. Das wurde nun anders. Himmler glaubte, mich führen zu müssen und war entsetzt, als ich, ganz wie ehedem, das tat, was ich wollte. Hinzu kam, daß er über unseren persönlichen Bekanntenkreis nicht gut informiert war und mich eigentlich überhaupt nicht kannte. Seine Erfahrungen in punkto Frauen waren einfach extrem. Da war einmal seine eigene Frau Marga, mit der ich mich nicht verstand — und dann die andere,[26]) die ich als eine wunderbare Ergänzung seiner Unzulänglichkeiten auf diesem Gebiet ansah. Erst als sie auf sein Leben und sein Denken einwirkte, entwickelte er sich zu einer Weite, die wir damals unter uns bewundert haben. Erst da bekam er wirkliches Format. Diese Frau war weder kleinbürgerlich noch exentrisch, nicht SS-mondän, sondern klug, bescheiden und von einer inneren Herzlichkeit geprägt. Reinhard sagte einmal, daß man sich an ihr die Hände und Füße wärmen könnte.

Doch es gab noch andere Einflüsse persönlicher Art, die Himmlers Entscheidungen beeinflußten. Sie wirkten aus seiner dienstlichen Umwelt auf ihn ein und hatten den sogenannten Chefadjutanten Karl Wolff zum Vater. Er, der mit den politischen Entscheidungen Himmlers nichts zu tun hatte, da ihm alle Voraussetzungen für eine politische Karriere fehlten, regelte manches mit persönlichem Effekt — für Himmler. Er war auf dem Gebiet der menschlichen Beziehungen zuhause, und so verschickte er Glückwünsche, besorgte Blumen, lancierte Bittsteller und bastelte auf besondere Weise an einer Karriere für sich, wie er sie sich vorstellte. An ihn wandten sich alle, die etwas bezweckten, und Wolff fand für sie alle (oft als Beauftragter Himmlers) ein gutes Wort. So wurde er schließ-

lich unentbehrlich — und hatte so etwas wie eine Schlüsselstellung im Vorfeld Himmlers, zumal ihm auch Intrigen nicht gerade fremd waren.
Trotz Himmler und Wolff bekamen wir, die Heydrichs ohne Mann und Vater, gelegentlich überflüssige Schwierigkeiten. Einer, der sie uns machte, war der SS-Obergruppenführer Kurt Daluege. Er, der unmittelbar nach Reinhards Tod mit Troß und Trauermiene erschienen war, aus eigener Machtvollkommenheit Reinhards Amtsgeschäfte, von denen er gar nichts verstand, übernommen und sogar Reinhards Privaträume mit Tisch und Bett mit Beschlag belegt hatte, meinte, mich um seiner eigenen Karriere willen bei Himmler in Mißkredit bringen zu müssen. Daluege, ein Mann der Ordnungspolizei, war ein vollständiger Neuling auf dem Gebiet der Politik. Er war treu, gehorsam — und lebte genau nach Vorschrift. Mit seiner ganzen Kraft bemühte er sich, als augenblicklicher Nachfolger Reinhards in Böhmen eine gute Figur zu machen. „Trauer und Rührung", von oben befohlen, verstand er zu spielen. Die Lieder, die gesungen wurden, stimmte er darauf ab — und natürlich auch andere Einzelheiten, die Ergriffenheit vorgaukelten. Aber bald merkte er, daß es damit allein nicht getan war. Er begann, sich irgendwie ein politisches Profil zuzulegen. Und wie er das tat. Er gab aus dem Fundus seiner Untergebenen bloße Nachrichten als Erfolgsergebnisse weiter, obwohl sie mit Politik, was nun auch sein Metier war, nichts zu tun hatten. Nichts weiter als politische Enten ließ er fliegen und bald erfuhr ich, daß auch ich eines seiner Opfer werden sollte. In seinen „hochwichtigen" und politisch artikulierten Berichten spielte Lina Heydrich plötzlich eine wesentliche Rolle.
Kurt Daluege war Chef des Hauptamts Ordnungspolizei, dem neben der uniformierten Polizei u. a. die Technische Nothilfe, die Feuerwehren und die Kolonialpolizei unterstanden.
Da war mein Besuch in Dänemark. Dr. Werner Best, der Reichsbevollmächtigte in Dänemark, hatte mich eingeladen. Da Reinhard und Best nicht immer ideal miteinander ausgekommen waren und gelegentlich Meinungsverschiedenheiten gehabt hatten, was mich

natürlich auch tangiert hatte, meinte ich, ich könnte da wenigstens nachträglich wieder etwas einrenken. Und so war ich nach Dänemark gefahren. Und da war auch noch eine Einladung des Grafen Schimmelmann von Lindenborg an mich ergangen. Seine Schwester, Frau von Nolte, war eine meiner Freundinnen. Der Graf wollte seinen erstgeborenen Sohn taufen und lud mich dazu ein. Eingeladen wurde ich auch vom ehemaligen Adjutanten Reinhards — nach Norwegen, als er hörte, daß ich gerade in Dänemark sei.

In dieser Zeit ging die Nachricht um die Welt, daß Mussolini gefangengenommen worden sei. Ich wurde unruhig und fuhr nach Breschan zurück zu meinen Pflichten — und zu meinen Kindern. Kaum war ich jedoch da, als ich einen Brief von Himmler erhielt, der mir vorwarf, als „politisierende Witwe" herumzureisen. Ich solle, so riet er mir mit erhobenem Zeigefinger, daheim bleiben und Bäuerin und Mutter sein. Das also war's. Die „politisierende Witwe" paßte nicht ins Bild. Daß ich gern auch noch einmal nach Frankreich gefahren wäre und anderswohin, braucht nicht bezweifelt zu werden.

So, wie Daluege Himmler die Reisen „der politisierenden Witwe" gedeutet hat, sind sie nicht gewesen, und hätte ich gewußt, daß Himmler zuvor gern gefragt worden wäre, hätte ich dies natürlich getan. Gewiß hätte er gegen meine Reisen nichts einzuwenden gehabt. So schwer ich über Himmlers Brief gekränkt war, so wenig hat er Himmler gerührt; denn im Frühjahr 1944 ließ er mir über Wolff schreiben, ich möge mich doch einige Wochen in Meran erholen. Obwohl ich zunächst nicht so recht wußte, was ich dort sollte, ging ich auf das Angebot ein. Ich erreichte, daß ich nicht allein zu fahren brauchte, sondern eine Freundin und meinen Sohn Heider mitnehmen durfte.

Wenn ich an diese Meran-Fahrt denke, bin ich immer noch versucht, darin etwas mehr als einen Urlaub zu sehen. Meran war in dieser Kriegszeit völlig „leer", und unser Aufenthalt im „Parkhotel" sozusagen so etwas wie ein Lückenbüßer für nicht mehr vorhandene Hotelgäste. Heider, aus dem Schulunterricht in Breschan gerissen, konnte in Meran die Schule weiter besuchen. Wir, meine

Freundin und ich, aalten uns zunächst in den barocken Räumen, die weder zu uns noch zu unserer Stimmung paßten. Doch bald wollten wir da raus, konnten uns jedoch zu nichts entschließen ... Ein kriegsbeschädigter Offizier, der sich hier erholte, „klammerte" sich an uns und versuchte uns einige Abwechslung zu bieten, aber eben nur einige. Wir wollten weg von da, und wir wollten ihn loswerden. Inzwischen hatte der SS-Arzt Prof. Dr. Gebhardt, der unten im Dorf wohnte, uns erzählt, daß eben auch der Reichsminister Albert Speer in Meran angekommen sei, und daß er sowohl ihn als auch uns betreuen solle. Wir bemühten uns um Kontakte und wurden den lästigen Offizier so los. Die Familie Speer empfing uns mit aller Herzlichkeit, und bald kam uns der Aufenthalt in „Parkhotel" gar nicht mehr so langweilig vor.

Daß unser Etagenkellner eines Tages mit einer Languste erschien, die von Albert Speer stammte, sehe ich auch heute noch als Beweis dafür an, daß unsere Gesellschaft ihm lieb gewesen sein muß. Oder hat das Krustentier womöglich etwas ganz anderes bedeuten sollen? Hineinsehen, zumal seit 1945, ließe sich das schon. Jedenfalls: als wir uns in Meran verabschiedeten, nahm ich ein Versprechen nach Breschan mit: Speer hatte versichert, mich besuchen zu wollen. Nicht eine Minute habe ich daran geglaubt. Man verspricht in Urlaubslaune so viel. Und doch, er ist gekommen.

Es ist Anfang Juli 1944, die Bockjagd hat längst begonnen, als plötzlich ein roter Sportwagen vor dem Portal des Schlosses hält. Der Herr Reichsminister Speer steigt aus. Völlig entwöhnt, Reichsminister vor sich zu haben, bitte ich Speer ins Haus. Er eröffnet mir ohne Zeitvergeudung, daß er nach Mähren wollte, um mit dem Linzer Gauleiter Eigruber zu sprechen, mit dem er verabredet sei. Von meinem Mann auf schnelle Entschlüsse dressiert, sage ich „ja", als er mich fragt, ob ich denn nicht mitfahren wolle. Ich lasse rasch einen kleinen Koffer packen ... und schon sitze ich in Speers Wagen. Zuerst fahren wir an die Beran und machen auf der Karlsburg, dem Aufenthaltsort der Reichskleinodien, Station und „Visite". Es wird spät — und eine unvergeßliche Fahrt gen Süden. Als sich vor uns zuletzt dann das Tor des Herrensitzes der Schwarzen-

berger auftut, sehen wir, daß man lange auf uns gewartet hat. Die Fahrt hatte mein Erinnerungsvermögen so überlastet, daß ich schon da nichts mehr von dem auffaßte, was geredet wurde. Ich habe nur behalten, daß es einen Wein aus dem Jahr 1911 gab, aus meinem Geburtsjahr. Das war — Speer. Für den nächsten Tag war eine Bockjagd angesagt: allerdings ohne Büchsen. Speer jagte nicht. Mir wurde zwar eine Büchse angeboten; aber ich sollte damit nur auf den Probestand gehen.
Das war am 2. Juli 1944 gewesen, an dem Tag, an dem ich im Frossenberger Revier Kreutinug doch noch einen Bock schießen konnte. Danach bin ich zusammen mit Frau Speer nach Breschan gefahren. Ich wollte auch ihr gern zeigen, was ich im Laufe der Zeit geschaffen hatte. Den Krieg und dessen Folgen haben die seinerzeitigen Ergebnisse und Erlebnisse indes nicht überdauert. Der Mai 1945 erwies sich als eine entscheidende Zäsur auch für persönliche Beziehungen.
Im Dezember 1944 nahm mein Schwager Heinz Heydrich, der Bruder meines Mannes, sich in Ostpreußen das Leben. Er war als Panzer-Leutnant und Journalist mit dem Pressezug „Panzerfaust" im Dienste der nationalsozialistischen Propaganda unterwegs gewesen und hatte viel Gelegenheit gehabt, die Diskrepanz zwischen Schein und Wirklichkeit festzustellen. Er verfügte nicht über das „Kostüm", das nötig gewesen wäre, ohne psychische Schäden davonzukommen. Schon die Tatsache hatte er nicht fassen können, daß sein Vorgesetzter Wehrmachtseigentum (in einigen Fällen Kameras) an vorgesetzte Dienststellen auslieh und es nicht wieder zurückbekam. Dafür, und für Maßregelungen politisch unliebsamer Kameraden, fühlte er sich persönlich mitverantwortlich. Er glaubte Kumpanei und Korruption zu sehen und fand keinen Ausweg. Für ihn, den Bruder Reinhard Heydrichs, war dies ein Grund, sich die Pistole an die Schläfe zu setzen und abzudrücken. Auf seinem Schreibtisch lag ein langer Brief, der offenbar an uns gerichtet war. Immer nur las ich: Meine Ehre heißt Treue ... meine Ehre heißt Treue ... meine Ehre heißt Treue. Seine Frau und fünf Kinder blieben in der Nähe Posens zurück, wohin sie behördlich evaku-

iert worden waren. Ich fuhr nach dort und versuchte, meine Schwägerin zu uns nach Breschan zu holen. Sie aber wollte unabhängig sein und blieb bis Januar 1945, wo sie war. Erst dann floh sie mit ihren Kindern vor der Kriegsmaschinerie.

Anfang 1945, nachdem meine Schwägerin endlich aus Posen geflohen war, hatte ich einen Brief an Himmler geschrieben. Ich wollte von ihm, dem Vormund meiner Kinder, unmißverständlich wissen, was uns erwarte. Eine Antwort bekam ich nicht. Kein Wunder; denn was ich mir da abgerungen hatte, war zuviel — auch für mich. Ich hatte geschrieben:

„Ich habe gehört, im Führerhauptquartier herrscht Ostgotenuntergangsstimmung. Es sollen alle Führer Giftampullen mit Zyankali erhalten haben. Sie wollen sich durch den Tod allem entziehen. Ich hätte gerne gewußt, Reichsführer, was wir, die Frauen, tun sollen. Wir haben unsere Kinder nicht geboren, um sie zu töten. Ich habe vor, wenn uns kein Schutz mehr gegeben werden kann, über den Böhmerwald und Bayerischen Wald nach Westen zu ziehen und werde versuchen, meine Heimatinsel zu erreichen ..."

Doch im März stand Himmler mit seinem Begleitkommando eines Morgens vor unserem Tor in Jungfern-Breschan. Er sagte, er käme aus Wien (oder er wolle nach Wien; ich weiß es nicht mehr genau) und bäte um ein heißes Bad und um ein Frühstück. Mir war nicht wohl in meiner Haut. „Reichsführer", sagte ich, „ich habe Ihnen einen Brief geschrieben und keine Antwort erhalten. Bitte, antworten Sie mir jetzt!" Himmler, der meinen Brief, wie alles, was ihn interessierte, im Kopf hatte, räusperte sich und sagte: „Ach ja — Sie wollen, wenn es notwendig sein sollte, woran ich allerdings nicht glaube, über den Böhmerwald und den Bayerischen Wald weiterziehen." Dann unterbrach er sich und ergänzte: „Ich finde, das ist eine gute Idee. Schließlich gibt es im Wald Pilze ... Und, wenn ich Ihnen raten kann: wenn Sie trecken, nehmen Sie nicht Stroh mit, sondern Heu!" In diesem Augenblick kommt mein Sohn Heider zur Tür herein und setzt sich, strahlend und aufgeregt, zu Himmler aufs Sofa. Niemals werde ich diesen Augenblick vergessen. Himmler schaut Heider an, hebt langsam seinen rechten Arm, strei-

chelt Heider über den Scheitel und sagt nur: „Ach ja, Heider!" Das ist für mich die Stunde der totalen Kapitulation gewesen. Ich wollte nichts mehr wissen. Das genügte mir. Ich wußte nun, daß wir ganz allein mit allem fertig werden müßten. Mit einer Entschuldigung bin ich zu Frau Schilling, die bei uns als Lehrerin tätig war, hinausgegangen und habe sie beauftragt, alle Hauseinwohner zusammenzurufen und sie sich vor dem Hauseingang einfinden zu lassen. Himmler wolle sie alle begrüßen. Ins Zimmer zurückgekehrt, höre ich gerade noch die väterlich klingenden Wort Himmlers: „Nicht wahr, Heider, Du mußt Deiner Mutter immer gut beistehen." Das kannte ich nun ja schon. Ich bat Himmler, der bereits zum Aufbruch rüstete, die inzwischen vor dem Portal wartenden Mitbewohner des Hauses zu begrüßen. Die Leute sind so froh, ihn zu sehen und drücken das auch in Worten aus. Sicherlich glauben sie, daß er „schon helfen" werde, wenn das nötig sein sollte. Dann fährt Himmlers Kolonne ab. Bevor die Frauen auseinandergehen, sage ich: „Diesen Mann haben wir in unserem Leben zum letzten Mal gesehen." Dann gehe ich ins Haus zurück. Zurück bleiben vor dem Eingang die Frauen: in schrecklicher Erregung, in einer Gemütsverfassung, die zwischen Ungläubigkeit und Furcht pendelt. Ein Teil will den Ernst der Lage einfach nicht begreifen. Ich muß mich erst wieder fangen.

Mit Himmler war auch meine letzte Hoffnung dahingefahren. Meine Gedanken drehten sich nun nur noch um den Böhmerwald, um die Pilze — und das Heu . . . Da hält die dortige Bauernschaft in unserer Umgebung eine Versammlung ab, zu der ich eingeladen bin. Ich gehe hin. Versammelt sind die Vertreter der schlesischen Trecks und die Bauern, die immer schon als Deutsche in dieser Gegend gewohnt haben, aber auch Bessarabier, Wolga-Deutsche, Bukowiner, Balten und andere Auslandsdeutsche. Neben mir sitzt ein Mann namens Lucht aus Großdorf. Seit drei Jahren wohnt er hier. Sein Sohn ist gefallen. Und als uns erzählt wird, daß ja eigentlich alles gar nicht so schlimm sei und daß wir nur den Mut nicht sinken lassen sollten, überfällt mich ein furchtbarer Zorn. „Warum", denke ich, „sagt man diesen Menschen nicht, was wirklich



Teil des Staatsaktes für Reinhard Heydrich: Trauerfeierlichkeiten in Prag.

A b s c h r i f t !
-.-.-.-.-.-.-.-.-.-.-

B[illegible] Pr[illegible]-B[illegible] FS-Nr. 1[illegible] - 6.6.1942 15.05 - ZB -.

[illegible] für die Trauerfeierlichkeiten für
SS-O[illegible]führer H e y d r i c h am Sonntag, dem 7.Juni 1942.-

---

7.45 Uhr Überführung des Sarges aus der Reinhard Heydrich-Halle der Burg auf den Katafalk, begleitet durch die Ehrenwache.-

[illegible] Uhr Einlaß der deutschen - und Tschechischen Bevölkerung zur letzten Ehrung in den Burghof. Niederlegung von Bl[illegible] und Kränze .

14.[illegible] Uhr Ablösung der Ehrenwache durch 8 SS-Führern die engsten Mitarbeiter von Heydrich.-

1[illegible].oo Uhr Ablösung der Ehrenwache durch die bestimmten 1. SS-Obergruppenführer und 2. SS-Gruppenführer.-

17.[illegible] Uhr Der Burghof wird für die Bevölkerung geschlossen. Der Vorplatz vor dem Burghof, der Burgstätterring, wird abgesperrt.-

17.[illegible] Uhr Die geladenen Gäste können den Burghof betreten.-

17.[illegible] Uhr Die Trauerparade steht in Kompaniefront in folgender Reihenfolge hintereinander:
Spielmannszug und Musikzug der Leibstandarte-
1 Bataillon Waffen-SS Leibstandarte Adolf Hitler mit Fahne der Leibstandarte- 1 Kompanie Luftwaffe -
1 Kompanie Heer- 1 Abteilung Arbeitsdienst in Kompaniestärke- 1 Kompanie Ordnungspolizei .-

17.45 Uhr Die Aufstellung der Teilnehmer an der Gedenkfeier ist beendet.-

17.45 Uhr Eintreffen des Staatspräsidenten Dr. H a c h a .-

17.5o Uhr Übernahme der Ehrenwache am Sarge durch SS-Gruppenführer und Generalleutnante der Polizei Streckenbach und [illegible]
2 Generale der Wehrmacht (Heer und Luftwaffe) 2 Führ[illegible]
Vertreter der Partei- 2 SS-Brigadeführer und Generalmajore der Waffen-SS. Die Ordenskissenträger mit [illegible] Orden und Auszeichnungen von Heydrich vor dem Sarg.-



los ist. Warum wiegt man sie in Träumen, die gar nicht verwirklicht werden können?"; aber ich sage es — noch nicht. Erst als mein Nachbar mich anstößt und naiv murmelt, „bin ich froh, wir brauchen doch keine Angst zu haben", ist's geschehen. Ich sage dem Herrn da oben am Rednerpult schließlich meine Meinung. Doch es geschieht nur unter vier Augen. Nach der Rede wird beschlossen, engen Kontakt zu halten. Solle es „wider Erwarten" doch dazu kommen, daß wir das Land verlassen müßten, sollten Trecks zusammengestellt werden. Auch ich werde eingeteilt. Doch ich stehe auf und sage nur, daß ich mich weigere. Ein Treck unter den gegebenen Bedingungen bedeute für jeden den sicheren Tod. Dann verlasse ich, Lina Heydrich, die Witwe des einstigen Stellvertretenden Reichsprotektors, Chefs der Gestapo usw. usw., demonstrativ die Versammlung.

Hilfe von oben, von „Männern" und Organisationen, das weiß ich inzwischen, können wir nicht erwarten. Da ist die Wehrmacht, die kopflos, mit großen Lastwagen, mit Soldaten überladen, über unsere Straßen gen Norden fährt, in eine Richtung, die mich vollends irritiert. Für uns kann es doch nur heißen: Westwärts! Ich spreche mit den Leitern der Trecks, die Standquartier bezogen haben und rate ihnen, jederzeit gerüstet zu sein. Meine Devise lautet: im Morgengrauen aufbrechen und mit genügend Proviant in Richtung Westen ziehen. Die älteren Menschen, denen eine solche Massenflucht nur schwerlich zugemutet werden konnte, wurden einzeln und in kleinen Gruppen vorausgeschickt. Auf diese Weise konnte ich auch meine Schwiegermutter, 14 Tage vor unserem Aufbruch, zu ihrer Tochter nach Sachsen bringen lassen. Am schwierigsten war es erstaunlicherweise, diese Menschen von der Notwendigkeit zu überzeugen, hier weggehen zu müssen. Zu einem offenen Widerstand kommt es jedoch ausgerechnet im eigenen Haus. Unter der Leitung meiner Lehrerin fahren die evakuierten jungen Frauen eines Tages nach Prag und mieten sich Wohnungen, nachdem ich ihnen erklärt habe: „Wenn Ihr keine Vernunft annehmt, schmeiße ich Euch aus meinem Haus. Ich will nicht schuld an Euerem Tod sein." Hohnlachend antworteten sie mir, daß sie niemandem etwas

Böses angetan hätten und daher auch niemanden zu fürchten hätten. Mein Einwand, daß es jetzt genüge, „Deutsche zu sein" stößt auf taube Ohren. Erst Prof. Hohlbaum gelingt es, den Frauen die Lage so zu erklären, wie sie wirklich ist.
In Prag befinden sich zu der Zeit sehr viele deutsche Frauen, die Witwen oder Ehepartner von Soldaten sind. Um sie kümmert sich niemand. Unsere Erfahrungen mit Flucht-Trecks haben uns vieles gelehrt. Wir haben gelernt, Notwendiges von Unwichtigem zu unterscheiden. Ich erteile Ratschläge und Hinweise. Es gelingt mir, die notwendigen Lastwagen fahrbereit zu bekommen. Sie werden nach Österreich verfrachtet und in einem Arbeitsdienstlager am Achensee abgestellt. Inzwischen ist auch unser Wohnwagen fertig. Unser Ziel soll der Tegernsee sein. Mitte April, an das genaue Datum erinnere ich mich nicht mehr, sind unsere Trecks verschwunden. Am nächsten Abend folgen wir mit unserem Wohnwagen, in dem acht Personen Platz haben: Meine Kinder, ihre Lehrerin und deren Tochter, der Fahrer und ich. Die Polizei schleppt den Wagen zum Zielort. Wir, die Erwachsenen, fahren mit unserem Personenauto. Drei Tage später sind wir, unserer vorgesehenen Marschroute folgend, am Tegernsee angekommen. Den Wohnwagen haben wir jedoch bereits in Pilsen verloren. Er mußte noch, was ich nicht begriff, Akten mitnehmen. Im Böhmerwald beschossen uns plötzlich feindliche Tiefflieger. Wir stellten unser Auto in großer Eile an einem Lastwagen ab — und wähnten uns dabei sehr schlau. Nach dem Angriff kamen die Fahrer des Lastwagens aus dem Gebüsch hervorgekrochen, kreidebleich im Gesicht. „Wißt Ihr", fragten sie, „was auf unserem Wagen liegt? . . . Granaten!"
Die Zeit in Rottach-Egern am Tegernsee erscheint mir nicht nur im Nachhinein als eine der maßgeblichsten Perioden des ersten Umdenkens, des Sicheinfügens in eine für uns vollständig neue Lage. Dort passierten Dinge, die ich mir zuvor nicht habe vorstellen können. So wurde ich dort plötzlich denunziert, im Wohnwagen Mehl verborgen zu haben, was als ungeheuerlich galt, und es folgte sogar eine (erfolglose) „Haussuchung". Alle „Parteifrauen" (Frauen von Partei-Funktionären) mitsamt ihren Kindern wurden

aus ihren Wohnwagen gewiesen. Sie mußten augenblicklich irgendwo anders „unterkriechen".
Seltsame Blüten sprießen in dieser Situation. Frieda Wolff beispielsweise, die einstige Ehefrau Karl Wolffs, bei der ich Unterschlupf gefunden habe, muß ihr Haus verlassen, ohne daß ihr gesagt wird, wieso dies geschieht. Sie, der die sehr unsicheren und halb vorwärts und halb rückwärts blickenden örtlichen Machthaber es „zeigen" wollen, zieht kurzerhand in ihren Hühnerstall und erklärt ihn souverän zu ihrer „Residenz". Ich beziehe mit meinem Wohnwagen Standquartier auf dem Hühnerhof, auf dem ein Hilfslazarett installiert worden ist — und gerate damit unter die Fittiche des Roten Kreuzes.
Alles, was nun kommt, vollzieht sich in einem unglaublich raschen Tempo. In der Nacht vom 4. zum 5. Mai holt uns die „Neue Zeit" ein. Das Nachbarhaus wird zusammengeschossen und brennt ab. Am nächsten Morgen werden die Amerikaner von strahlend weißgekleideten „Jungfrauen" aus der Gemeinde empfangen und als „Befreier" begrüßt. Die Blumensträuße, die die Mädchen den US-Soldaten überreichen, finden indes nicht gerade deren ganzes Interesse. Doch „fraternisieren" dürfen sie noch nicht offiziell. Daher interessieren sie sich besonders für die Uhren, die die besagten Damen tragen. Bald kann man Soldaten mit mehreren Uhren zugleich am Arm „bewundern". Der erste Bürgermeister der „neuen Zeitrechnung" ist ein Zigeuner.
Für mich ist Rottach-Egern erfreulicherweise nur ein Durchgangsort. Mein Ziel ist Fehmarn. Ich will zu meinen Eltern, zurück in mein Haus auf der Ostseeinsel. Trotz aller Widrigkeiten sehe ich darin gar kein so großes Problem. Reinhard ist bereits seit drei Jahren tot. Für den Ausgang des Krieges kann ihn niemand verantwortlich machen. Was er getan hat, haben auch die Männer in seinen Positionen auf der anderen Seite getan. Er ist immer davon ausgegangen, daß er alle Aufgaben bis zur letzten Konsequenz erfüllen müsse. Auf das, was in den letzten drei Jahren geschehen ist, haben weder er noch ich irgendeinen Einfluß gehabt.
Doch weit gefehlt: schon in Rottach-Egern vollzieht sich eine Art

Wiedergeburt des Reinhard Heydrich. Er, der 1942 auf dem Invalidenfriedhof in Berlin beerdigt worden ist, lebe plötzlich wieder und wird für Dinge verantwortlich gemacht, über die ich erstmals etwas Genaueres höre. Daß wir, meine Kinder und ich, nun auch noch als Stellvertreter zur Rechenschaft gezogen werden, nehme ich als Zeichen der Neuen Zeit.
Aus dem Mann, über den Adolf Hitler am Grabe sagte: „Ich habe diesem Toten nur wenige Worte zu widmen. Er war einer der besten Nationalsozialisten, einer der stärksten Verteidiger des deutschen Reichsgedankens, einer der größten Gegner aller Feinde dieses Reiches. Er ist als Blutzeuge gefallen für die Erhaltung und Sicherung des Reiches", ist geradezu im Handumdrehen ein Verbrecher geworden. Das Wort „Kriegsverbrecher", Reinhard hat es seit dem Spätsommer 1941 im Rahmen unserer Gespräche über die Konferenzen der Alliierten gebraucht, verfolgt mich seither, wo immer ich auch auftauche. Seitdem muß ich als Frau eines Kriegsverbrechers leben.
Nachdem wir einige Zeit in Rottach-Egern gelebt haben, wird eines Tages ein sudetendeutscher Arzt, dessen Familie weisungsgemäß im Hause Frieda Wolffs gewohnt hat, unvermittelt abgeholt. Er soll „ausgeliefert" werden. Augenblicklich macht das Gerücht die Runde, daß die schöne Lida Barowa, eine der von Josef Goebbels auf besondere Weise bevorzugten Schauspielerinnen, bereits an die Tschechen ausgeliefert worden sei. Angst breitet sich aus. Parolen verunsichern jeden, der hier sein muß. Ich will mich den Gerüchten und den mit ihnen verbundenen Konsequenzen nicht länger aussetzen und leihe mir ein Fahrrad, mit dem ich, wenn es sein muß, bis nach Fehmarn radeln will. Doch man braucht jetzt amtliche Erlaubnisscheine für derartige „Ausflüge". Ich fahre nach Miesbach, wo man sie bekommen kann. Ich, Lina Heydrich, werde jedoch abgewiesen. Ich habe zu bleiben, wo ich bin. Na ja, in Miesbach hat es einmal eine Zeitung gegeben, den berüchtigten „Miesbacher Anzeiger", ein Blättchen, das mit Julius Streichers „Stürmer" zu konkurrieren versuchte. Auch so etwas wirkt nun zumindest auf alle diejenigen nach, die nicht nur der Nachbar „kennt". Als ge-

radezu ironisch nehme ich daher in Miesbach den amtlichen Hinweis auf, daß ich von nun an in Rottach-Egern „standesgemäß" untergebracht werden würde. Frieda Wolff lebt „standesgemäß" in ihrem Hühnerstall. Wo werde denn ich „residieren" dürfen? Wenn die Einordnung „ranggemäß" erfolgt, kann für mich nur noch ein Klosett als Domizil herauskommen. Das, was ich bis dahin als „Glück" für mich bezeichnet habe, hilft mir auch jetzt weiter. Frau Sigurd Peiper, eine geborene Hinrichsen, eine Schulkameradin aus meiner Kieler Zeit — und auch einmal befreundet mit meinem Mann — trifft in einem Fleischerladen zwei deutsche Soldaten, die ein unverfälschtes „Kieler Deutsch" sprechen. Sie sind in Österreich entlassen worden und wollen — wie jeder — heimwärts. Sie bittet die Männer, sich meiner anzunehmen. Sie kommen zu mir und sagen: „Frau Heydrich, wir bleiben so lange bei Ihnen, bis Sie sich an uns gewöhnt haben — und uns auch voll vertrauen." Dann etablieren sie sich im Lazarett, das täglich Genesende entläßt. Als ich dann meine, diese Leute hinreichend zu kennen, vertraue ich ihnen — und das betrachte ich bis heute als die spekulativste Lotterie meines Lebens — zwei Kinder und meine „Habe" an, die ich retten konnte. Sie wollen, so versichern sie mir, die Kinder und die „Habe" nach Fehmarn bringen. Und auch ein Hitlerjugend-Führer names Drescher, der ebenfalls weiß, wer ich bin, trägt mir an, sich in meine Dienste zu stellen. Ich nehme sie an. Er hat nur noch ein Bein. Das andere blieb auf einem Schlachtfeld. Das künstliche Bein jedoch ist hohl. Wir verstauen darin Geld und Zigarren, die jetzt wichtiger als das Papier sind, das wir noch „Geld" nennen.

Mein „Lotterie-Spiel" ist aufgegangen. Die Fremden haben den Wohnwagen nahezu bis nach Lübeck gebracht. Dort mußten sie ihn (infolge des zu der Zeit noch nicht eingerichteten Eisenbahntransports zur Insel Fehmarn) zwangsläufig stehenlassen. Die Soldaten sind nach Kiel gegangen. Drescher jedoch, der Hitlerjugend-Führer, ist mit den Kindern nach Fehmarn zu meinen Eltern gelangt. Meine dreijährige Tochter Marte habe ich bei mir in Rottach-

Egern behalten. Die Lehrerin und deren Tochter sind mit einem Lastwagen davongefahren.

Sie durften es, obwohl die Lehrerin Heydrichs Kinder unterrichtet hatte. Wir, Marte und ich, richten uns derweil in den leer gewordenen Zimmern des Lazaretts eine Behausung ein. Eines Tages kreuzt ein junges Mädchen auf, das der Zinsendorfschen Brüdergemeinschaft angehört. Es sucht in Rottach-Egern nach ihrem ehemaligen Regimentskommandeur, der ihr nach Ablauf ihrer Kriegsverpflichtung als Wehrmachtshelferin eine feste Anstellung für die Zeit nach dem Kriege versprochen hat. Die junge Dame hat Pech; denn der Herr Kommandeur ist ausgerechnet einen Tag zuvor festgesetzt worden — wie auch alle diejenigen, die in ihrer Berufsbezeichnung oder in ihrem Berufsrang das Wörtchen „Rat" (Regierungs-, Bau-, Verwaltungsrat usw.) führten. Er befindet sich in der sogenannten Sicherheitsverwahrung, in automatischem Arrest. Bei einer sächsischen Familie findet sie Unterkunft, und von ihnen erfährt sie, daß auch ich hier sei. Das Ende des Krieges hat sie auf der Insel Fehmarn überrascht, wo natürlich über die Heydrichs geredet worden ist. Außerdem wußte die Frau natürlich, sie heißt Lisa Hunger, wer Reinhard Heydrich gewesen ist. Nun erscheint L. H. plötzlich bei mir. Wir, die die gleichen Initialen (L. H.) im Namen haben, bleiben zusammen und hecken das aus, was uns als äußerste Notwehr bleibt. Wir fälschen Dokumente. Lisa fährt ins Entlassungslager Aibling, um sich einen Entlassungsschein ausstellen zu lassen. Er wird uns allen als Freifahrtschein dienen. Mit einem hartgekochten Ei als Stempelüberträger gelingen uns die Fälschungen großartig. Lisa fährt mit Marte gen Esslingen bei Stuttgart, wo sie angibt, mit einem unehelichen Kind als Wehrmachtshelferin eben erst entlassen worden zu sein. Ihr Fahrrad, das sie eigentlich nach Heidelberg zu bringen versprochen hat, überläßt sie mir. Dreist begebe ich mich zum Bahnhof von Tegernsee und verlange eine Fahrkarte nach München. Ich bekomme sie — und fahre mit der Eisenbahn, das Fahrrad im Gepäck, denn auch nach dort. Von da aus radele ich los, bar jeder Habe, am Lenker ein Netz mit einem Salatkopf und einer Gurke. Auf meinem

Wege treffe ich alle 5 km auf sogenannte „Checkpoints". Jeder Passant, der ohne besondere Genehmigung auf Reisen geht, kommt nicht weiter. Jedesmal, wenn ein solches Hindernis naht, trete ich auf die Pedale, und wenn die uniformierten Männer Anstalten machen, mich aufzuhalten, rufe ich: „Please, I have no time." Mit dem Salatkopf und der Gurke im Netz sehe ich wie eine Hausfrau aus, die nur mal rasch in der Nachbarschaft etwas besorgen will. So kann ich alle 18 „Points" passieren. Eine ganze Strecke des Weges, der vor mir liegt, darf ich (von Augsburg aus) mit einem Lastwagen mitfahren, der alte Gummireifen transportiert. Im Gegensatz zu der Fracht, die nur noch als Altmaterial verwendet werden kann, fühle ich mich als „neu", als an einem Anfang stehend. Am verabredeten Tage kann ich meine kleine Tochter wieder in die Arme schließen.

Von Stuttgart nach Hannover fahren wir mit der Eisenbahn. In Uelzen stoßen wir auf unerwartete Schwierigkeiten. Es ist Sonntag. Die Einwohner verkaufen uns trotz unserer Marken nichts. Hausen müssen wir in einer Schule, an deren Wänden Eimer voller menschlicher Sekrete stehen. Unter und neben uns treffen sich Paare zur eindeutigen Paarung. Die noch einmal Davongekommenen genießen, was ihnen geblieben ist. Überall hinein dringt der Gestank aus den Eimern vom Hof; aber was hilft's. Das bislang im Schloß aufgewachsene Kind hat begriffen, was geschehen ist. Am Montag sind wir dann müde und angeekelt zum Bahnhof gewandert. Kurz bevor der Zug eintrifft, taumelt Marte bis an die Kante des Bahnsteiges, wo sie sich übergibt. Sie spricht nicht, und sie weint nicht. Ihr ist das Ungewöhnliche unserer Lage klar. Wir fahren weiter nach Lübeck, wo wir am später Abend eintreffen und keine offizielle Unterkunft ausfindig machen können. Das Rote Kreuz bedient uns nur mit Schelte. Wir sind „zu spät" gekommen. Ich erinnere mich an eine Schulkameradin aus der Lübecker Hansa-Apotheke. Dahin pilgern wir dann — und werden erstmals wieder wie Menschen empfangen. In der „Giftküche", direkt hinter dem Apothekenraum, befindet sich eine Notliege. Dort können wir schlafen. Am Morgen bekommt Marte eine Birne aus dem Garten. Ein Last-

wagen, der Holz geladen hat, bringt uns am nächsten Tage zu meinen Eltern. Als ich dort ankomme, sehe ich meine beiden anderen Kinder im Garten spielen. Mein Gott, bin ich glücklich!

Daheim, bei meinen Eltern, gehe ich bald ins Rathaus, in dem sich inzwischen einiges verändert hat. Der Bürgermeister, Inhaber eines Textilgeschäftes, ist ein Junggeselle und heißt Olderog. Er gibt mir sofort die Aufenthaltsgenehmigung, und als ich ihn frage, was nun aus uns werden solle, antwortete er: „Sie können sich denken, daß ich nicht gerade hocherfreut darüber bin, daß ausgerechnet Sie hier sind; aber da Sie nun schon einmal hier sind, gehen Sie zu Ihren Eltern;"

Der Beginn, der Neubeginn auf Fehmarn, ist menschlich geblieben, soweit die eigentlichen Inselbewohner ihr „Spiel spielten". Schlimm ist es erst geworden, als Bürokraten und Politiker ihr „Machtwort" sprechen konnten. Eigentlich hätte nun, wieder daheim bei den Eltern, all das ein Ende gefunden haben müssen, was hinter uns lag; denn was konnte unser Leben nun noch mit Reinhard Heydrich zu tun haben? So jedenfalls dachte ich. Daß ich falsch gedacht hatte, spürte ich sehr bald. Privat erlebte ich, wenn ich auf die Straße ging, daß alte Freunde oder solche, die sich bislang so bezeichnet hatten, die andere Straßenseite aufsuchten, weil sie mir keinen „guten Tag" entbieten wollten. Ein Kontakt mit mir könnte ihnen schaden, war ganz offenbar ihre Auffassung. Insgeheim hätte der eine oder der andere schon gern mit mir geredet, aber öffentlich? Nein! Doch es gab auch Ausnahmen. Da war zum Beispiel Käte Dietz, eine alte Freundin, die weiterhin und offen zu mir hielt.

Wie Papiere gefälscht werden, weiß ich nicht erst seit gestern. Ich mache das nach meiner Ankunft auf Fehmarn natürlich auch weiterhin. Da ist zum Beispiel ein Mann, der aus dem Elsaß kommt, wo er in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden ist. Die Suchkommandos haben ihn nicht gefunden. Ich mache aus ihm kurzerhand einen ganz anderen Mann. Er bleibt frei und überlebt. Mir hat das schließlich sogar Spaß gemacht. Es war für mich eine Art

Reaktion auf all das, was uns nach unserer Meinung völlig zu Unrecht widerfahren war.
Ein legales Leben konnte ich allerdings nicht führen. Nicht einmal unser Sommerhaus durfte ich beziehen; denn in ihm wohnten zunächst Flüchtlinge und dann der englische Kreis-Offizier.
Nur ein Narr konnte 1945 meinen, daß es in meiner Lage genüge, sich lediglich beim deutschen Bürgermeister gemeldet zu haben. Unmittelbar nach dem Gespräch mit Olderog wandte ich mich daher an das 8. britische Armeekorps, das für uns hier oben damals zuständig war. Durch reiche Erfahrungen gewitzt, ging ich nicht persönlich hin, sondern schrieb einen Brief, der wie folgt lautete: „Hochzuverehrender Herr General! Seit dem 7. September 1945 befinde ich mich im Hause meiner Eltern, dem Lehrer Jürgen von Osten und seiner Frau Mathilde. Sollte gegen mein Hiersein etwas einzuwenden sein, wollen Sie es mich wissen lassen."
Natürlich habe ich erwartet, daß es mir wie in Bayern ergehen und sofort fremde Soldaten erscheinen würden; aber ich hatte mich getäuscht. Es geschah lange Zeit hindurch gar nichts. Erst nach ungefähr vier Wochen läutete es an unserer Tür. Vor ihr stand ein britischer Soldat im Unteroffiziersrang. Meine Mutter bat ihn herein — und er mich sofort um meine Papiere. Da sie mir in Rottach-Egern abgenommen worden waren und ich mir selbst keine neuen „ausgestellt" hatte, konnte ich seiner Aufforderung nicht folgen. So mußte ich ihm denn erzählen, auf welche Weise ich von dort nach hier gekommen sei. Ich tat es — sehr blumenreich. Am Schluß haben wir, er und ich, herzlich gelacht. Und dann habe ich ihn gebeten, doch „bitte einen Augenblick zu warten". Ich wolle nur noch rasch einen Koffer packen. Was dann geschah, gebe ich am besten so wieder:
Er: „Wieso wollen Sie denn einen Koffer packen?"
Ich: „Sie sind doch nur gekommen, um mich abzuholen!"
Er, lachend: „Aber nein! Nein! Ich will Sie nicht abholen. Niemand von uns will Sie einsperren!"
Ich machte ein enttäuschtes Gesicht und dachte: „So also ist es hier oben." So bin ich denn eine der wenigen „Nazi"-Frauen, die nicht

eingesperrt worden sind. Die meisten von ihnen haben irgendwo im Gefängnis gesessen. Eigentlich hat mir ein wenig leid getan, daß ich nicht auch noch habe sitzen müssen; denn mir war sonst nun wirklich nichts erspart geblieben.
Der Winter von 1945 zu 1946 war streng und hart, die Insel auf Brennstoffzufuhren von außen her angewiesen. Kohle und Torf gab es bei uns nicht. So mußten wir, wenn wir nicht erfrieren wollten, uns so etwas wie den Ast absängen, auf dem wir saßen: unsere Obstbäume mußten daran glauben. „Von der Hand in den Mund leben", lautete unsere Devise. Und dann, ein paar Jahre später, kam die Währungsreform. Jeder von uns erhielt pro Kopf 40 Deutsche Mark (DM), von denen wir, wie ich zuerst ironisch meinte, „unser Leben lang auskommen" sollten.
Immer wieder denke ich in dieser Zeit an ein normales Leben ohne politischen Akzent; aber je unpolitischer ich mich verhalte, um so politischer werde ich von außen her bewertet. Die „NS-Zeit", soll „bewältigt" werden. In den Zeitungen, in allen Presseorganen, spricht man nun wortreich über den „Massenmörder Heydrich". Menschen, die zuvor niemals etwas über ihn gehört haben, werden auf ihn aufmerksam. Leute, die nie gewußt haben, daß er Frau und Kinder hatte, lassen ihren Haß nun an uns aus. Den meisten von ihnen ist nicht einmal bekannt, daß Heydrich bereits seit Jahren tot ist. Für „alles" wird er nun verantwortlich gemacht. Da ist zum Beispiel die Sache mit der Hinrichtung eines politischen Häftlings, der im Jahre 1944 oder 1945 auf der Insel Fehmarn eine Bäuerin vergewaltigt haben soll, deren Mann als Soldat im Felde stand. Nach dem Kriege findet eine richterliche Untersuchung statt. Und auf Befragung der damaligen Untersuchenden erklärt der Richter, daß dies „doch nur im Auftrage von Heydrich geschehen sein" könne. Als dann zwangsläufig doch festgestellt wird, daß Reinhard Heydrich bereits seit zwei Jahren tot sei, folgt betretene Verlegenheit, die uns jedoch nichts nützt. Wir haben das Zeichen des Mörders an der Stirn zu tragen.
Ich kann mich nicht einfach ins sogenannte „Privatleben" zurück-

ziehen. Mehr denn je bin ich die Frau eines Kriegsverbrechers: ohne Möglichkeit zur Verteidigung.
Auf die neuen Gesetze, die sich mit den Menschen „aus früherer Zeit" befaßten, konnte ich mich nicht berufen. So war das Gesetz 131 beispielsweise, das die Versorgung der ehemaligen Soldaten „regelte", kein Gesetz, das die deutsche Staatsbürgerin Lina Heydrich, die Witwe eines während des Krieges infolge eines Attentats verstorbenen Generals der Polizei, für sich in Anspruch nehmen durfte. Dabei hätte es auf mich Anwendung finden müssen; aber ich rutschte immer zwischen den Paragraphen hindurch ... und bald merkte ich, daß ich immer durchrutschen würde. So enthielt das Gesetz zum Schutze der Vertriebenen beispielsweise einen Sonderparagraphen über Hausratshilfe, der eine Entschädigung für verlorengegangene Güter angemessen garantieren sollte, doch als ich mich darum bemühte, auch nur für meine Kinder eine Beihilfe zu bekommen, wurde ich abgewiesen. „Als Nutznießerin des nationalsozialistischen Regimes haben Sie kein Anrecht ..." darauf, hieß es, Ansprüche dieser Art zu stellen. Dabei kann kein Mensch beweisen, daß ich Nutznießerin des nationalsozialistischen Staates gewesen sei. Bewiesen ist nur: Ich bin Reinhard Heydrichs Witwe. Sonst nichts!
Als nach dem Kriege die sogenannte Entnazifizierung begann, nahm eine systematische Räuberei ihren Lauf. Den Leuten wurde ihre Habe genommen. Ich gehörte zu denen, die alles verloren.[27]) Dagegen war kein Kraut gewachsen.
Ich suche nach einem neuen Ufer. Helfen soll mir dabei der Österreicher Leopold von Zenetti, der mir nach Reinhards Tod sehr geholfen hat. Er hat all' meine Extravaganzen erduldet, mich geduldig auf die Jagd begleitet und mich gestützt, als mein Sohn Klaus tödlich verunglückte, und er hat mich im Januar 1945, als sich das Ende in Prag abzeichnete, durchaus nicht aus heiterem Himmel gefragt, ob ich seine Frau werden wolle. Im Januar habe ich „ja" gesagt; aber jetzt ist Leopold von Zenetti so unerreichbar wie das Ufer, das ich suche. Ich weiß nicht, wo er sich aufhält. Einen Teil der Sachen, die er brauchen wird, wenn er kommt, habe

ich daheim bereitgelegt. Von einem Heimkehrer erfahre ich überraschend, daß ich von Zenetti im Münsterland finden könne. Ausgerüstet mit falschen Papieren und Proviant, fahre ich in einem alten Kohlenwagen als Frau Rosenkranz nach Münster. Als ich dort mit schlotternden Knien eintreffe, immer die Furcht im Nakken, erkannt zu werden, höre ich von Zenettis Kameraden: „Zenetti hat sich gestern unerlaubt entfernt. Er ist weg!" Ich bin zu spät gekommen, überlasse den Zenetti-Kameraden den Inhalt meines Rucksackes und sage den Männern für den Fall, daß von Zenetti doch wieder zurückkehren solle, daß ich nicht Frau Rosenkranz, sondern Lina Heydrich sei. Sie fallen aus allen Wolken ...

Die Rückfahrt war sehr ungemütlich und beschwerlich, doch als ich in Neustadt-Holstein plötzlich von Zenetti auf dem Bahnhof stehen sah, war alles vergessen. Hand in Hand standen wir bald vor meinem Elternhaus. Meine Eltern, besonders seit dem Ende des Krieges in großer Sorge um ihre Tochter und deren Kinder, schöpfen Hoffnung. Sie wähnen ihre Enkel nun endlich gesichert. Leopold von Zenetti glaubt an seine Zukunft. Nach einigen Wochen fährt er heimwärts nach Österreich. Lange Zeit höre ich nichts von ihm. Dann erfahre ich, daß er beim Grenzübertritt erwischt und für einige Wochen in „Gewahrsam" genommen worden sei. Jetzt habe er in Wels eine Anstellung bei der Jagdbehörde gefunden und möchte, daß ich zu ihm käme. Ein Auerhahn sei mir zum Abschuß gewiß.

Am 8. April 1946 höre ich im Radio, daß die Tschechoslowakei meine Auslieferung verlange. In einer Kiste verpackt, verlasse ich Fehmarn und lande schließlich in Hamburg, wo es einige zum Tode verurteilte ehemalige SS-Leute gibt, denen ich mit falschen Papieren geholfen habe.

In Hamburg wird mir eröffnet, daß ich nach München fahren und im „Hotel Regina" „Quartier beziehen" solle, was ich „ordnungsgemäß" tue. Kaum im „Hotel Regina" angekommen, öffnet sich meine Tür und der Rechtsanwalt Tammo van Horn steht vor mir, einer der einstigen SS-Männer aus Hamburg, denen der Galgen gewiß ist, wenn sie erwischt werden.

Er will mich unbedingt nach Spanien mitnehmen. Ich kann mich zu dem Schritt jedoch nicht entscheiden, zumal ich auf Leopold von Zenetti warte, meinen künftigen zweiten Ehemann. Er erscheint am nächsten Morgen. Freunde begleiten ihn. Tammos Anwesenheit überrascht ihn merklich. Er bekommt (diese Leute halten noch zusammen) Landkarten und Geld — für seine Reise nach Spanien. Wir, von Zenetti, einige seiner Freunde und ich, bereiten uns auf die Auerhahn-Jagd vor. Ich habe die Situation, in der ich mich befinde, einen Augenblick lang fast vergessen. Fast vergessen; denn in einem geeigneten Moment gestehe ich von Zenetti, daß die Tschechen meine Auslieferung wollen, was er jedoch längst weiß. Und das ist das Ende: er erklärt mir, daß er mich daher nicht heiraten könne.

Die ganze Nacht hindurch habe ich wieder einmal „Bilanz" gemacht. Am Morgen bitte ich von Zenetti, mir wenigstens behilflich zu sein, für einige Zeit unterzutauchen. Ich muß den Engländern die Möglichkeit geben, zu behaupten, daß ich nicht in der englischen Besatzungszone lebe. Zu diesem Kompromiß ist er bereit. Er verschafft mir Anstellung und Unterkunft bei einem Bauern in der Nähe von Wels in Österreich. Ich werde als Magd eingestellt, muß in der Küche arbeiten und die Wohnung in Ordnung halten. In der Küche bin ich ein vollständiger Versager. Die oberösterreichische Kochkunst ist mir fremd. Von der ländlichen Kocherei verstehe ich nahezu nichts. Staub wischen, Teppische und Decken klopfen, Fenster putzen, Betten machen und den Hof fegen, das beherrsche ich natürlich zur vollen Zufriedenheit meines Arbeitgebers. Während einer Großreinigung des ehelichen Schlafzimmers entdecke ich in einer Schale ein Partei-Abzeichen der NSDAP. Ich bin also nicht unter Fremden, auch wenn wohl ein solcher Eindruck entstehen soll. Leopold von Zenetti ·ist häufiger Gast im Hause. Meist ist er schon betrunken, wenn er eintrifft. Offenbar wird er mit der neuen Situation nicht fertig. Eines Tages glaube ich, dies alles nicht mehr ertragen zu können. Ich leihe mir etwas Geld und verschwinde einfach. Während die Bauern auf der Schwarzloferalm das Sennenfest feiern, trotte ich hinter einem Zöllner her. Un-

ser Weg führt nach Reit im Winkl. Von da aus mache ich mich auf den Weg zurück nach Hamburg, wo ich erfahre, daß ich nicht auf der Fahndungsliste stehe.[28]) So begebe ich mich — mit gemischten Gefühlen — zu meinen Eltern und gestehe ihnen: „Aus der Heirat mit dem Herrn von Zenetti wird nichts. Er hat Angst!" Zu danken habe ich dem Angsthasen dennoch. Reinhards Tod und den Tod unseres Sohnes, hätte ich ohne ihn wohl nur schwerlich überstanden.

Mit der Zeit habe ich mir ein neues Gedankenfundament geschaffen. Mein Leben, so sagte ich mir von nun an, gehört allein mir. Ich kann frei darüber verfügen. Sobald ich weiß, daß ich es nicht mehr ertragen kann, habe ich das Recht, es zu beenden. Ich lebe auf dieser Erde und alles, was ich tragen soll, trage ich freiwillig. Gibt mir die Umwelt, das Gesetz oder der Unverstand der Menschen, eine Last auf, die ich nicht tragen kann, darf ich entscheiden, ob ich weiterleben will. Niemand kann mir befehlen. Seitdem habe ich die Dinge um mich herum anders als zuvor gesehen. Seitdem habe ich gewußt, daß ich auf der Insel Fehmarn bleiben würde. Mein Haus, das seit einiger Zeit eine „Stätte der Begegnung" ist, vom englischen Kreisoffizier unterhalten wird und nicht selten Mädchen beherbergt, habe ich nicht abgeschrieben, und daran lasse ich auch keinen Zweifel aufkommen. Langsam wird mir klar, daß ich eine Arbeitsgenehmigung benötige. Es gibt Fragebögen, die über die Vergangenheit der Antragsteller Auskunft geben sollen. Da ich nur einfaches Mitglied der Partei war, reiche ich den 19 Fragen umfassenden Fragebogen ein: alles exakt beantwortet. Er wird mir mit der Belehrung zurückgereicht, daß für mich ein anderes Formular gelte, das Formular mit 133 Fragen.[29])

Das Jahr 1947 gehört zu den schwersten Zeiten meines Lebens. Es sind nicht nur die Enttäuschungen, die es mir gebracht hat, sondern vor allem die große Sorge um meine Kinder. Meine Eltern sind alt. Wer wird für meine Kinder sorgen, wenn meine Eltern nicht mehr leben? Die Feindschaft der Behörden wird auch auf sie ausstrahlen. Ich überlege mir alles das und beschließe, dem Rat eines guten Bekannten zu folgen, der mir empfahl: „Wende Dich

doch an die katholische Kirche." Ich tue es und fahre zum Bischof in Osnabrück. Ihm schildere ich meine Situation und bitte ihn, sich meiner drei Kinder anzunehmen, falls ich ausgeliefert werden sollte. Die Exzellenz empfiehlt mir, zunächst erst einmal zur katholischen Kirche überzutreten. Einige Tage später erhalte ich einen Brief. Die katholische Kirche verlangt von mir pro Tag und pro Kind drei Mark. Die Demütigung, die ich um der Kinder willen auf mich genommen habe, ist umsonst gewesen.
Immer wieder wird von Auslieferungsverfahren geredet. Den ganzen Winter 1947/1948 bedrückt diese Ungewißheit mich. Etwas Vernünftiges kann ich nicht beginnen. So spiele ich auf den Tasten des Schwarzmarktes. Dabei bin ich oft am Hafen gewesen. Der bitterkalte Winter hat zusätzliche Probleme geschaffen. Rund um die Insel war das Meer zugefroren. Man konnte über das Eis bis Dänemark gehen. Da Fehmarn über keinen Wald verfügt, aus dem man Brennmaterial für den Ofen holen kann, habe ich mir seinerzeit vom Großherzog von Oldenburg, dessen Schwester, die Prinzessin zu Waldeck und Pyrmont, zu unseren guten Bekannten gehört hat, Holz beschafft. Während dieser Zeit sind große Schwärme von Wildenten aus den dördlichen Gebieten bei uns eingefallen. Die Fischer haben Löcher ins Eis geschlagen und Netze unterm Wasserspiegel gezogen. Nachts sind Wildenten in die Wasserlöcher gestoßen und haben sich in den Netzen verfangen. Der Hafen wurde von der Polizei und vom Zoll abgeriegelt, und jede Ente, die gefangen worden war, wurde beschlagnahmt. Dieser Winter war ein Winter des Faustrechts. Erst immer gegen Mitternacht wurde der Sperriegel am Hafen aufgehoben, und dann bin ich nach dort geschlichen — und habe Enten bekommen; oftmals bewirteten die Schiffer mich auch mit einem heißen Grog. Irgendwie haben sie mein Verhalten als mutig angesehen.
Die Einführung der Währungsreform ändert unsere Lage schlagartig. Bislang habe ich mich so einigermaßen durchgemogelt. Jetzt hatte ich für mich und die Kinder 160 DM in der Hand und sonst nichts. Zuerst habe ich versucht, geräucherte Aale zu kaufen, um sie in Hamburg teuerer zu verkaufen, was sich als Fehlschlag

erwies. Die Hälfte der Aale wurden schon auf dem Transport gestohlen. Wirkungsvolle Gegenmaßnahmen sind mir nicht eingefallen, zumal ich nicht wagen durfte, mich irgendwie bemerkbar zu machen. Ich habe das Gefühl gehabt, daß es besser sei, man vergißt mich — oder man bemerkt mich nicht. An einem Abend hockte ich wieder einmal am Hafen und sah den Möwen zu, die sich um den Fischabfall eines Kutters stritten. Ein alter Fischer, ein Ostpreuße, setzte sich zu mir auf die Fischkiste und fragte mich: „Marjellchen, Sie sehen so traurig aus." Da erzählte ich ihm, daß ich nicht ewig von 160 DM leben könne, da drei kleine Kinder zuhause seien und ein altes Elternpaar. „Aber das ist doch ganz einfach. Wissen Sie", belehrte er mich, „da gibt es den Hering 3, der ist ohne Marken. Den holen Sie sich, und es gibt auch Fischöl. Das alles packen Sie in eine Konservendose und dosen es ein. Das kann man in der Waschküche machen." Und so habe ich mit den Fischen angefangen. Es hat großartig funktioniert, nur alles ist immer noch ohne Behörde geschehen, was mich gestört hat, und so bin ich eines Tages nach Hamburg zu einer Dienststelle gefahren, um mir die amtliche Genehmigung zu holen. „Haben Sie 1939 bereits ein Fischgeschäft gehabt?" wurde ich barsch gefragt. „Nein, das habe ich wirklich nicht", mußte ich antworten, und so erfuhr ich denn: „Dann bekommen Sie jetzt keine Genehmigung!" Am 18. Oktober hatten meine Eltern goldene Hochzeit. Ich habe mit meinen Fischen in Hamburg und später auch in Osnabrück bereits so viel verdient gehabt, daß ich ihnen ein kleines Familienfest ausrichten konnte.
Am nächsten Morgen fummelte ich am Radio herum und hörte die Morgennachrichten. Und da durchfuhr es mich plötzlich. „Frau Margarete Heydrich ist vom Volksgericht in Prag zu lebenslänglichem Zuchthaus, davon 20 Jahre verschärftes Straflager, verurteilt worden ... in absentia." Ich war's, wenn auch der Vorname nicht stimmte. Man hat mich also nicht mehr ausliefern wollen, mutmaßte ich. Erst 7 Jahre später erfuhr ich die tatsächlichen Zusammenhänge. Nach längeren Verhandlungen, in denen die Tschechen von der englischen Besatzungsmacht 100 Personen an-

forderten, waren die Briten nur bereit, 50 der namhaft gemachten Personen auszuliefern. Auf dieser Liste stand ich, wie ich feststellen mußte, an erster Stelle. Da sich die Tschechen der Männer bedienen mußten, die sowohl deutsch als auch tschechisch sprachen, hatten sie auch den Leiter des Prager deutschen Bodenamtes, der in Prag gefangen war, im Büro beschäftigt. Er hat von dieser Auslieferungsliste Kenntnis erhalten und sie nach dem Motto umgeschrieben: Die Ersten sollen die Letzten sein.

Ein paar Tage nach dieser Bekanntgabe fand in der Stadt Burg auf Fehmarn der sogenannte Herbstmarkt statt, zu dem meine Kinder mich drängten. Kaum hatten wir das Haus verlassen, als ich auf der Straße einen amerikanischen Straßenkreuzer stehen sah, ein Auto, wie wir es hier selten erblicken konnten, denn die Insel war nur auf dem Wege über eine Fähre erreichbar. Ein Mann beugte sich heraus und fragte einen Passanten etwas, und als dieser gestikulierend in Richtung Hafen zeigte, fuhr der Wagen an uns vorüber. Nach dem Vergnügen gehen wir in ein am Markt gelegenes Schuhgeschäft, um Schuhe für die Kinder zu kaufen. Während wir anprobieren, höre ich neben mir den Satz: „Sie dürfen nicht nach Hause gehen, dort warten Amerikaner auf Sie!" Ich habe die Schuhe noch gekauft und die Kinder dann nach Hause geschickt. Was sollte ich jetzt tun? Wollten sie mich abholen? Gab es überhaupt eine Ausweichmöglichkeit? Ich gehe sehr, sehr langsam nach Hause. Und da stürzen aus den Häusern Menschen auf mich ein und fordern mich auf, mich bei ihnen zu verstecken. „Hier sind Amerikaner, die suchen Sie, sie waren schon bei uns", so lautet der Tenor. Es ist sinnlos, den Ratschlägen zu folgen. Ich gehe nach Hause. Meine Mutter tritt mir in der Haustür entgegen und zieht mich, geradezu irre vor Angst und Schrecken, ins Haus. Sie reißt die Kellertür auf und stößt mich so heftig die Treppe hinunter, daß ich fast falle. „Und da unten bleibst Du, hast Du mich verstanden?" befiehlt sie mir — vor Angst schlotternd. Da sitze ich nun in diesem Kellerloch. Die Kinder sind offenbar ins Nachbarhaus geschickt worden. Und dann höre ich sie, wie sie zurückkommen. Und ich höre die Diskussion meiner Mutter mit

den Männern. „Wir haben Lina Heydrich nicht gefunden", sagen sie, „und Sie werden sie auch nicht finden", reagiert meine Mutter, die die Flucht nach vorn antritt und hervorstößt: „Und Sie werden sie auch nicht in die Tschechei bringen, nie und nimmer!" „Aber wir wollen sie ja gar nicht mitnehmen. Wir wollen sie nur fragen, was sie zu dem Prager Urteil sagt. Wir sind von der Presse", antworten die Männer und so geht es weiter, bis ich in der Tür zum Keller auftauche. Meine Mutter hat mich so strafend angesehen, wie manchmal früher, als ich noch ein Kind war. Die Männer sind offenbar ebenso erstaunt: „Mein Gott. Wir haben Sie ja schon gesehen", sagen sie, „das ist ja hier eine verflixte Insel. Erst schickt uns ein Mann, während Sie an uns vorbeigehen, in eine falsche Richtung, und schon auf der Fähre haben die Fährleute erklärt, daß wir umkehren sollten, auf der Insel gäbe es keine Frau Heydrich. Alle haben wir gefragt. Keiner hat Sie gekannt, und keiner hat Sie gesehen!" „Aber alle", unterbreche ich den Mann, „wollten mich verstecken!" Betroffen haben diese „Gäste" das Haus wieder verlassen. Doch nachdenklich wurde auch ich. Ich habe angefangen, nun systematisch mein Leben in Ordnung zu bringen. Illusionen gab ich mich nicht mehr hin. Um mein Haus auf Fehmarn zurückzubekommen, habe ich eine Entnazifizierung von ganz besonderer Intensität ertragen müssen. 1953 konnte ich wieder einziehen. Etwas später gewann ich den Prozeß gegen den Staat, der mir die Anerkennung als Kriegerwitwe verweigert hatte. Erst Veröffentlichungen in England über die Ermordung meines Mannes beseitigten alle Zweifel. Jedoch wurde meine Pension, die ich bereits 3 Jahre lang, d. h. von 1942 bis 1945, erhalten hatte, aberkannt, womit ich als Nutznießerin des Dritten Reiches abgestempelt war. Das war dann die Wand, die mich von da an systematisch vom Leben der Normalbürger trennte. Und wann und wo immer ich so vermessen war, auf die Rechte eines Normalbürgers zu pochen, wurde ich amtlich belehrt: „Als Frau eines Kriegsverbrechers steht Ihnen nach Paragraph so und so ... nicht zu, was Sie beantragen. Ihr Antrag ist abgelehnt."
Ich hatte 1954 meine persönliche Freiheit ebenso abgeschrieben

wie meine Konten. Da las ich in der Zeitung, daß die „Uraltkonten" von den Banken, die in Berlin ihren Sitz hatten, aufgewertet würden. Meine einstige Versicherungssumme belief sich auf 200 000 Mark. Während der Verhandlungen über die Dotation von Breschan hatte ich den Betrag auf ein von mir eröffnetes Konto bei der Deutschen Reichsbank überwiesen, deren Sitz sich in Berlin befand. Eigentlich sollte das Geld für „nach dem Kriege" zurückgelegt sein, sozusagen als Rückversicherung. Ich wollte mich auch finanziell „freischwimmen". Nun, da dieses Geld infolge der angekündigten Regelung plötzlich in der „Literatur" des Finanzamtes wieder auftauchte, meldete ich mich. Wer würde den Versuch nicht wagen, sein Geld doch noch zu bekommen? Auf der Flucht aus Prag hatte ich viele Unterlagen mitgenommen. Ich beantragte 1954 also die Anerkennung zur Aufwertung von 5% des eigentlichen Geldes.[30]) Der Antrag löste eine Lawine aus. Erst 1971 war alles vorbei. Erst wurden meine Angaben bestritten, dann infolge der Bemühungen meines Rechtsanwaltes bestätigt. Das Ergebnis: mein Geld wurde beschlagnahmt und schließlich konfisziert. So langweilig, wie Gerichtsgebäude gewöhnlich sind, war auch dieses Verfahren. Schwung kam in die Sache erst, als von Amts wegen bestätigt werden mußte, daß das aufzuwertende Geld tatsächlich existierte. In dem Augenblick jedoch, in dem es mir zugesprochen wurde, griff die Entnazifizierungsbehörde ein. Die Berliner Behörden ordneten ein Sühneverfahren gegen Reinhard Heydrich an, der bereits 1942 gestorben war. 18 Jahre nach seinem Tod mußten ich als seine Witwe und Marte, als seine jüngste Tochter, die erst nach seinem Tode zur Welt gekommen war, vor dem Tribunal erscheinen. Im Herbst 1942 habe ich vom Amtsgericht Berlin-Lichterfelde den Erbschein bekommen. Der Nachlaß war geordnet. Die Erben Reinhard Heydrichs, seine Kinder und seine Frau, hatten die Schulden des Erblassers anerkannt. Wir haben alle Verpflichtungen für das Haus auf Fehmarn und für das Haus in Schlachtensee auf uns genommen. Mit der Pension, die mir zur Verfügung stand, konnte ich das Haus in Berlin-Schlachtensee nicht halten. So habe ich es denn mit einem Gewinn von rund

1600 Mark verkauft. 1960 soll in einem Hause in Berlin am Ferbelliner Platz Bilanz gemacht werden. Juristisch ist Reinhard wieder „auferstanden“ und soll nun möglicherweise gar „entnazifiziert“ werden. Wir, die Kinder und ich, sind als Zeugen geladen. Als Reinhard starb, war ich 30, Heider 8, Silke 4 und Marte war noch gar nicht geboren. Trotzdem mußte auch sie als Zeugin auftreten. Da meine beiden ältesten Kinder bereits in der Ausbildung standen und nicht gestört werden sollten, erschien nur, begleitet von meinem Rechtsanwalt, meine jüngste Tochter und ich. Schon an Auswüchse gewohnt, habe ich eine Freundin meiner Tochter mitgenommen, und zu meiner inneren Unterstützung hat sich Herr Schütter, ein Gast aus der Sommerzeit, bereit erklärt, in meiner Nähe zu bleiben. Mein Rechtsanwalt, Dr. Massmann, „behütet“ uns. Als wir in Berlin ankamen und uns zum Ferbelliner Platz durchgefragt hatten, „empfingen“ uns Hunderte von Kindern. Irgendwie, so dachte ich, müßte das ein Irrtum sein. Doch wir täuschten uns. Die rund 800 Schüler sollten diesem Prozeß als politischem Unterricht beiwohnen. Ich habe mir notiert: „Uns werden die Plätze auf der Anklagebank zugewiesen. Die Schule versammelt sich hinter uns. Das Schauspiel beginnt. Nichts, aber auch gar nichts, habe ich von alledem gehört, was ein Mensch da in der ganzen Gewichtigkeit seiner Person vorgelesen hat. Ich habe nur meine Tochter angesehen. Dann fand eine Pause statt und danach haben wir zu dem, was da vorgelesen wurde, etwas sagen sollen. Nachdem unser Rechtsanwalt gesagt hat, daß wir doch gar keine Ahnung von den Anschuldigungen hätten, hat das Gericht den Entschluß gefaßt, Reinhard Heydrich, bislang zwar noch von keinem Gericht als Kriegsverbrecher verurteilt, nunmehr als Kriegsverbrecher einzustufen und sein Vermögen einzuziehen. Einige Stunden später haben wir im Ostsektor am Grabe Reinhards gestanden. Ich wollte, daß auch Marte sehen sollte, wo der Vater 1942 beigesetzt worden ist.

Kommentare

Der Verlag W. Ludwig veröffentlicht dieses Buch der Witwe Reinhard Heydrichs als zeitgeschichtliches Dokument. Daß er sich mit vielen Ausführungen der Verfasserin nicht identifiziert, beweisen die hier folgenden Kommentare, die der renommierte Historiker und Hitler-Forscher Werner Maser auf Bitten des Verlages zu einzelnen Punkten der Darstellungen Frau Lina Heydrichs zur Verfügung stellte.

Wilhelm Ludwig

Der Bitte Wilhelm Ludwigs, bestimmte Angaben Lina Heydrichs zu kommentieren, bin ich nur sehr zögernd gefolgt; denn die Diskrepanz zwischen Dichtung und Wahrheit ist in den „Erinnerungen" der Verfasserin an vielen Stellen so groß, daß sie selbst dann nicht akzeptiert werden kann, wenn die der Memoiren-Literatur gewöhnlich großzügigerweise zugestandenen Maßstäbe angelegt werden. Manche Behauptungen bedürfen nicht der Kommentare des Historikers, sondern eher der Deutungen des Psychologen. Zu einem solchen Schritt konnte der Verlag sich jedoch nicht entschließen.

Lina Heydrich hat viele Taten ihres Mannes nicht nur verbrämt, phantasiereich beschönigt und rigoros verdreht, sondern wesentliches auch — ganz offensichtlich — bewußt verschwiegen oder einfach anderen Gipfelfiguren des Hitler-Regimes in die Schuhe geschoben. Den Reinhard Heydrich, den sie erstehen läßt, hat es mit Sicherheit niemals gegeben. Nach wie vor gilt als erwiesen, was der Kieler Historiker Michael Freund vor zwei Jahrzehnten in einem Gutachten auf Anforderung des Landessozialgerichts Schleswig) über den geschichtlichen und völkerrechtlichen Aspekt der „Ermordung" (Tod infolge Attentats) Reinhard Heydrichs schrieb. In diesem Gutachten, das Lina Heydrich seit jeher bekannt ist, heißt es unter anderem: „Es ist . . .von der allergrößten Bedeutung", daß Heydrich „für eines der größten Verbrechen des 20. Jahrhunderts, die Ermordung von Millionen von Juden und anderer Menschen, unmittelbar verantwortlich ist, daß er die Methode dieses Verbrechens mit einer bemerkenswerten, ja großartigen organisatorischen Begabung erdacht und durchgeführt und mit dem zugleich verbrecherischen und grandiosen Mut ins Werk gesetzt hat . . . Er ist eine der wichtigsten Figuren des Dritten Reiches. Er hat in keiner Darstellung des Dritten Reiches noch den ihm gebührenden Platz gefunden (was inzwischen nicht mehr in dem Maße zutrifft**).*

*) Lina Heydrich hatte bei dem Gericht einen Versorgungsrechtsstreit angestrengt.

**) Vgl. dazu Höhne, Heinz: Canaris. Patriot im Zwielicht. München 1976.

*Er ist ein Mann von überragender Bedeutung, er hat die luziferische Größe eines genialen Gesinnungsverbrechers ... Auch nach dem im Dritten Reich gültigen Strafgesetzbuch ist Heydrich als Mörder zu bezeichnen**).*

Die vom NS-Regime bis 1945 profitierende, „politisierende Witwe", wie Heinrich Himmler die Heydrich-Witwe einmal kritisierend nannte, hat die Chance nicht genutzt, die der Ludwig-Verlag ihr bot. Weder die zahlreichen persönlichen Gespräche noch die Korrespondenz mit Lina Heydrich erwiesen sich als nützlich. Wann immer sie gefragt wurde, wie sie diese oder jene dokumentarisch belegten Details und Zusammenhänge erkläre, reagierte sie ausweichend oder phantasievoll die Tatsachen verdrehend und nicht selten gänzlich ignorierend. Die Bitte, den Inhalt bestimmter Dokumente zur Kenntnis zu nehmen und einschlägige Bücher zu lesen, wies sie als unzumutbar zurück, was schließlich diese Kommentare nötig machte.

Werner Maser

---

*) Antrag auf Eröffnung des Sühneverfahrens, Der Senator für Inneres, Berlin, den 19. 11. 1959. Aktenzeichen: IF-0250-54/56, S. 41 f.

1

Reinhard Heydrichs Anteil im Rahmen der Röhm-Affäre schilderte der SS-Gruppenführer von Eberstein, der den SS-Oberabschnitt Mitte führte, als Zeuge vor dem IMT in Nürnberg auf folgende Weise: „Im Laufe des 30. Juni kam zu mir ein SS-Obersturmbannführer Beutel vom SD mit einem Sonderauftrag, den er von Heydrich bekommen hatte. Es war noch ein jüngerer Mann, dieser Beutel, und er wußte nicht, was er nun machen sollte und kam zu mir, um von mir als älteren Mann einen Rat zu holen. Er hatte einen Befehl, in dem waren ungefähr 28 Namen enthalten und ein Zusatz, aus dem hervorging, daß ein Teil dieser Leute verhaftet und ein anderer Teil exekutiert werden sollte. Dieses Schriftstück trug keine Unterschrift, und ich riet daher diesem Obersturmbannführer, doch unbedingt eine Klarheit herbeizuführen, was nun geschehen solle und warnte ihn auch sehr nachdrücklich vor irgendwelchen unbesonnenen Handlungen. Es ist dann, soweit ich mich erinnern kann, ein Kurier nach Berlin geschickt worden, und dieser Kurier hat dann auch Exekutionsbefehle mitgebracht, und zwar von Heydrich. Diese Befehle hatten ungefähr folgenden Inhalt: Auf Befehl des Führers und Reichskanzlers wird der und der — und dann folgte der Name des Betreffenden — wegen Hoch- und Landesverrat zum Tode durch Erschießen verurteilt. Unterschrieben waren diese Urkunden von Heydrich. Die Unterschrift war zweifelsohne echt; und ein beigedruckter Dienststempel der betreffenden Dienststelle, der Heydrich vorstand in Berlin; und auf Grund dieser Urkunde sind acht Angehörige der SA und auch der Partei, insgesamt acht Personen, in Dresden von der politischen Bereitschaft Sachsen erschossen worden und noch eine weitere Person in Chemnitz." Zit. nach dem Heydrich-Nachlaß.

2

Lina Heydrich geht auch hier großzügig mit den Fakten um. Der Reichsparteitag, auf dem die berüchtigten Nürnberger Gesetze verkündet wurden, fand im September 1935 statt. Ernst vom Rath fiel jedoch erst am 7. November 1938 dem Attentat des 17jährigen Juden Grynspan aus Hannover zum Opfer. Ernst vom Rath starb am 9. 11. 1938. Lina Heydrich ignoriert die Tatsache, daß Grynspan vom Rath nicht aus politischen, sondern aus rein persönlichen Erwägungen nach dem Leben trachtete. Wie französische Behörden, die Grynspan rechtskräftig verurteilten, seinerzeit nachwiesen, hatten zwischen vom Rath und Grynspan homosexuelle Beziehungen bestanden. Bis Mai 1942, bis zum Attentat auf Heydrich, haben auch führende Nationalsozialisten noch geglaubt, daß Grynspan mit seinem Attentat eine „Demonstration des Weltjudentums gegen das nationalsozialistische Deutschland im Sinne" hatte. Die raffiniert gesteuerte „Spontan-Reaktion" auf das von der Propaganda rassenideologisch artikulierte Attentat und dessen unmittelbare Folge (der Tod vom Raths) waren nicht die Nürnberger Gesetze, sondern die sogenannte „Reichskristallnacht".

3

Lina Heydrichs Angaben haben mit den Tatsachen nichts zu tun. Falls Frau Heydrich die Dinge tatsächlich so schildert, wie sie sich im Hause Heydrich abgespielt haben, hat Heydrich seine Frau vorsätzlich und verblüffend zu täuschen verstanden; denn noch bevor das Ehepaar Heydrich sich zu Bett begab, hatte Heydrich bereits Vorkehrungen für die Kristallnacht getroffen. Um 1,20 Uhr nachts gingen von Heydrich gezeichnete Fernschreiben an alle Staatspolizeileit- und Staatspolizeistellen (IMT, Bd. XXXI, Dok. 3051-PS),

in denen es hieß, daß „Aufgrund des Attentats gegen ... vom Rath ... im ganzen Reich“ mit „Demonstrationen gegen die Juden“ zu rechnen sei. Eindeutig billigte Heydrich, daß gegen Juden und gegen jüdischen Besitz vorgegangen und Synagogen gebrandschatzt werden dürften, solange deutsches Leben und Eigentum nicht gefährdet würden. Das Fernschreiben lautete:

„Betrifft: Maßnahmen gegen Juden in der heutigen Nacht.

Aufgrund des Attentats gegen den Leg. Sekretär vom Rath in Paris sind im Laufe der heutigen Nacht — 9. auf 10. 11. 1938 — im ganzen Reich Demonstrationen gegen die Juden zu erwarten. Für die Behandlung dieser Vorgänge ergehen die folgenden Anordnungen:

1. *Die Leiter der Staatspolizeistellen oder ihre Stellvertreter haben sofort nach Eingang dieses Fernschreibens mit den für ihren Bezirk zuständigen politischen Leitungen — Gauleitung oder Kreisleitung — fernmündlich Verbindung aufzunehmen und eine Besprechung über die Durchführung der Demonstrationen zu vereinbaren, zu der der zuständige Inspekteur oder Kommandeur der Ordnungspolizei zuzuziehen ist. In dieser Besprechung ist der politischen Leitung mitzuteilen, daß die Deutsche Polizei vom Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei die folgenden Weisungen erhalten hat, denen die Maßnahmen der politischen Leitungen zweckmäßig anzupassen wären:*
   - a) *Es dürfen nur solche Maßnahmen getroffen werden, die keine Gefährdung deutschen Lebens oder Eigentums mit sich bringen (z. B. Synagogenbrände nur, wenn keine Brandgefahr für die Umgebung vorhanden ist),*
   - b) *Geschäfte und Wohnungen von Juden dürfen nur zerstört, nicht geplündert werden. Die Polizei ist angewiesen, die Durchführung dieser Anordnung zu überwachen und Plünderer festzunehmen.*
   - c) *In Geschäftsstraßen ist besonders darauf zu achten, daß nichtjüdische Geschäfte unbedingt gegen Schäden gesichert werden.*

d) *Ausländische Staatsangehörige dürfen — auch wenn sie Juden sind — nicht belästigt werden.*

2. *Unter der Voraussetzung, daß die unter 1. angegebenen Richtlinien eingehalten werden, sind die stattfindenden Demonstrationen von der Polizei nicht zu verhindern, sondern nur auf die Einhaltung der Richtlinien zu überwachen.*

3. *Sofort nach Eingang dieses Fernschreibens ist in allen Synagogen und Geschäftsräumen der Jüdischen Kultusgemeinden das vorhandene Archivmaterial polizeilich zu beschlagnahmen, damit es nicht im Zuge der Demonstrationen zerstört wird. Es kommt dabei auf das historisch wertvolle Material an, nicht auf neuere Steuerlisten usw. Das Archivmaterial ist an die zuständigen SD-Dienststellen abzugeben.*

4. *Die Leitung der sicherheitspolizeilichen Maßnahmen hinsichtlich der Demonstrationen gegen Juden liegt bei den Staatspolizeistellen, soweit nicht die Inspekteure der Sicherheitspolizei Weisungen erteilen. Zur Durchführung der sicherheitspolizeilichen Maßnahmen können Beamte der Kriminalpolizei sowie Angehörige des SD, der Verfügungstrupps und der allgemeinen SS zugezogen werden.*

5. *Sobald der Ablauf der Ereignisse dieser Nacht die Verwendung der eingesetzten Beamten hierfür zuläßt, sind in allen Bezirken so viele Juden — insbesondere wohlhabende — festzunehmen, als in den vorhandenen Hafträumen untergebracht werden können. Es sind zunächst nur gesunde männliche Juden nicht zu hohen Alters festzunehmen. Nach Durchführung der Festnahme ist unverzüglich mit den zuständigen Konzentrationslagern wegen schnellster Unterbringung der Juden in den Lagern Verbindung aufzunehmen. Es ist besonders darauf zu achten, daß die aufgrund dieser Weisung festgenommenen Juden nicht mißhandelt werden.*

6. Der Inhalt dieses Befehls ist an die zuständigen Inspekteure und Kommandeure der Ordnungspolizei und an die SD-Oberabschnitte und SD-Unterabschnitte weiterzugeben mit dem Zusatz, daß der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei diese polizeiliche Maßnahme angeordnet hat. Der Chef der Ordnungspolizei hat für die Ordnungspolizei einschließlich der Feuerlöschpolizei entsprechende Weisungen erteilt. In der Durchführung der angeordneten Maßnahmen ist engstes Einvernehmen zwischen der Sicherheitspolizei und der Ordnungspolizei zu wahren.

Der Empfang dieses Fernschreibens ist von den Stapoleitern oder deren Stellvertretern durch FS an das Geheime Staatspolizeiamt — z. Hd. SS-Standartenführer Müller — zu bestätigen.

gez. Heydrich, SS-Gruppenführer"

Am 12. Nov. 1938, drei Tage nach der „Kristallnacht", erklärte Göring im Rahmen einer Sitzung, an der nicht nur Heydrich, Frick, Schwerin von Krosigk, Gürtner, Funk und Goebbels, sondern weit über 100 Vertreter sämtlicher Ministerien (vgl. IMT, Bd. XXVIII, 499 f., Dok. 1816-PS) teilnahmen: „Meine Herren, die heutige Sitzung ist von entscheidender Bedeutung. Ich habe einen Brief bekommen, den mir der Stabsleiter des Stellvertreters des Führers (Martin) Bormann im Auftrag des Führers geschrieben hat, wonach die Judenfrage jetzt einheitlich zusammengefaßt werden soll und so zur Erledigung zu bringen ist. Durch telefonischen Anruf bin ich gestern vom Führer noch einmal darauf hingewiesen worden, jetzt die entscheidenden Schritte zentral zusammenzufassen." (Heydrich-Nachlaß) Heydrich schlug in der Sitzung vor, den Juden den Aufenthalt in bestimmten Gebieten zu untersagen, in öffentlichen Krankenhäusern und Verkehrsmitteln die Juden von den Deutschen zu trennen und empfahl, was Göring genehmigte, eine Auswanderungszentrale für Juden einzurichten. Seinen Vorschlag, die Juden besonders zu kennzeichnen (vgl. Adam, Uwe Dietrich, Judenpolitik im Dritten Reich. Düsseldorf 1972, S. 210),

lehnte Hitler später zunächst ab. Bevor Heydrich von Göring die Erlaubnis erhielt, im Januar 1939 eine Reichszentrale für jüdische Auswanderung zu errichten, erklärte Heydrich: „Bei allem Herausnehmen der Juden aus dem Wirtschaftsleben bleibt das Grundproblem letzten Endes doch immer, daß der Jude aus Deutschland herauskommt ... Wir haben in Wien auf Weisung des Reichskommissars eine Judenauswanderungszentrale eingerichtet, durch die wir in Österreich immerhin 50 000 Juden herausgebracht haben, während im Altreich in der gleichen Zeit nur 19 000 Juden herausgebracht werden konnten." Vgl. Kempner, Robert M. W., Eichmann und Komplizen. Zürich, Stuttgart und Wien 1961, S. 44.

4

Den „Judenstern", den Lina Heydrich mit den Nürnberger Gesetzen (1935) in unmittelbare Verbindung bringt, mußten alle Juden, die das 6. Lebensjahr erreicht hatten, nicht ab September 1935, sondern ab 15. September 1941 tragen. Daß Goebbels um das „Urheberrecht" gestritten habe, wie Lina Heydrich behauptet, deckt sich nicht mit den Tatsachen. Goebbels lehnte einen entsprechenden Canaris-Antrag mehrfach ab und bezeichnete ihn wegen der im Ausland und unter der Berliner Bevölkerung zu erwartenden Wirkung als „mittelalterliche Maßnahme". Zu Heydrichs Anteil am „Judenstern" vgl. den Kommentar Nr. 3.

5

Das Martyrium der Juden weist von 1933 bis zu Heydrichs Tod folgende Stationen auf:
Hitler erläßt am 28. März 1933 einen Aufruf zum Boykott gegen

die Juden. Er ist an alle Organisationen der NSDAP gerichtet und enthält unter anderem folgende Weisungen: „Die Aktionskomitees haben sofort durch Propaganda und Aufklärung den Boykott zu popularisieren. Grundsatz: Kein guter Deutscher kauft noch bei einem Juden oder läßt sich von ihm und seinen Hintermännern Waren anpreisen. Der Boykott muß ein allgemeiner sein. Er wird vom ganzen Volk getragen und muß das Judentum an seiner empfindlichsten Stelle treffen ... Die Aktionskomitees müssen bis in das kleinste Bauerndorf hinein vorgetrieben werden, um besonders auf dem flachen Land die jüdischen Händler zu treffen. Grundsätzlich ist immer zu betonen, daß es sich um eine uns aufgezwungene Abwehrmaßnahme handelt ... Der Boykott setzt nicht verzettelt ein, sondern schlagartig. In dem Sinne sind augenblicklich alle Vorarbeiten zu treffen. Es ergehen die Anordnungen an die SA und SS, um vom Augenblick des Boykotts ab durch Posten die Bevölkerung vor dem Betreten der jüdischen Geschäfte zu warnen. Der Boykottbeginn ist durch Plakatanschlag und durch die Presse, durch Flugblätter usw. bekanntzugeben." Der Aufruf, der nicht Hitlers Namen als Unterschrift trug, sondern als Erklärung der „Parteileitung" erschien, endete mit der Feststellung: „Nationalsozialisten! Samstag, Schlag 10 Uhr, wird das Judentum wissen, wem es den Kampf angesagt hat."

1. April 1933: Boykott gegen jüdische Unternehmen. Uniformierte SA-Männer stellen sich vor die Eingänge jüdischer Geschäfte und lassen die Passanten und kaufwilligen Personen durch Schildertexte demonstrativ wissen, daß deutsche „Volksgenossen" nicht bei Juden einkaufen sollen.

Anfang April 1933: „Erlaß des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums." Es verfügt, daß Beamte „nichtarischer Abstammung" in den Ruhestand zu versetzen sind, läßt jedoch die Einschränkung zu, daß Beamte, die sich seit dem 1. August 1914 im Staatsdienst befinden, weiterhin ihren Dienst versehen dürfen. Rücksicht wird zunächst auch auf ehemalige Frontsoldaten, Söhne und Väter von Gefallenen des 1. Weltkrieges genommen. Ein-

schränkungen der Berufsausübung treffen zugleich auch die in freien Berufen tätigen Juden, was zunächst jedoch noch nicht so einschneidend wirkt. Von 717 „nichtarischen" Staatsanwälten und Richtern bleiben 336 (47 %) in ihren Ämtern, von 4 505 Rechtsanwälten 3 167 (knapp 70 %) und von den 4 500 Kassenärzten 75 %.
Im Berliner Sportpalast erklärt Hitler in einer Rede, die von allen deutschen Rundfunksendern übertragen wird: „Die große Zeit ist jetzt angebrochen, auf die wir 14 Jahre lang gehofft haben. Deutschland ist nun erwacht. Es ist alles das eingetroffen, was wir in diesen 14 Jahren ahnend und sehend prophezeit hatten, nicht durch ein Geschenk der Umwelt oder die Gnade unserer Gegner, sondern durch unsere eigene Kraft."
Frühjahr 1933: Die ersten Konzentrationslager werden (z. B. in Dachau und Oranienburg) eingerichtet.
Das Reichskulturkammer-Gesetz vom 22. September 1933 verbannt die Juden aus dem deutschen Kulturleben.
Das Wehrgesetz vom 21. Mai 1935 untersagt Juden den Eintritt in die Wehrmacht.
Seit Sommer 1935 sind „Juden unerwünscht" unter anderem in Ortschaften, in öffentlichen Anlagen, in Cafés, Gaststätten und Geschäften, was jeweils durch Hinweisschilder angezeigt wird.
15. September 1935: „Reichsparteitag" in Nürnberg, Verkündung der „Nürnberger Gesetze", die Eheschließungen und den Geschlechtsverkehr zwischen „Ariern" und Juden verbieten (was als „Rassenschande" bezeichnet und später mit dem Tode bestraft wurde) und den Juden, die keine öffentlichen Ämter mehr bekleiden dürfen sowohl das passive als auch das aktive Wahlrecht abspricht. Die jüdischen Beamten, die nach dem Gesetz vom 7. April 1933 zunächst noch weiterarbeiten durften, werden jetzt pensioniert. Die jüdischen Beamten, die 1933 in den Ruhestand versetzt worden waren, verlieren die ihnen zustehenden Bezüge, Göring verliest den Text des Reichsflaggengesetzes, des Reichsbürgergesetzes und des Gesetzes zum „Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre", in dem es unter anderem heißt: „Juden ist das Hissen der Reichs- und Nationalflagge und das Zeigen der Reichsfarben ver-

boten. Dagegen ist ihnen das Zeigen der jüdischen Farben gestattet. Die Ausübung dieser Befugnis steht unter staatlichem Schutz. Für die Zeit der Olympischen Spiele im Sommer 1936 werden die Hinweisschilder „Juden unerwünscht" entfernt.

Förderung der Auswanderung jüdischer Deutscher, von denen bis Frühjahr 1939 rund 250 000 zum größten Teil unter Zurücklassung des Vermögens ihre Heimat verlassen.

Das anfänglich und auch nach dem Erlaß der „Nürnberger Gesetze" mit Rücksicht auf negative Reaktionen im internationalen Rahmen noch geduldete Engagement von Juden in der Wirtschaft findet ein Ende durch die Verordnung gegen die „Tarnung jüdischer Gewerbebetriebe" vom 22. April 1938.

17. August 1938: Alle Juden müssen den boshaft glossierten Namen „Israel" (ursprünglich: „der, für den der Allmächtige kämpft") und alle Jüdinnen den ebenso herabgewürdigten Namen „Sarah" („Fürstin" und „Urmutter") führen.

30. September 1938: Die Approbation der jüdischen Ärzte erlischt.

Ende Oktober 1938: Die SS schafft Tausende polnische Juden, die zwischen 1918 und 1933 eingewandert waren, an die polnische Grenze, um sie nach Polen „abzuschieben". Da die polnische Regierung an der Übernahme der Juden nicht interessiert ist, müssen die Juden im Niemandsland kampieren.

9. November 1938: „Kristallnacht". Zerstörung der Synagogen und jüdischen Geschäfte, 30 000—40 000 jüdische Männer werden in Konzentrationslager gebracht. Die Juden haben eine „Buße von 1 000 000 000 Reichsmark zu entrichten. Die jüdischen Unternehmen werden „arisiert". Juden dürfen an Kulturveranstaltungen nicht mehr teilnehmen.

15. November 1938: Jüdische Kinder dürfen nur noch jüdische Schulen besuchen.

30. November 1938: Den jüdischen Rechtsanwälten wird untersagt, weiterhin zu praktizieren.

30. Januar 1939: Hitler erklärt im Reichstag: „Ich will heute wieder ein Prophet sein: Wenn es dem internationalen Finanzjudentum in und außerhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch

einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa."

23. September 1939: Alle Juden müssen ihre Rundfunkgeräte abliefern.

6. Februar 1940: Kleiderkarten zum Kauf von Bekleidungsstücken werden an Juden nicht mehr ausgegeben.

31. Juli 1941: Hermann Göring beauftragt den SS-Gruppenführer Heydrich mit der Vorbereitung der „Endlösung der Judenfrage". Heydrich erklärt, daß die Grenzen für Juden gesperrt seien und verkündet die „Endlösung" für rund 11 Millionen Juden in Europa (einschließlich der russischen und englischen Juden). Mit dem Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion und der erheblichen Ausweitung des besetzten Territoriums Beginn der biologischen Vernichtung der Juden, die grundsätzlich als „minderwertig" bezeichnet werden und bezeichnenderweise zum Teil mit dem Schädlingsbekämpfungsmittel Cyklon B „vernichtet" werden. Differenzierung der „Vernichtung" auf dreifache Weise:

a) durch Erschöpfung infolge von Zwangsarbeit mit sehr geringen Lebensmittelzuteilungen,

b) durch Ermordung mit Gas und

c) durch Einsatzkommandos in Rußland.

1. September 1941: Alle Juden, die das 6. Lebensjahr erreicht haben, müssen ab 15. September den gelben „Judenstern" mit der Aufschrift „Jude" tragen.

September 1941: Erste Vergasung von Menschen in Auschwitz.

Herbst 1941: Beginn der Juden-Transporte in das KZ-Theresienstadt.

10. Oktober 1941: Juden, die ihre Wohnungen verlassen oder Verkehrsmittel benutzen wollen, benötigen eine besondere Erlaubnis.

25. November 1941: Das Vermögen der ausgewanderten Juden geht in Reichsbesitz über.

20. Januar 1942: Wannseekonferenz. Ministerialbesprechung über die „Endlösung der Judenfrage".

1. März 1942: Organisation des (Alfred) Rosenberg-Einsatzstabes, dem unter anderem die Beschlagnahme jüdischer Kulturgüter obliegt.
14. April 1942: Jüdische Wohnungen müssen durch den „Judenstern" gekennzeichnet werden.
15. April 1942: Den Juden wird verboten, Katzen, Hunde, Vögel und andere Haustiere zu halten.
24. April 1942: Den Juden wird untersagt, Verkehrsmittel zu benutzen.
27. Mai 1942: Attentat auf Reinhard Heydrich in Prag.
4. Juni 1942: Tod Heydrichs.
9. Juni 1942: Juden müssen „alle entbehrlichen Kleidungsstücke" abliefern.
19. Juni 1942: Namhafte deutsche Juden werden nach dem Osten deportiert.
23. Juli 1942: Beginn der Judenvernichtung durch Gas.

6

Das 1938 erstmals offen diskutierte und von Himmler und Heydrich gebilligte Madagaskar-Projekt stand (zumindest theoretisch) bis Ende 1940 zur Debatte. Am 2. 7. 1940 legte der Legationsrat Franz Rademacher den Plan vor, Frankreich durch den Friedensvertrag zu zwingen, die Insel Madagaskar als „Siedlungsraum für die Juden Europas zur Verfügung zu stellen". In seinem Plan hieß es: „Die Lösung Madagaskar bedeutet, vom deutschen Standpunkt aus gesehen, die Schaffung eines Groß-Ghettos. Nur die Sicherheitspolizei hat die nötigen Erfahrungen auf diesem Gebiet; sie hat die Mittel eine Flucht von der Insel zu verhindern. Sie hat weiter die Erfahrung darin, Strafmaßnahmen, die wegen feindseliger Handlungen von Juden in USA gegen Deutschland erforderlich werden, in der geeigneten Weise durchzuführen ... Allen nach

Madagaskar deportierten Juden wird vom Zeitpunkt der Deportation ab von den einzelnen europäischen Ländern die Staatsangehörigkeit dieser Länder aberkannt ... Die 3 und 1/2 Millionen Madagassen bleiben vorerst. Ihr Austausch gegen Juden Südafrikas bleibt vorbehalten (NG-2586 C)." Zit. nach Kempner, Robert M. W., Eichmann und Komplizen. Zürich, Stuttgart und Wien 1961, S. 107. 1940 wurde Adolf Eichmann, der ab September 1941 die Leitung über die Vernichtungspläne erhielt, Heydrich-Befehle entwarf und Judentransporte und Konferenzen organisierte, damit beauftragt, ein autonomes jüdisches Reservat für rund 4 Millionen Juden unter Leitung eines deutschen Polizeikommissars zu schaffen. Am 31. 7. 1941 wies Hermann Göring Heydrich jedoch an: „In Ergänzung der Ihnen bereits mit Erlaß vom 24. 1. 39 übertragenen Aufgabe, die Judenfrage in Form der Auswanderung oder Evakuierung einer den Zeitverhältnissen entsprechend möglichst günstigen Lösung zuzuführen, beauftrage ich Sie hiermit, alle erforderlichen Vorbereitungen in organisatorischer, sachlicher und materieller Hinsicht zu treffen für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflußgebiet in Europa ... Ich beauftrage Sie weiter, mir in Bälde einen Gesamtentwurf über die organisatorischen, sachlichen und materiellen Vorausmaßnahmen zur Durchführung der angestrebten Endlösung der Judenfrage vorzulegen."

7

Daß Heydrich die „Endlösung", wie sie schließlich praktiziert wurde, grundsätzlich anders aufgefaßt habe, kann nur behaupten, wer die Ergebnisse der historischen Forschung nicht kennt oder ignoriert. Vgl. dazu den Kommentar zu S. 107.

8

Himmler stellte im Juni 1941 in einem Brief an einen Untergebenen über den „Lebensborn“ dagegen fest: „Ich halte es für richtig und angebracht, rassisch wünschenswerte Kleinkinder polnischer Familien zu beschaffen, in der Absicht, sie ... aufzuziehen. Die Wegnahme dieser Kinder könnte mit Gesundheitsgründen erklärt werden. Kinder, die sich nicht besonders gut entwickeln, sollten ihren Eltern zurückgegeben werden ... Von den Kindern, die sich befriedigend entwickeln, sollten wir nach etwa sechs Monaten genaue Einzelheiten über ihre Herkunft beschaffen. Nach einem Jahr erfolgreicher Erziehung können wir überlegen, solche Kinder in die Heime rassisch guter deutscher Familien ohne eigene Kinder zu geben. Nur außergewöhnliche Männer und Frauen, die in Rassefragen besonders gut bewandert sind, sollten als Leiter von Heimen, wie ich sie mir vorstelle, in Betracht gezogen werden.“

Und im Mai 1944 erklärte Himmler vor einem Kreis höherer Beamter: „In diesen Lebensbornheimen, die selbstverständlich, wie alles, was neu ist, zunächst einmal mit einigen Kübeln voll Dreck und Eimern voll Jauche begossen wurden — sie wurden als Zuchtanstalten, Beschälanstalten und so etwas Ähnliches hingestellt —, haben wir eheliche und uneheliche Mütter von Anfang an aufgenommen. Im allgemeinen ist das Verhältnis von ehelichen und unehelichen Müttern, 60 ehelichen und 40 unehelichen, höchstens halb zu halb. Es wird jede Frau in diesen Heimen mit ihrem Vornamen angesprochen. Die eine ist eben die Frau Maria und die andere ist die Frau Elisabeth oder wie sie sonst heißt. In den Heimen fragen die Frauen untereinander nicht danach, ob sie verheiratet sind oder nicht ... Ich habe dann im Jahre 1939 nach dem Polenfeldzug, als feststand, daß wir in den Westfeldzug gehen müßten ... den Befehl herausgegeben, der damals viel Staub aufwirbelte und der mir einige weitere Kübel und Eimer voll Dreck einbrachte. In diesem Befehl sagte ich: Jeder SS-Mann soll, bevor er ins Feld geht, ein Kind zeugen ... Ich bin ... zu den

Dingen auch durch Erfahrung gekommen, durch Überlegung und durch Erfahrung. Die Überlegung ging dahin: Die Natur hat es nun einmal so eingerichtet, daß auch das wertvollste Erbgut für die Nation in dem Augenblick verloren ist, wo es nicht weitergegeben wird. Gerade der Träger des wertvollsten Erbguts wird der tapferste Soldat sein und am ehesten fallen. Eine Nation, die in 25 Jahren zwei Riesenkriege durchmachte und im ersten Weltkrieg — nehmen Sie an zwei Millionen im Altreich und ungefähr 600 000/700 000 in der Ostmark, also zusammen rund 2,6 bis 2,7 Millionen ... an Toten verloren hat, kann sich, wenn sie weiterleben will und wenn das Opfer der Toten des vergangenen und dieses Krieges einen Sinn haben soll, diesen Aderlaß der Besten in Zukunft nicht leisten." Zit. nach Fraenkel, Heinrich und Manvell, Roger, Himmler. Kleinbürger und Massenmörder. Berlin 1965, S. 93 ff.

9

Die Ehe des körperlich kleinen, schrulligen, fatalistisch (evangelisch) gläubigen, sehr tierliebenden, sensiblen, unsteten, ungeduldigen, launenhaften und undurchsichtigen Abwehrchefs Canaris mit der belesenen, musikalischen, der Anthroposophie zugetanen und auf ihren Mann eigentlich nur vor Gästen eingehenden herben Pforzheimer Industriellentochter Erika Waag, war weder glücklich noch harmonisch, zumal die Kinder (vgl. den nächsten Kommentar) als problematisch und mißraten bezeichnet werden mußten. Ganz offensichtlich suchte er im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit und im Umgang mit seinen Dackeln, über die er Notizen machte und sogar psychologische Essays schrieb, sich einen Ausgleich zu schaffen. Wenn er erschöpft war, schloß er sich mit den Hunden in seiner Dienststelle, wohin er sie mitnahm, allein ein und spielte mit ihnen (vgl. Höhne, Heinz, Geheimauftrag für Guillermo, Der Spiegel, Nr. 34/76, S. 100). Gänzlich anders lagen

die Dinge bei dem körperlich stattlichen, attraktiven, sportlich sehr erfolgreichen, ehrgeizig-zielstrebigen Heydrich, der im Gegensatz zu Canaris kein Ideologe war und dennoch über ein ausgesprochenes Charisma verfügte, eine glückliche Ehe führte und als kalter und gewissenloser Machttechniker ganz anders als sein Gegenspieler strukturiert war. Bei ihm und seiner Frau existierten Tiere entweder nur als Schutz- und Wachhunde oder — und das ganz besonders akzentuiert, als Jagdbeute.

10

Da Canaris' Töchter Eva (geb. am 16. 12. 1923 in Kiel) und Brigitte (geb. am 16. 1. 1926 in Berlin) nur schwerlich als landläufig normal bezeichnet werden konnten und Eva, um die es sich hier offensichtlich handelte, wegen geistiger Defekte die Volksschule verlassen und später im protestantischen Pflegeheim in Bethel untergebracht werden mußte (vgl. Höhne, Heinz, Geheimauftrag Guillermo, Der Spiegel, Nr. 34/76, S. 101), hätte Heydrich sich lächerlich gemacht, wenn er in dieser Situation anders reagiert hätte.

11

Als relativ gesichert gilt, daß 1939 nicht Schellenberg, sondern Heydrich der Initiator des „Salon Kitty" in der Berliner Gisebrechtstraße 11 war, in dem sorgfältig ausgewählte Dirnen mit Diplomaten und anderen Herren der Gesellschaft schliefen (Honorar: 200 Mark). Heydrichs Spezialisten befanden sich im Keller des Hauses und schnitten alle Äußerungen der Männer, die nicht wußten, daß überall Mikrophone angebracht waren, für die Gestapo und den SD mit. Vgl. dazu: Der Spiegel, 29. 3. 1976, Nr. 14/76, S. 200 f.

12

Der außerordentlich geschickte Intrigant Schellenberg, schließlich Chef des Auslandsnachrichtendienstes des SD, schlug sich nach Heydrichs Beförderung zum SS-Obergruppenführer und der Ernennung zum Stellvertretenden Reichsstatthalter von Böhmen und Mähren auf die Seite Heinrich Himmlers, der die von Martin Bormann unterstützten Beförderungen Heydrichs durchaus „nicht begeistert" aufnahm. Daß Heydrich und Schellenberg keine Freunde wären, ist seit jeher bekannt. Welchen Anteil Lina Heydrich an diesem Verhältnis hatte, deuten möglicherweise ihre — auch in dieser Hinsicht besonders zurückhaltenden Darstellungen an.

13

Lina Heydrich, die die britischen Geheimdienstleute kurzerhand zu Leitern der britisch-niederländischen Dienste macht, vergißt, daß in der Aktion, durch die der britische Spionageapparat unterlaufen werden sollte, Wilhelm Canaris und sein Abwehrapparat eine wesentliche Rolle spielten. Überzogen ist ihre Schilderung des „Anteils", den der Arzt Max de Crinis daran hatte. Der Schellenberg-Freund, der im April 1945 behauptete, daß Hitler, den er niemals behandelt hatte, offensichtlich an der Parkinsonschen Krankheit litte, was nachweislich nicht der Fall war, hat in der Affäre nicht mehr als die Rolle eines Zuschauers gespielt. Heinz Höhne stellt diese Affäre in seinem Standardwerk „Der Orden unter dem Totenkopf" wie folgt dar:
Mitte Oktober 1939 hatte SD-Führer Walter Schellenberg von Heydrich den Auftrag erhalten, in dem damals noch neutralen Holland mit dem vielbeneideten Intelligence Service des britischen Kriegsgegners ein Geheimdienstspiel zu beginnen, von dem sich

der SD-Chef (Heydrich) mancherlei erhoffte: Einblick in die Methoden des britischen Nachrichtendienstes, in die Zusammenarbeit zwischen den Geheimdiensten Hollands und Englands und in die Kontakte des Auslands zur innerdeutschen Opposition. Ein deutscher Emigrant in Holland namens Dr. Franz, als SD-Agent unter der Kennziffer F 479 geführt, erfreute sich guter Beziehungen zu dem Briten-Geheimdienst. Er verkehrte mit Captain S. Payne Best, dem Beauftragten des Intelligence Service in den Niederlanden; der Captain interessierte sich besonders für die Hitler-Opposition in den Reihen der deutschen Generale. F 479 versprach dem Briten, Material zu liefern.

Der Ausland-SD, Amt VI des Reichssicherheitshauptamtes, versorgte via Franz den Briten mit sorgfältig präpariertem Spielmaterial. Im RSHA urteilte man, es würde sich vielleicht lohnen, den Spionage-Captain genauer auszuhorchen. Für diese Mission kannte Heydrich keinen besseren Mann als seinen Intimus Schellenberg. Der verwandelte sich flugs in einen Hauptmann Schemmel von der Transportabteilung des OKW, Träger eines Monokels und wichtiger Geheimnisse der innerdeutschen Opposition. F 479 vermittelte die Verbindung, und am 21. Oktober saß der Monokelträger Schemmel in den Niederlanden dem Monokelträger Best gegenüber.

Der Brite steuerte in seinem Buick den Schellenberg-Schemmel ins niederländische Arnheim, wo zwei weitere Herren aus dem Spionagegewerbe warteten: der britische Geheimdienst-Major Stevens und ein holländischer Generalstabsoffizier, der sich Copper nannte und in Wirklichkeit Klop hieß. Die drei Fremden waren an den Offenbarungen ihres neuen deutschen Freundes überaus interessiert. Der Deutsche gab sich als Vertrauensmann eines Generals aus, der mit anderen Militärs einen Staatsstreich gegen Hitler plane.

Man verabredete sich zu einem neuen Gespräch am 30. Oktober, und wieder fuhr Schellenberg in die Niederlande. Zwar hatte Copper-Klop eine kleine als Irrtum getarnte Verhaftung Schellenbergs arrangiert, um die Papiere des Deutschen ungestört durch-

sehen zu können, aber die Briten vertrauten dem SS-Mann. Sie gaben ihm sogar ein Funkgerät für eilige Nachrichten mit, Rufzeichen: ON 4.

Die beiden Briten hatten sich inzwischen als so veritable Geheimnisträger entpuppt, daß Heydrich die Idee kam, Best und Stevens über die niederländische Grenze nach Deutschland zu entführen. Und dies war nun just der Augenblick, da Joachim von Rippentrop vor seinem Führer Bedenken gegen die Methoden des SD erhob. Indes, der Augenblick war schlecht gewählt; Adolf Hitler fühlte sich nicht in der Stimmung, seinen SD kritisieren zu lassen. Er verteidigte Heydrichs Männer so übelgelaunt, daß Rippentrop einen seiner berüchtigten Purzelbäume schoß. Der Außenminister stammelte: „Ja, mein Führer, das ist auch schon von vornherein meine Meinung gewesen. Aber diese Bürokraten und Juristen im Auswärtigen Amt sind ja so schwerfällig."

Ribbentrop konnte sich noch rechtzeitig von der falsch angelegten Attacke zurückziehen, ehe das Geheimdienstspiel Schellenbergs ins Irrationale abrutschte. Denn: das Attentat eines einsamen Schreiners stempelte die beiden Geheimdienstler Stevens und Best zu Figuren eines Traumas, das Hitler nicht mehr aus seinem Bann entließ.

Am Abend des 8. November stoppte Nürnbergs Polizeipräsident Martin den soeben aus München heranfahrenden Führerzug mit Hitler und Himmler. Martin kletterte an Bord und meldete: wenige Minuten nach Beendigung der traditionellen Bürgerbräu-Rede des Führers in München sei an der Versammlungsstätte der Alten Kämpfer ein Attentat verübt worden; die Decke des Saals sei eingestürzt, zehn bis zwölf Parteigenossen vermutlich tot, der Täter noch unbekannt. Hitler schoß es sofort in den Kopf. Das war die Tat des britischen Geheimdienstes, dahinter stecken Stevens und Best! Himmler verstand. Er eilte ans Telefon und alarmierte das Reichssicherheitshauptamt. Dann ließ er sich mit einer Telefonnummer in Düsseldorf verbinden.

Kurz darauf klingelte es in Schellenbergs Nachtquartier. Der SD-Mann hörte Himmlers aufgeregte Stimme: „Heute abend nach

Abschluß der Ansprache im Bürgerbräukeller in München ist ein Attentat auf den Führer verübt worden. Der Führer hatte jedoch den Saal einige Minuten zuvor verlassen. Es handelt sich hier bestimmt um einen Anschlag des englischen Secret Service." Dann gab Himmler den Befehl Hitlers durch: Sofort Stevens und Best verhaften und ins Reich bringen. Schellenberg gehorchte. Auf das Unternehmen war er seit Tagen vorbereitet: SD-Naujocks stand mit einem Überfallkommando bereit, Schellenberg hatte sich mit den beiden Briten für den Nachmittag des nächsten Tages in dem niederländischen Grenzort Venlo verabredet.

Es war 15 Uhr, als sich der SD-Mann am 9. November in einem der grenznächsten Cafés von Venlo niederließ. Die Minuten rannen träge dahin, lähmend, entnervend. Schellenberg sah aus dem Fenster und beobachtete die Straße — der Schlag mußte kommen, noch ehe die Briten das Café betreten hatten. Da sah Schellenberg, daß Bests Buick heranfuhr. Der SS-Mann ging mit gutgespielter Gemächlichkeit auf die Straße, um die Ankömmlinge zu begrüßen, Best und Stevens kamen näher.

In diesem Augenblick fuhr ein offener SS-Wagen heran, durchbrach die Grenzsperre und hielt vor den beiden Briten. Einige Maschinenpistolen feuerten, die Briten rissen ihre Pistolen heraus. Naujocks sprang mit seinen Männern aus dem Wagen und überrumpelte die Briten, deren holländischer Begleiter Klop war schwer angeschossen, aber auch er wurde mitgenommen. Derweil hastete Schellenberg zu seinem hinter dem Kaffeehaus abgestellten Wagen — in wenigen Minuten hatte sich alles abgespielt: Der Streich war gelungen.

Am nächsten Tag lief die deutsche Propagandamaschine an. Die Deutschen erfuhren, daß es den Sicherheitsorganen des Reiches gelungen sei, die Drahtzieher des abscheulichen Attentats auf den Führer zu verhaften. SS-Oberführer Walter Schellenberg durfte aus der Hand des Führers das Eiserne Kreuz Erster Klasse für seine Bravourtat wider das Völkerrecht entgegennehmen, der Diktator lud ihn sogar zusammen mit der SS-Prominenz zum Abend-

essen in der Reichskanzlei ein. An der Abendtafel bereitete freilich der vorlaute Benjamin der SS-Führung dem Hausherrn eine arge Enttäuschung. Er meinte, das Attentat auf den Führer sei niemals ein Werk des britischen Geheimdienstes gewesen, ganz sicher nicht der beiden Gefangenen Stevens und Best; seines Erachtens habe nur einer das Attentat auf dem Gewissen, eben der Täter — Georg Elser.
Himmler dämpfte sofort: „Mein Führer, das ist nur seine (Schellenbergs) Auffassung." In Wahrheit war es die einheitliche Meinung des Reichssicherheitshauptamtes. Schellenberg hatte zuvor die Akten des Reichskriminalpolizeiamtes studiert, und die ließen nur einen Schluß zu: Elser war der Alleintäter. Kripo-Chef Nebe war noch in der Nacht zum 9. November mit der Sonderkommission „Attentat" (Mitglieder: Heydrich, Gestapo-Müller, Nebe-Stellvertreter Lobbes und Sprengstoffexperten) vom Flugplatz Döberitz aufgebrochen, um die Spuren im Münchener Bürgerbräukeller zu sichern. Nebe fand allerdings nicht viel mehr, als die Kripo-Leitstelle München bereits registriert hatte ... Höhne, Heinz, Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS. Gütersloh 1967, S. 263 ff.
Zu den vom Erfolg her spektakulärsten Leistungen Heydrichs im Rahmen seines ursprünglichen Aufgabenbereiches gehörte zweifellos die (von Lina Heydrich in persönlichen Gesprächen abgestrittene) Beeinflussung der großen „Säuberung" Stalins (Tuchatschewski-Affäre) vor dem Zweiten Weltkrieg. Wahrscheinlich Ende 1936 hatten Hitler und Himmler einen Plan zur Lähmung der Roten Armee ausgeheckt. Im Auftrage Heydrichs war vom SS-Sicherheitsdienst im März 1937 eine 32 Seiten umfassende Akte hergestellt worden, die eine fingierte Korrespondenz zwischen Offizieren des deutschen Heeres und dem sowjetischen Marschall, Stabschef und stellvertretenden Kriegsminister (1931—1937) Michael Tuchatschewski enthielt, wobei die Unterschriften der deutschen Militärs von Bankschecks und Tuchatschewskis Unterschrift von Schreiben aus der Zeit der Zusammenarbeit der Reichswehr mit der Roten Armee kopiert worden waren. Ein gefälschter Tucha-

tschewski-Brief erweckte den Eindruck, daß Tuchatschewski für Deutschland spioniere. Hitler ließ das Material dem NKWD zuspielen, der es Mitte Mai Stalin zur Verfügung stellte und ihm eine Handhabe lieferte, die ihm unliebsamen Generale der Roten Armee unter Anklage zu stellen und liquidieren zu lassen. Schon im Mai 1937 begannen die Verhaftungen und Erschießungen. Vgl. dazu Conquest, Robert, in Der Spiegel, Nr. 7 vom 8. 2. 1971. Nach sowjetischen Berechnungen fielen der „Säuberung" zum Opfer: 3 von den 5 Marschällen, 14 von den 16 Armee-Befehlshabern I. und II. Ranges, 8 von den 8 Admiralen I. und II. Ranges, 60 von den 67 Kommandierenden Generalen, 136 von den 199 Divisionskommandeuren und 221 von den 397 Brigadekommandeuren. Alle 11 stellvertretenden Verteidigungskommissare und 75 der 80 Mitglieder des Obersten Kriegsrats wurden entfernt. Darüber hinaus wurden rund 35 000 Offiziere unterer Ränge, ungefähr die Hälfte des gesamten Offizierkorps, erschossen oder inhaftiert. Vgl. Der Spiegel, ebenda, S. 121. Maser, Werner, Adolf Hitler. Legende-Mythos-Wirklichkeit. München 1971 ff., S. 501 f. (zit. nach der 6. Aufl.).

14

Gewöhnliche „Volksgenossen" haben während des Krieges, in dem sogar Todesurteile für unerlaubtes (nicht genehmigtes) Schlachten von Schweinen und Vieh verhängt wurden, derartige Vorteile nicht genossen. Allein die Tatsache, daß Lina Heydrich über 200 000 Quadratmeter Land verfügte, auf dem sie anbauen und ernten konnte, was sie für nötig hielt, hob die Heydrich-Familie auf eine Ebene, die außerhalb dessen lag, was als „normal" galt.

15

Heydrichs persönlicher Anteil an der „Auslösung" des Polenfeldzuges wurde der Öffentlichkeit erst relativ spät bekannt. Bereits im August 1939 hatte er dem SD-Mitglied Naujocks befohlen, einen polnischen Anschlag auf die Radiostation bei Gleiwitz vorzutäuschen (Eidesstattliche Erklärung von Naujocks vom 20. 11. 1945 vor dem IMT. IMT, Bd. XXXI, Dok. 2571-PS), um den späteren deutschen Einfall in Polen gegenüber dem Ausland besser rechtfertigen zu können. Heydrich befahl Naujocks, wie dieser vor dem IMT aussagte, 5 oder 6 Männer des SD zu nehmen, mit ihnen auf ein vereinbartes Stichwort hin den Sender zu überfallen, sich seiner zu bemächtigen und durch einen polnisch sprechenden Deutschen eine Rede über den Sender halten zu lassen, in der zum Ausdruck gebracht werde, daß die Zeit für die Auseinandersetzung zwischen Polen und dem Reich gekommen sei. Ein bereits verurteilter, bewußtloser und blutverschmierter Verbrecher in Zivilkleidung, der Naujocks vom SD zur Verfügung gestellt worden war, wurde vom SD-Kommando „nach vollendeter Tat" zurückgelassen.

16

Da Lina Heydrich die Wannsee-Konferenz trotz aller inzwischen publizierten eindeutigen Untersuchungen immer noch als positive Bilanz in Heydrichs Tätigkeit darzustellen versucht, erscheint es angebracht, an dieser Stelle das vollständige und als „Geheime Reichssache" behandelte und seinerzeit von rund 200 Personen gelesene Sitzungsprotokoll zu zitieren:

Besprechungsprotokoll.

I. An der am 20. 1. 1942 in Berlin, Am Großen Wannsee Nr. 56/

58, stattgefundenen Besprechung über die Endlösung der Judenfrage nahmen teil:

Gauleiter Dr. Meyer und Reichsamtsleiter Dr. Leibbrandt	*Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete*
Staatssekretär Dr. Stuckart	*Reichsministerium des Innern*
Staatssekretär Neumann	*Beauftragter für den Vierjahresplan*
Staatssekretär Dr. Freisler	*Reichsjustizministerium*
Staatssekretär Dr. Bühler	*Amt des Generalgouverneurs*
Unterstaatssekretär Luther	*Auswärtiges Amt*
SS-Oberführer Klopfer	*Partei-Kanzlei*
Ministerialdirektor Kritzinger	*Reichskanzlei*
SS-Gruppenführer Hofmann	*Rasse- und Siedlungshauptamt*
SS-Gruppenführer Müller SS-Obersturmbannführer Eichmann	*Reichssicherheitshauptamt*
SS-Oberführer Dr. Schöngarth Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD im Generalgouvernement	*Sicherheitspolizei und SD*
SS-Sturmbannführer Dr. Lange Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD für den Generalbezirk Lettland, als Vertreter des Befehelshabers der Sicherheitspolizei und des SD für das Reichskommissariat Ostland.	*Sicherheitspolizei und SD*

II. Chef der Sicherheitspolizei und des SD, SS-Obergruppenführer H e y d r i c h , teilte eingangs seine Bestellung zum Beauftragten für die Vorbereitung der Endlösung der europäischen Judenfrage

durch den Reichsmarschall mit und wies darauf hin, daß zu dieser Besprechung geladen wurde, um Klarheit in grundsätzlichen Fragen zu schaffen. Der Wunsch des Reichsmarschalls, ihm einen Entwurf über die organisatorischen, sachlichen und materiellen Belange im Hinblick auf die Endlösung der europäischen Judenfrage zu übersenden, erfordert die vorherige gemeinsame Behandlung aller an diesen Fragen unmittelbar beteiligten Zentralinstanzen im Hinblick auf die Parallelisierung der Linienführung.
Die Federführung bei der Bearbeitung der Endlösung der Judenfrage liege ohne Rücksicht auf geographische Grenzen zentral beim Reichsführer-SS und Chef der Deutschen Polizei (Chef der Sicherheitspolizei und des SD).
Der Chef der Sicherheitspolizei und des SD gab sodann einen kurzen Rückblick über den bisher geführten Kampf gegen diesen Gegner. Die wesentlichsten Momente bilden

a) die Zurückdrängung der Juden aus den einzelnen Lebensgebieten des deutschen Volkes,

b) die Zurückdrängung der Juden aus dem Lebensraum des deutschen Volkes.

Im Vollzug dieser Bestrebungen wurde als einzige vorläufige Lösungsmöglichkeit die Beschleunigung der Auswanderung der Juden aus dem Reichsgebiet verstärkt und planmäßig in Angriff genommen.
Auf Anordnung des Reichsmarschalls wurde im Januar 1939 eine Reichszentrale für jüdische Auswanderung errichtet, mit deren Leitung der Chef der Sicherheitspolizei und des SD betraut wurde. Sie hatte insbesondere die Aufgabe

a) alle Maßnahmen zur Vorbereitung einer verstärkten Auswanderung der Juden zu treffen,

b) den Auswanderungsstrom zu lenken,

c) die Durchführung der Auswanderung im Einzelfall zu beschleunigen.

Das Aufgabenziel war, auf legale Weise den deutschen Lebensraum von Juden zu säubern.
Über die Nachteile, die eine solche Auswanderungsforcierung mit sich brachte, waren sich alle Seiten im klaren. Sie mußten jedoch angesichts des Fehlens anderer Lösungsmöglichkeiten vorerst in Kauf genommen werden.
Die Auswanderungsarbeiten waren in der Folgezeit nicht nur ein deutsches Problem, sondern auch ein Problem, mit dem sich die Behörden der Ziel- bzw. Einwandererländer zu befassen hatten. Die finanziellen Schwierigkeiten wie Erhöhung der Vorzeige- und Landungsgelder seitens der verschiedenen ausländischen Regierungen, fehlende Schiffsplätze, laufend verschärfte Einwanderungsbeschränkungen oder -sperren, erschwerten die Auswanderungsbestrebungen außerordentlich. Trotz dieser Schwierigkeiten wurden seit der Machtübernahme bis zum Stichtag 31. 10. 1941 insgesamt rund 537 000 Juden zur Auswanderung gebracht. Davon

vom 30. 1. 1933 aus dem Altreich	*rd. 360 000*
vom 15. 3. 1938 aus der Ostmark	*rd. 147 000*
vom 15. 3. 1939 aus dem Protektorat Böhmen und Mähren	*rd. 30 000*

Die Finanzierung der Auswanderung erfolgte durch die Juden bzw. jüdisch-politischen Organisationen selbst. Um den Verbleib der verproletarisierten Juden zu vermeiden, wurde nach dem Grundsatz verfahren, daß die vermögenden Juden die Abwanderung der vermögenslosen Juden zu finanzieren haben; hier wurde, je nach Vermögen gestaffelt, eine entsprechende Umlage bzw. Auswandererabgabe vorgeschrieben, die zur Bestreitung der finanziellen Obliegenheiten im Zuge der Abwanderung vermögensloser Juden verwandt wurde.
Neben dem Reichsmark-Aufkommen sind Devisen für Vorzeige- und Landungsgelder erforderlich gewesen. Um den deutschen Devisenschatz zu schonen, wurden die jüdischen Finanzinstitutionen des Auslandes durch die jüdischen Organisationen des Inlandes verhalten, für die Beitreibung entsprechender Devisenaufkommen

Sorge zu tragen. Hier wurden durch diese ausländischen Juden im Schenkungswege bis zum 30. 10. 1941 insgesamt rund 9 500 000 Dollar zur Verfügung gestellt.
Inzwischen hat der Reichsführer-SS und Chef der Deutschen Polizei im Hinblick auf die Gefahren einer Auswanderung im Kriege und im Hinblick auf die Möglichkeiten des Ostens die Auswanderung von Juden verboten.

III. Anstelle der Auswanderung ist nunmehr als weitere Lösungsmöglichkeit nach entsprechender vorheriger Genehmigung durch den Führer die Evakuierung der Juden nach dem Osten getreten. Diese Aktionen sind jedoch lediglich als Ausweichmöglichkeiten anzusprechen, doch werden hier bereits jene praktischen Erfahrungen gesammelt, die im Hinblick auf die kommende Endlösung der Judenfrage von wichtiger Bedeutung sind.

Im Zuge dieser Endlösung der europäischen Judenfrage kommen rund 11 Millionen Juden in Betracht, die sich wie folgt auf die einzelnen Länder verteilen:

	Land		Zahl
A.	Altreich		131 800
	Ostmark		43 700
	Ostgebiete		420 000
	Generalgouvernement		2 284 000
	Bialystok		400 000
	Protektorat Böhmen und Mähren		74 200
	Estland	— judenfrei —	
	Lettland		3 500
	Litauen		34 000
	Belgien		43 000
	Dänemark		5 600
	Frankreich / Besetztes Gebiet		165 000
	Unbesetztes Gebiet		700 000
	Griechenland		69 600

	Niederlande		*160 800*
	Norwegen		*1 300*
B.	*Bulgarien*		*48 000*
	England		*330 000*
	Finnland		*2 300*
	Irland		*4 000*
	Italien einschl. Sardinien		*58 000*
	Albanien		*200*
	Kroatien		*40 000*
	Portugal		*3 000*
	Rumänien einschl. Bessarabien		*342 000*
	Schweden		*8 000*
	Schweiz		*18 000*
	Serbien		*10 000*
	Slowakei		*88 000*
	Spanien		*6 000*
	Türkei (europ. Teil)		*55 500*
	Ungarn		*742 800*
	UdSSR		*5 000 000*
	Ukraine	*2 994 684*	
	Weißrußland ausschl. Bialystok	*446 484*	
		Zusammen: über	*11 000 000*

Bei den angegebenen Judenzahlen der verschiedenen ausländischen Staaten handelt es sich jedoch nur um Glaubensjuden, da die Begriffsbestimmungen der Juden nach rassischen Grundsätzen teilweise dort noch fehlen. Die Behandlung des Problems in den einzelnen Ländern wird im Hinblick auf die allgemeine Haltung und Auffassung auf gewisse Schwierigkeiten stoßen, besonders in Ungarn und Rumänien. So kann sich z. B. heute noch in Rumänien der Jude gegen Geld entsprechende Dokumente, die ihm eine fremde Staatsangehörigkeit amtlich bescheinigen, beschaffen.
Der Einfluß der Juden auf alle Gebiete in der UdSSR ist bekannt.

Im europäischen Gebiet leben etwa 5 Millionen, im asiatischen Raum knapp 1/4 Million Juden.
Die berufsständische Aufgliederung der im europäischen Gebiet der UdSSR ansässigen Juden war etwa folgende:

In der Landwirtschaft	*9,1 %*
als städtische Arbeiter	*14,8 %*
im Handel	*20,0 %*
als Staatsarbeiter angestellt	*23,4 %*
in den privaten Berufen — Heilkunde, Presse, Theater, usw.	*32,7 %*

Unter entsprechender Leitung sollen nun im Zuge der Endlösung die Juden in geeigneter Weise im Osten zum Arbeitseinsatz kommen. In großen Arbeitskolonnen, unter Trennung der Geschlechter, werden die arbeitsfähigen Juden straßenbauend in diese Gebiete geführt, wobei zweifellos ein Großteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird.
Der allfällig endlich verbleibende Restbestand wird, da es sich bei diesem zweifellos um den widerstandsfähigsten Teil handelt, entsprechend behandelt werden müssen, da dieser, eine natürliche Auslese darstellend, bei Freilassung als Keimzelle eines neuen jüdischen Aufbaues anzusprechen ist. (Siehe die Erfahrung der Geschichte.)
Im Zuge der praktischen Durchführung der Endlösung wird Europa vom Westen nach Osten durchgekämmt. Das Reichsgebiet einschließlich Protektorat Böhmen und Mähren wird, allein schon aus Gründen der Wohnungsfrage und sonstigen sozial-politischen Notwendigkeiten, vorweggenommen werden müssen.
Die evakuierten Juden werden zunächst Zug um Zug in sogenannte Durchgangsghettos verbracht, um von dort aus weiter nach dem Osten transportiert zu werden.
Wichtige Voraussetzung, so führte SS-Obergruppenführer H e y d r i c h weiter aus, für die Durchführung der Evakuierung überhaupt, ist die genaue Festlegung des in Betracht kommenden Personenkreises.

Es ist beabsichtigt, Juden im Alter von über 65 Jahren nicht zu evakuieren, sondern sie einem Altersghetto — vorgesehen ist Theresienstadt — zu überstellen.
Neben diesen Altersklassen — von den am 31. 10. 1941 sich im Altreich und der Ostmark befindlichen etwa 280 000 Juden sind etwa 30 % über 65 Jahre alt — finden in den jüdischen Altersghettos weiterhin die schwerkriegsbeschädigten Juden und Juden mit Kriegsauszeichnungen (EK 1) Aufnahme. Mit dieser zweckmäßigen Lösung werden mit einem Schlag die vielen Interventionen ausgeschaltet.
Der Beginn der einzelnen größeren Evakuierungsaktionen wird weitgehend von der militärischen Entwicklung abhängig sein. Bezüglich der Behandlung der Endlösung in den von uns besetzten und beeinflußten europäischen Gebieten wurde vorgeschlagen, daß die in Betracht kommenden Sachbearbeiter des Auswärtigen Amtes sich mit dem zuständigen Referenten der Sicherheitspolizei und des SD besprechen.
In der Slowakei und Kroation ist die Angelegenheit nicht mehr allzu schwer, da die wesentlichsten Kernfragen in dieser Hinsicht dort bereits einer Lösung zugeführt wurden. In Rumänien hat die Regierung inzwischen ebenfalls einen Judenbeauftragten eingesetzt. Zur Regelung der Frage in Ungarn ist es erforderlich, in Zeitkürze einen Berater für Judenfragen der Ungarischen Regierung aufzuoktroyieren.
Hinsichtlich der Aufnahme der Vorbereitungen zur Regelung des Problems in Italien hält SS-Obergruppenführer H e y d r i c h eine Verbindung Polizei-Chef in diesen Belangen für angebracht.
Im besetzten und unbesetzten Frankreich wird die Erfassung der Juden zur Evakuierung aller Wahrscheinlichkeit nach ohne große Schwierigkeiten vor sich gehen können.
Unterstaatssekretär L u t h e r teilte hierzu mit, daß bei tiefgehender Behandlung dieses Problems in einigen Ländern, so in den nordischen Staaten, Schwierigkeiten auftauchen werden, und es sich daher empfiehlt, diese Länder vorerst noch zurückzustellen. In An-

betracht der hier in Frage kommenden geringen Judenzahlen bildet diese Zurückstellung ohnedies keine wesentliche Einschränkung.
Dafür sieht das Auswärtige Amt für den Südosten und Westen Europas keine große Schwierigkeiten.
SS-Gruppenführer H o f m a n n beabsichtigt, einen Sachbearbeiter des Rasse- und Siedlungshauptamtes zur allgemeinen Orientierung dann nach Ungarn mitsenden zu wollen, wenn seitens des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD die Angelegenheit dort in Angriff genommen wird. Es wurde festgelegt, diesen Sachbearbeiter des Rasse- und Siedlungshauptamtes, der nicht aktiv werden soll, vorübergehend offiziell als Gehilfen zum Polizei-Attaché abzustellen.

IV. Im Zuge der Endlösungsvorhaben sollen die Nürnberger Gesetze gewissermaßen die Grundlage bilden, wobei Voraussetzung für die restlose Bereinigung des Problems auch die Lösung der Mischehen- und Mischlingsfragen ist.
Chef der Sicherheitspolizei und des SD erörtert im Hinblick auf ein Schreiben des Chefs der Reichskanzlei zunächst theoretisch die nachstehenden Punkte:

1) Behandlung der Mischlinge 1. Grades.
Mischlinge 1. Grades sind im Hinblick auf die Endlösung der Judenfrage den Juden gleichgestellt.
Von dieser Behandlung werden ausgenommen:

a) Mischlinge 1. Grades verheiratet mit Deutschblütigen, aus deren Ehe Kinder (Mischlinge 2. Grades) hervorgegangen sind. Diese Mischlinge 2. Grades sind im wesentlichen den Deutschen gleichgestellt.

b) Mischlinge 1. Grades, für die von den höchsten Instanzen der Partei und des Staates bisher auf irgendwelchen Lebensgebieten Ausnahmegenehmigungen erteilt worden sind.
Jeder Einzelfall muß überprüft werden, wobei nicht ausgeschlossen wird, daß die Entscheidung nochmals zu Ungunsten des Mischlings ausfällt.

Voraussetzungen einer Ausnahmebewilligung müssen stets grundsätzliche Verdienste des in Frage stehenden Mischlings selbst sein. (Nicht Verdienste des deutschblütigen Eltern- oder Eheteiles.)
Der von der Evakuierung auszunehmende Mischling 1. Grades wird — um jede Nachkommenschaft zu verhindern und das Mischlingsproblem endgültig zu bereinigen — sterilisiert. Die Sterilisierung erfolgt freiwillig. Sie ist aber Voraussetzung des Verbleibens im Reich. Der sterilisierte „Mischling" ist in der Folgezeit von allen einengenden Bestimmungen, denen er bislang unterworfen ist, befreit.

2) Behandlung der Mischlinge 2. Grades.
Die Mischlinge 2. Grades werden grundsätzlich den Deutschblütigen zugeschlagen, mit Ausnahme folgender Fälle, in denen die Mischlinge 2. Grades den Juden gleichgestellt werden:

a) Herkunft des Mischlings 2. Grades aus einer Bastardehe (beide Teile Mischlinge).

b) Rassisch besonders ungünstiges Erscheinungsbild des Mischlings 2. Grades, das ihn schon äußerlich zu den Juden rechnet.

c) Besonders schlechte polizeiliche und politische Beurteilung des Mischlings 2. Grades, die erkennen läßt, daß er sich wie ein Jude fühlt und benimmt.
Auch in diesen Fällen sollen aber dann Ausnahmen nicht gemacht werden, wenn der Mischling 2. Grades deutschblütig verheiratet ist.

3) Ehen zwischen Volljuden und Deutschblütigen.
Von Einzelfall zu Einzelfall muß hier entschieden werden, ob der jüdische Teil evakuiert wird, oder ob er unter Berücksichtigung auf die Auswirkungen einer solchen Maßnahme auf die deutschen Verwandten dieser Mischehe einem Altersghetto überstellt wird.

4) Ehen zwischen Mischlingen 1. Grades und Deutschblütigen.

a) ohne Kinder.

Sind aus der Ehe keine Kinder hervorgegangen, wird der Misch-

ling 1. Grades evakuiert bzw. einem Altersghetto überstellt. (Gleiche Behandlung wie bei Ehen zwischen Volljuden und Deutschblütigen, Punkt 3.)

b) Mit Kindern.

Sind Kinder aus der Ehe hervorgegangen (Mischlinge 2. Grades), werden sie, wenn sie den Juden gleichgestellt werden, zusammen mit dem Mischling 1. Grades evakuiert bzw. einem Ghetto überstellt. Soweit diese Kinder Deutschen gleichgestellt werden (Regelfälle), sind sie von der Evakuierung auszunehmen und damit auch der Mischling 1. Grades.

5) Ehen zwischen Mischlingen 1. Grades und Mischlingen 1. Grades oder Juden.

Bei diesen Ehen (einschließlich der Kinder) werden alle Teile wie Juden behandelt und daher evakuiert bzw. einem Altersghetto überstellt.

6) Ehen zwischen Mischlingen 1. Grades und Mischlingen 2. Grades.

Beide Eheteile werden ohne Rücksicht darauf, ob Kinder vorhanden sind oder nicht, evakuiert bzw. einem Altersghetto überstellt, da etwaige Kinder rassenmäßig in der Regel einen stärkeren jüdischen Bluteinschlag aufweisen, als die jüdischen Mischlinge 2. Grades.

SS-Gruppenführer H o f m a n n steht auf dem Standpunkt, daß von der Sterilisierung weitgehend Gebrauch gemacht werden muß; zumal der Mischling vor die Wahl gestellt, ob er evakuiert oder sterilisiert werden soll, sich lieber der Sterilisierung unterziehen würde.

Staatssekretär Dr. S t u c k a r t stellt fest, daß die praktische Durchführung der eben mitgeteilten Lösungsmöglichkeiten zur Bereinigung der Mischehen- und Mischlingsfragen in dieser Form eine unendliche Verwaltungsarbeit mit sich bringen würde. Um zum anderen auf alle Fälle auch den biologischen Tatsachen Rechnung zu tragen, schlug Staatssekretär Dr. S t u c k a r t vor, zur Zwangssterilisierung zu schreiten.

Zur Vereinfachung des Mischehenproblems müßten ferner Möglichkeiten überlegt werden, mit dem Ziel, daß der Gesetzgeber etwa sagt: „Diese Ehen sind geschieden".
Bezüglich der Frage der Auswirkung der Judenevakuierung auf das Wirtschaftsleben erklärte Staatssekretär N e u m a n n , daß die in kriegswichtigen Betrieben im Arbeitseinsatz stehenden Juden derzeit, solange noch kein Ersatz zur Verfügung steht, nicht evakuiert werden könnten.
SS-Obergruppenführer H e y d r i c h wies darauf hin, daß diese Juden nach den von ihm genehmigten Richtlinien zur Durchführung der derzeit laufenden Evakuierungsaktionen ohnedies nicht evakuiert würden.
Staatssekretär Dr. B ü h l e r stellte fest, daß das Generalgouvernement es begrüßen würde, wenn mit der Endlösung dieser Frage im Generalgouvernement begonnen würde, weil einmal hier das Transportproblem keine übergeordnete Rolle spielt und arbeitseinsatzmäßige Gründe den Lauf dieser Aktion nicht behindern würden. Juden müßten so schnell wie möglich aus dem Gebiet des Generalgouvernements entfernt werden, weil gerade hier der Jude als Seuchenträger eine eminente Gefahr bedeutet und er zum anderen durch fortgesetzten Schleichhandel die wirtschaftliche Struktur des Landes dauernd in Unordnung bringt. Von den in Frage kommenden etwa 2½ Millionen Juden sei überdies die Mehrzahl der Fälle arbeitsunfähig.
Staatssekretär Dr. B ü h l e r stellt weiterhin fest, daß die Lösung der Judenfrage im Generalgouvernement federführend beim Chef der Sicherheitspolizei und des SD liegt und seine Arbeiter durch die Behörden des Generalgouvernements unterstützt würden. Er hätte nur eine Bitte, die Judenfrage in diesem Gebiet so schnell wie möglich zu lösen.
Abschließend wurden die verschiedenen Arbeiten der Lösungsmöglichkeiten besprochen, wobei sowohl seitens des Gauleiters Dr. M e y e r als auch seitens des Staatssekretärs Dr. B ü h l e r der Standpunkt vertreten wurde, gewisse vorbereitende Arbeiten im Zuge der Endlösung gleich in den betreffenden Gebieten selbst

durchzuführen, wobei jedoch eine Beunruhigung der Bevölkerung vermieden werden müsse.
Mit der Bitte des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD an die Besprechungsteilnehmer, ihm bei der Durchführung der Lösungsarbeiten entsprechende Unterstützung zu gewähren, wurde die Besprechung geschlossen. Zit. nach Kempner, Robert M. W., Eichmann und Komplizen. Zürich, Stuttgart und Wien 1961, S. 133 ff.

17

Adolf Hitler, dem Reinhard Heydrich vortragen sollte, befand sich am 27. und 28. Mai 1942 nicht in Berlin, sondern in seinem Führerhauptquartier „Wolfsschanze" in Ostpreußen. Am 29. und 30. Mai hielt er sich in Berlin auf und war am 31. Mai wieder in der „Wolfsschanze", wo er am 6. Juni, 2 Tage nach Heydrichs Tod, nachdrücklich befahl, künftig alle Sicherheitsbestimmungen unbedingt einzuhalten. Jetzt in Prag, so sagte er als Seitenhieb auf Heydrich, „in offenem, ungepanzertem Wagen zu fahren", sei ein „Blödsinn", der „der Nation nichts nütze". Vgl. Picker, Henry, Hitlers Tischgespräche. Stuttgart 1965, S. 386.

18

Immer wieder ist in Lina Heydrichs Bericht vom Geld die Rede: Reinhard Heydrichs Eltern, Reinhard Heydrich, ihre Eltern und sie selbst hatten es nach ihren Angaben nicht, bevor sie Reinhard Heydrichs Frau wurde. Doch auch nach 1933, so gibt sie an, habe es stets Geldschwierigkeiten im Hause Heydrich gegeben. Reinhard Heydrich bekam im Jahre 1940 (1. 1. bis 31. 12. 1940)

18 086,28 Mark netto ausgezahlt. Von seinem Brutto-Gehalt von 19 778,52 Mark gingen 1 928,16 Mark Lohnsteuer und 964,08 Mark Kriegszuschlag ab. Steuerfrei erhielt er zusätzlich 1 200 Mark als Dienstaufwandsentschädigung (Ministerialzulage). Bescheinigung des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD vom 13. 2. 1941 (Zeichen: I-HB. Nr. 5206/40. US-Document-Center Berlin). Monatlich verfügte der Heydrich-Haushalt aus dem Gehalt Heydrichs über 1 507,19 Mark. 1942 waren es vom 1. Januar bis zum 31. Mai insgesamt 11 113,50 Mark brutto. Davon wurden 1 833,— Mark Lohnsteuer und Kriegszuschlag und 81,65 Mark Bürgersteuer abgezogen, so daß Frau Heydrich monatlich 1 843,77 Mark zur Verfügung standen. Nach Heydrichs Tod erhielt sie (vom 1. 6. bis 30. 9. 1942) zunächst monatlich 1 868,39 Mark netto. Schreiben (mit Anlagen) der Adjutantur des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD vom 17. 11. 1942 an das Finanzamt Berlin-Zehlendorf. US-Document-Center Berlin. Mietfrei standen ihr und ihren Kindern darüber hinaus das Schloß Jungfern-Breschan mit dem 7 ha großen Park, der Gärtnerei und einem Teil der Ländereien, das Haus in Berlin-Schlachtensee und ihr Sommerhaus auf der Insel Fehmarn zur Verfügung. Für die Zeit vom 1. 10. bis zum 31. 12. 1942 wurden ihr vom „Chef der Sicherheitspolizei und des SD" am 16. 11. 1942 als voraussichtliche Leistungen zugesichert: 1 756,25 Mark monatlich von der Staatspolizeistelle Berlin, 1 072,80 Mark Waisengeld und 90,— Mark Witwen- und Waisenzulage und 444,24 Mark Umstellungsbeihilfe vom Versorgungsamt Berlin-Schöneberg. Die Abzüge entsprachen den üblichen Regelungen. Von der Witwen- und Waisenzulage und von der Umstellungsbeihilfe wurden gar keine Lohnsteuer abgezogen. US-Document-Center Berlin. Die Deutsche Wehrmacht zahlte während des Krieges für Trakehner Remonten (3- bis 5-jährige Pferde) durchschnittlich 1 500 Mark. Ein Auto der Marke „Opel Kapitän" kostete (1938) 3 000, ein „Mercedes" 170 R 3 700 Mark. Für Herren-Anzüge waren zwischen 50 und 100 Mark zu zahlen. Einzelbettzimmer mit fließendem Wasser und „Staatstelefon" im

Frankfurter Nobel-Hotel „Vier Jahreszeiten“ kosteten (1941/42) 2,50 bis 3,— Mark pro Tag.

19

Lina Heydrich ignoriert die Tatsache, daß bereits im Winter 1941/42, also zu Lebzeiten Heydrichs, in Belzec (an einem Nebengleis der Bahnlinie Lublin—Lemberg) damit begonnen wurde, ein Vernichtungslager (im Rahmen der Aktion „Reinhard“ war es das erste Lager dieser Art) einzurichten. Vgl. dazu das Urteil des Schwurgerichts bei dem Landgericht München vom 21. 1. 1965 (Az IV 56/64, 110 Ks 3/64) und Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, H. 7, 1959, S. 333 ff. Ob die Bezeichnung „Einsatz Reinhard“ (gelegentlich auch ... „Reinhardt“), wie die systematisch betriebene Judenvernichtung im Osten (spätestens) seit 1942 umschrieben wurde, bereits zu Heydrichs Lebzeiten formuliert wurde (oder ob dies erst nach Heydrichs Tod geschah), ist bislang nicht erwiesen. Die unterschiedliche Schreibweise „Reinhard“ und „Reinhardt“ in den Dokumenten klärt diese Frage nicht. Daß Odilio Globocnik, der zuständige SS- und Polizeiführer im Distrikt Lublin, diese „Tarnbezeichnung“ für den Massenmord an Juden wählte, um die Urheberschaft Heydrichs für den technischen Ablauf zu dokumentieren, dürfte indes außer Zweifel stehen. Inspekteur des „Reinhard“-Einsatzes (mit Sitz in Lublin) wurde im Herbst 1942 der Stuttgarter Kriminalkommissar Christian Wirth, der bis August 1942 Kommandant des Vernichtungslagers Belzec gewesen war. Zur Information über den Gesamtkomplex vgl. Eisenbach, Artur. Operation Reinhard, Mass Extermination of the Jewish Population in Poland. Vgl. auch Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, H. 2/1976, S. 105 ff.

20

Nach der Einlieferung ins Krankenhaus wurde Heydrich zuerst von dem tschechoslowakischen Arzt Dr. Vladimir Snadjr behandelt. Er bewunderte Heydrichs Willensstärke, Energie und Gelassenheit geradezu und berichtete später: „Ich nehme eine Pinzette und einige Tampons und untersuche Art und Umfang der Rückenwunde. Heydrich bewegt sich nicht, er zuckt mit keiner Wimper, obwohl er starke Schmerzen haben muß" (Zit. nach Deschner, Günther, Der Todesgott Reinhard Heydrich. In: Das III. Reich, Hamburg, H. Nr. 38, S. 522).

21

Lina Heydrichs Angaben sind falsch. In dem Dörfchen Lidice lebten nicht 110 Menschen, wie sie behauptet, sondern 492. Davon erschoß ein Exekutivkommando (1 Offizier, 2 Unteroffiziere und 20 Mann) am 9. Juni 1942 zunächst 173 Männer, die unmittelbar nach der Einkreisung des Ortes festgenommen worden waren. 15 Männer, die später von ihrer Nachtschicht-Arbeit zurückkehrten, wurden unmittelbar danach erschossen, ebenso 11 der bereits zuvor verhafteten Familienangehörigen derjenigen Einwohner, die als tschechische Legionäre dienten. 184 Frauen wurden in das Frauen-KZ Ravensbrück transportiert. 7 Frauen kamen in das Polizeigefängnis von Theresienstadt, 4 schwangere Frauen nach Prag in ein Krankenhaus. 98 Kinder wurden deportiert: 90 von ihnen kamen in das Lager „Gneisenau" im Wartheland, 8 wurden „eingedeutscht". Von den Kindern konnten nach 1945 nicht einmal 20 wiedergefunden werden. 143 der 1942 verschleppten Frauen tauchten nach dem Kriege dagegen wieder auf.

22

Am 17. Juni 1942 erfuhr die Gestapo, daß die Attentäter sich in einer Prager Kirche versteckt hielten. Hitler warf den Prager Geistlichen am 4. 7. 1942 nicht nur vor, den Attentätern erlaubt zu haben, sich in einer Prager Vorstadtkirche zu verbergen, sondern sich sogar im Altarraum verschanzen zu dürfen (Vgl. Picker, Henry, Hitlers Tischgespräche, Stuttgart 1965, S. 437). Am 18. Juni bekam eine Kompanie der SS-Division „Deutschland" den Befehl, die Attentäter zu stellen. Die SS-Männer pumpten Wasser aus der Moldau in die Krypta, wo sich die Attentäter verbarrikadiert hatten. Sie sollten ertränkt werden, da es zunächst unmöglich erschien, sie auf andere Weise zu fangen oder zu töten. Dann versuchte ein mit einem Rammblock versehener Lastwagen eine zugemauerte Tür zu durchbrechen, was sich als unmöglich erwies. Schließlich sprengten Pioniere eine der großen Steinplatten, die die Krypta verschlossen, so daß das Wasser der Moldau mit großer Kraft hineinströmen konnte. Durch diese Öffnung versuchten SS-Männer einzudringen; aber sie wurden von den gut postierten und gedeckten Attentätern mit Maschinenpistolen erschossen. Nach einem langen Gefecht, in dem die Attentäter ihre Munition verbraucht hatten, erschossen sie sich selbst.

23

Hitler sah diese Dinge durchaus nicht so. So sagte er am 4. Juni 1942 im Führerhauptquartier „Wolfsschanze" beispielsweise: Männer vom politischen Format Heydrichs müßten sich klar darüber sein, „daß ihnen wie einem Wild aufgelauert werde" und sie müßten wissen, daß „unzählige Leute den Gedanken haben, wie sie" sie „umbringen könnten". Nur als „Dummheit oder reiner Stumpfsinn" müsse daher bezeichnet werden, was Heydrich getan habe. Vgl. dazu Picker, Henry, Hitlers Tischgespräche, a.a.O. S. 386.

24

Benesch und Churchill wären sich einig, daß Heydrich (auf dem Wege über ein Attentat) um der eigenen Ziele willen aus der Welt geschafft werden mußte. Heydrichs Politik des Terrors, die sich eigentlich nur gegen den Widerstand richtete und seine Politik der betonten Befriedung der allgemeinen Bevölkerung (vor allem seine positive Sozialpolitik) hatte den tschechischen Widerstand erheblich reduziert, woran weder Benesch noch Churchill interessiert sein konnten. Die viel zitierte Feststellung des britischen Labour-Abgeordneten Ronald T. Paget, daß die Briten aus diesem Grunde ein Kommando zur Ermordung Heydrichs in die Tschechoslowakei einflogen, bedarf daher keines weiteren Kommentars.

25

Anfang 1962 stellte der tschechoslowakische Verband der Widerstandskämpfer bei der Ludwigsburger Zentralstelle zur Untersuchung nationalsozialistischer Verbrechen und bei den Staatsanwaltschaften in Schleswig, Düsseldorf und München Strafanträge wegen Mordes und Beihilfe zum Mord gegen sieben Personen der ehemaligen Protektoratsverwaltung in Prag, zu denen auch Lina Heydrich gehörte. Auch die tschechoslowakische Militärmission in West-Berlin beschuldigte Lina Heydrich (auf Dokumente und dokumentarisches Bildmaterial gestützt) beträchtlich. Ihr wurde vorgeworfen, 1942, nach dem Tode ihres Mannes, die Hinrichtung von 90 verhafteten Tschechen durchgesetzt zu haben, die zuvor von Frank zu KZ-Haft „begnadigt" worden waren. Sie wurde ferner beschuldigt, die Mißhandlung jüdischer Häftlinge angeordnet zu haben, die auf Schloß Jungfern-Breschan arbeiten mußten. Aus dem Archiv Franks, der 1945 nach dem Abzug der Deutschen in

Prag umgebracht wurde, glaubten die Prager Behörden darüber hinaus beweisen zu können, daß Lina Heydrich 1945 aus tschechischem Besitz Gold, Juwelen und wertvolle Kunstgegenstände gestohlen und bei ihrer Flucht nach Deutschland mitgenommen habe.

26

Mit dieser „anderen Frau" meint Lina Heydrich offenbar Himmlers illegitime Zweitfrau Hedwig, die ihm zwei Kinder gebar: den Sohn Helge und die Tochter Nanette Dorothea. Am 12. 9. 1944 erkannte Himmler seine Vaterschaft für den am 15. 2. 1942 geborenen Sohn und am 25. 7. 1944 die für seine am 20. 7. 1944 zur Welt gekommene Tochter Nanette Dorothea offiziell an.

27

Lina Heydrich hat bisher nicht begriffen, welchen Zweck die Entnazifizierung verfolgte. Die Tatsache, daß ihr nach 1945 das Vermögen genommen wurde, das sie nicht nur nach Ansicht der Behörden der Bundesrepublik Deutschland dem NS-Regime verdankte, erscheint ihr auch heute noch als ein Akt ungesetzlicher und unberechtigter „Räuberei".

28

1947 lehnte die britische Militärverwaltung den Prager Antrag auf Auslieferung Lina Heydrichs ab, weil sie überzeugt war, daß Mordverdacht nicht vorliege.

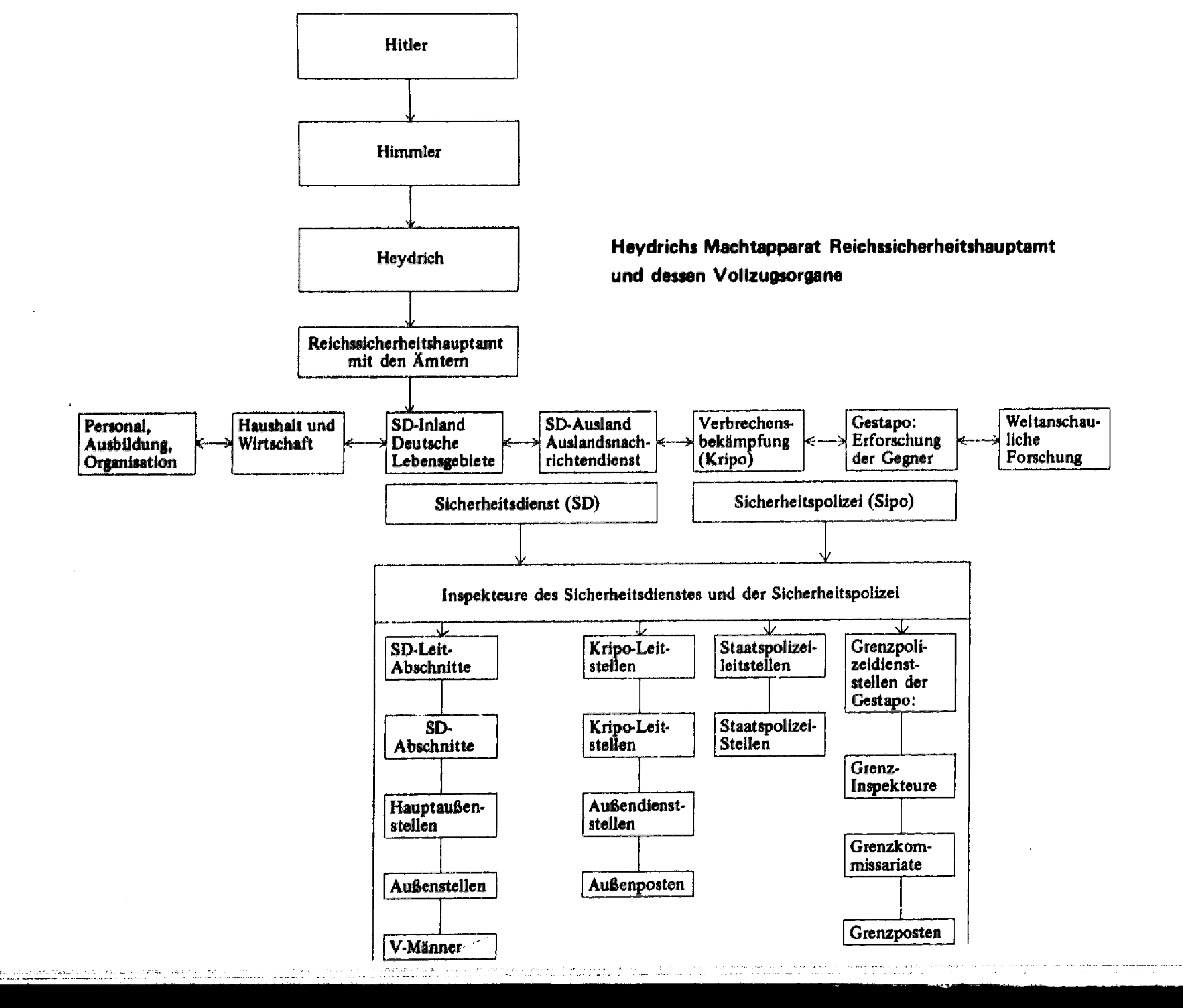
29

Auch diese Bemerkung Lina Heydrichs, die nach eigenen Angaben niemals genügend Geld hatte (vgl. die Kommentare Nr. 18 u. 30), vom NS-System nicht profitierte und mit einem Mann verheiratet war, der als Gestapo-Chef und General der Polizei nicht viel mehr als nur Beamter gewesen sei, paßt fugenlos ins Bild.

30

Die Spruchkammer Berlin (Wilmersdorf, Fehrbelliner Platz 2) stellte 15 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg im Rahmen eines Sühneverfahrens zu Lasten Reinhard Heydrichs fest, daß auf dem Konto (Nr. 99) 400 („Gehaltskonto") Lina Heydrichs bei der Deutschen Reichsbank am Ende des Krieges über 279 287 Mark Kapital vorhanden waren. Bei den Akten des Landgerichts befanden sich Unterlagen über die Herkunft des Geldes. Witwengelder, Beträge aus einer Lebensversicherung und Gewinne aus einer Beteiligung an einer Handelsfirma wurden als Quellen nachgewiesen. Das Gericht stellte fest, daß dieser Betrag „offensichtlich" nicht „zum Nachlaß des Reinhard Heydrich gehörte". Als Heydrich-Nachlaß wurde dagegen ein im Dezember 1942 überwiegender Betrag von 62 500 Mark bezeichnet, den Frau Heydrich beim Verkauf ihres Berliner Grundstücks in Berlin-Zehlendorf (Staufzeile 14) nach dem Tode Reinhard Heydrichs von einem Mann namens Horst Walter erhalten hatte. 62 806,20 Mark waren im Dezember auf das Konto (Nr. 400) überwiesen worden. Neben diesem Konto hatte Lina Heydrich vier Konten für ihre Kinder, ein Girokonto (Nr. 6 500) und ein Konto Ordinario (Nr. 6 732) unterhalten. Auf dem Konto Nr. 6 500 befanden sich per 5. 11. 1942 1 590 493,10 Kronen (159 049,31 Mark), auf dem Konto Nr. 6 782 623 022,80 Kronen

(62 302,28 Mark). Am 17. 11. 1942 beauftragte Lina Heydrich die Bank, die auf ihrem Konto Nr. 6 782 befindlichen 62 302,28 Mark und 100 000 Mark von ihrem Konto Nr. 6 500 auf ihr „Gehaltskonto" Nr. 400 zu überweisen. Ob allerdings die seit dem 3. 12. 1942 auf dem Konto 400 auftauchenden 100 000 Mark tatsächlich auch vom Konto Nr. 6 500 stammten, konnte das Gericht nicht eindeutig feststellen; denn es fand sich bei den Akten auch ein entsprechender Auftrag an die Dresdner Bank, die diesen Betrag möglicherweise überwiesen hat. Während des Gerichtsverfahrens gab Lina Heydrich an, vom SS-Gruppenführer Kurt Daluege, dem Chef des Hauptamts Ordnungspolizei, am 18. 1. 1943 68 198,46 Mark und von der Adjutantur der Sicherheitspolizei der SS (SD) am 19. 2. 1943 15 000 Mark erhalten zu haben, die sie „nicht zum Nachlaß" ihres „verstorbenen Ehemannes" gehörend, bezeichnete. Das Gericht konnte ihre Behauptungen weder beweisen noch widerlegen. Spruchkammer Berlin, Az.: Sprka 114/59, S. 42 ff.



Heydrichs Machtapparat Reichssicherheitshauptamt und dessen Vollzugsorgane
Hitler
Himmler
Heydrich
Reichssicherheitshauptamt mit den Ämtern
Personal, Ausbildung, Organisation
Haushalt und Wirtschaft
SD-Inland Deutsche Lebensgebiete
SD-Ausland Auslandsnachrichtendienst
Verbrechensbekämpfung (Kripo)
Gestapo: Erforschung der Gegner
Weltanschauliche Forschung
Sicherheitsdienst (SD)
Sicherheitspolizei (Sipo)
Inspekteure des Sicherheitsdienstes und der Sicherheitspolizei
SD-Leit-Abschnitte
SD-Abschnitte
Hauptaußenstellen
Außenstellen
V-Männer
Kripo-Leitstellen
Kripo-Leitstellen
Außendienststellen
Außenposten
Staatspolizeileitstellen
Staatspolizei-Stellen
Grenzpolizeidienststellen der Gestapo:
Grenz-Inspekteure
Grenzkommissariate
Grenzposten

Foto- und Dokumenten-Nachweis:

Folgende Unterlagen wurden von Lina Heydrich zur Verfügung gestellt:

Schreiben von Reinhard Heydrich an Lina vom 18. 12. 30 (S. 32 a bis 32 d)

Schreiben von Reinhard Heydrich an seine Schwiegereltern vom 3. 1. 31 (S. 32 e bis 32 h)

Schreiben von Reinhard Heydrich an seine Schwiegereltern vom 11. 8. 31 (S. 32 i bis 32 l)

Schreiben von Reinhard Heydrich an seine Schwiegermutter vom 22. 8. 31 (S. 32 m bis 32 p)

Schreiben von Reinhard Heydrich an sine Schwiegereltern vom 6. 1. 32 (S. 32 q bis 32 t)

Testament Reinhard Heydrichs vom 1. 9. 39 (S. 40 a bis 40 f)

Dienstleistungszeugnis Reinhard Heydrichs vom 30. 4. 31 (S. 32 v)

Schreiben Heydrichs an Joachim von Ribbentrop vom 24. 6. 40 (S. 32 w)

Urkunde der Beförderung Heydrichs zum SS-Obergruppenführer und der Ernennung zum General der Polizei vom 24. 9. 41 (S. 32 x)

Minutenprogramm für die Trauerfeierlichkeiten für Heydrich in Prag vom 7. 6. 42 (S. 136 b)

Schreiben an SS-Oberstuf. Heckenstaller vom 25. 6. 42 (S. 56 d)

Schreiben an SS-Oberstuf. Heckenstaller vom 26. 6. 42 (S. 56 c)

Schreiben von Heinrich Himmler an Lina Heydrich vom 7. 8. 43 (S. 72 c)

Schreiben von Heinrich Himmler an Lina Heydrich vom 22. 1. 45 (S. 72 d)

Hochzeitsfoto von Lina und Reinhard Heydrich (Titelfoto und S. 56 b) Foto Lina Heydrich

Bruno Heydrich, Reinhard Heydrichs Vater (S. 32 u) Foto Lina Heydrich

Foto Himmler/Heydrich (S. 72 b) Axel Springer Verlag/Ullstein GmbH

Reinhard Heydrich als angehender Seekadett (S. 40 g) Axel Springer Verlag/Ullstein GmbH

Der hervorragende Fechter Reinhard Heydrich (S. 40 h) Axel Springer Verlag/Ullstein GmbH

Familie Heydrich (S. 48 a) Foto Lina Heydrich

Polizeichef im 3. Reich, SS-Obergruppenführer Heydrich während eines Besuches in Italien mit Mussolini, Himmler, Daluege, SS-General Wolff (S. 48 c) Foto Lina Heydrich

SS-Gruppenführer Heydrich, Oberführer Nebe und Don José Finat Conde de Mayalde im Reichskriminalpolizeiamt. 1940. (S. 48 d) Foto Lina Heydrich

Heydrichs Witwe als Zeugin vor der Spruchkammer (S. 136 c) Keystone Pressedienst

Heydrich neben Adolf Hitler (S. 72 a) Axel Springer Verlag/Ullstein GmbH

10 Fotos (S. 48 b, 56 a, 120 b bis 120 h, 136 a; entnommen aus „The Assassination of Heydrich" von Miroslav Ivanov (Hart-Davis, MacGibbon Ltd. London)

Ort des Attentats: Zeichnung aus „Das III. Reich" (Nr. 3/1975) S. 120 a

Personen-Register

Im gleichen Verlag ist erschienen:

MEIN SCHÜLER HITLER

Das Tagebuch seines Lehrers Paul Devrient
Bearbeitet und herausgegeben von Werner Maser

300 Seiten mit zahlreichen Fotos und bisher unveröffentlichten Dokumenten, Leinen, 32.– DM.

DIE WELT:

„Hitler-Forscher Werner Maser wartet mit einer kleinen Sensation auf. Unter dem Titel „Mein Schüler Hitler" gibt Maser das Tagebuch des Hitler-Lehrers Paul Devrient heraus, das den Historikern bislang nicht zugänglich gewesen ist. Der 1973 verstorbene Opernsänger reiste 1932 mit Hitler durch mehr als 100 deutsche Städte und gab ihm in Hotelzimmern, in Gastwirtschaften und auf Trockenböden Schauspiel- und Rhetorikunterricht. Später machte er sich deswegen Vorwürfe, weil er glaubte, sein Unterricht könnte dem Diktator zur Machtergreifung geholfen haben. Das Tagebuch hielt er bis zu seinem Tod geheim."

DIE ZEIT:

„Es ist also wohl nicht so weit her mit dem Wahrheitsgehalt der Legenden, Hitlers Weg zur Macht sei mit Millionenspenden der Industrie geebnet worden. Der Dialog aus dem Jahr 1932 ist sehr aufschlußreich, sozusagen eine Kulissenrarität. Hitler-Forscher Werner Maser fand die Gesprächsaufzeichnung im Tagebuch des 1973 verstorbenen Opernsängers Paul Devrient, der dem Parteichef 1932 Rhetorikunterricht gegeben ... hatte. Der wichtige Fund aus den Jahren des unaufhaltsamen Aufstiegs Adolf Hitlers kam gerade noch zurecht ..."